

Victoria Holt

Der Fluch der Opale



Inhaltsangabe

Edelsteine – dem einen verschaffen sie unermeßlichen Reichtum, andere stürzen sie in Unglück und Verderben. Opale von einzigartiger Schönheit haben Jessica Cleverings Vater in finanzielle Schwierigkeiten gebracht. Bei Nacht und Nebel mußte er sein Haus verlassen, und wenig später schied ihre Mutter unter merkwürdigen Umständen aus dem Leben. Liegt ein Fluch auf diesen Opalen? Jessica, die bei ihren Großeltern aufwächst, stößt mit ihren Fragen auf eisige Abwehr: Die Vergangenheit soll ruhen. Bis ein Päckchen Briefe Jessica dem Geheimnis um den Tod ihrer Mutter näherbringt. Als sie den von allen gemiedenen Nachbarn Ben Hennicker kennenlernt, weiß sie, daß sie dieses Geheimnis endgültig klären wird. Alles deutet auf jene mysteriösen Opale hin, besonders auf einen legendären Stein von eigenartiger Leuchtkraft, den ›Grünen Blitz‹.

Wieder versteht es die international gerühmte Autorin Victoria Holt, ihre Leser bis zur letzten Seite zu fesseln. Jessica Clevering gehört zu ihren bemerkenswertesten Romanheldinnen: sie ist eine jener unerschrockenen jungen Frauen, die ein altes Familiengeheimnis nicht ruhen läßt, bis sie sich immer stärker darin verstrickt sehen.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel THE PRIDE OF THE PEACOCK

Sonderausgabe des Lingen Verlags, Köln

mit Genehmigung des Franz Schneekluth Verlags, München

Aus dem Englischen übersetzt von Inge Wiskott

© 1976 by Victoria Holt © 1978 by Franz Schneekluth Verlag, München

für die deutsche Ausgabe

Gesamtherstellung: Lingen Verlag, Köln (fgb)

Schutzumschlag: Roberto Patelli

Printed in West-Germany

Alle Rechte vorbehalten

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder
chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ☺

Der Witwensitz

Daß mich ein Geheimnis umgab, merkte ich bereits in meiner Kindheit. Sehr früh stellte sich bei mir schon das Gefühl ein, nicht dazugehören, und es sollte mir treu bleiben. Ich unterschied mich von den anderen auf dem Witwensitz.

Gern ging ich zu dem Bach hinunter, der zwischen unserem Wohnsitz und Oakland Hall verlief, und starrte in sein klares Wasser, als hoffte ich, dort die Antwort zu finden. Daß ich gerade eine bestimmte Stelle dazu aussuchte, war wohl irgendwie bedeutungsvoll. Maddy, unser Mädchen für alles, das teilweise auch mich betreute, entdeckte mich einmal dort, und das Entsetzen in ihren Augen konnte ich lange nicht vergessen.

»Warum kommen Sie denn ausgerechnet an diesen Platz, Miß Jessica?« rief sie. »Wenn Miß Miriam das wüßte, würde sie es Ihnen streng verbieten!« Schon wieder ein Geheimnis! Was hatte sie gegen das Bächlein und die hübsche Brücke, die darüberging? Mir gefiel die Stelle besonders gut, weil man von hier aus gut die grauen Mauern von Oakland Hall betrachten konnte, die sich drüben so majestätisch erhoben.

»Mir gefällt es eben hier«, sagte ich widerspenstig. Und da verbotene Früchte mir wohl noch süßer schmeckten als irgendjemandem sonst, ging ich umso öfter hin, seit ich wußte, daß es einen Grund gab, warum ich nicht dort sitzen sollte.

Immer wieder mahnte mich Maddy, es nicht zu tun. Und ich wollte natürlich wissen, warum. Das war überhaupt ein Charakteristikum an mir, und Maddy nannte mich deshalb auch »kleine Miß Warum-Wo-und-Was«.

»Geradezu krankhaft ist es!« schalt sie. »Das haben Mr. Xavier und Miß Miriam auch gesagt. Krankhaft!«

»Warum?«

»Da hat man's wieder«, seufzte Maddy. »Es ist eben so. *Darum* – und gehen Sie nicht dauernd dorthin.«

»Ist die Stelle vielleicht verwünscht?«

»Ja, das mag wohl sein.«

Was konnte es hier für eine Gefahr geben, fragte ich mich. Außer bei schweren Regenfällen war das Wässerchen ganz flach und so klar, daß ich die Kiesel auf dem braunen Boden erkennen konnte. Eine Trauerweide hing über das gegenüberliegende Ufer. Trauerte sie um jemanden? War dies das Krankhafte?

So kam ich also immer wieder zum Bach und träumte dort, vor allem über mich selbst, und das Hauptthema war stets: Irgendwie gehörst du nicht zu denen auf dem Witwensitz.

Nicht, daß es mich gestört hätte. Ich *war* anders und wollte auch anders sein. Schon mein Name war anders. Ich hieß ja in Wirklichkeit Opal – Opal Jessica –, und überlegte oft, wie meine Mutter wohl dazu gekommen war, mir einen so seltsamen Namen zu geben, denn zu Seltsamkeiten dieser Art neigte sie eigentlich nicht. Mein armer trauriger Vater hatte bestimmt nichts damit zu tun; eine Wolke überschattete ihn stets, und manchmal meinte ich, daß sie auch über mir hinge.

»Opal« wurde ich nie gerufen. Daher nannte ich mich in Selbstgesprächen manchmal so, und ich führte oft Selbstgespräche. Wahrscheinlich, weil ich soviel allein war. Und dadurch wurde ich mir auch der geheimnisvollen Aura um mich herum bewußt, die mich wie ein Nebel umgab, den ich nicht sehen konnte.

Maddy brachte manchmal ein wenig Licht in die Düsterei, aber es war nur ein schwacher Schimmer, der dann oft alles noch viel schwerer erkennbar machte.

Da besaß ich also einen Namen, bei dem mich niemand rief. Warum hatten sie ihn mir gegeben, wenn sie ihn gar nicht anwenden wollten? Meine Mutter kam mir sehr alt vor. Sie war offenbar schon über vierzig, als sie mich zur Welt brachte. Meine Schwester Miriam war fünfzehn

Jahre älter als ich, und mein Bruder Xavier hatte mir fast zwanzig Jahre voraus. Wie Bruder und Schwester kamen sie mir nie vor. Miriam spielte meine Gouvernante, da wir zu arm waren, uns eine zu leisten. Überhaupt war Armut das unerbittliche Thema in unserem Haushalt. Unzählige Male hörte ich, was wir in der Vergangenheit besessen hatten und jetzt nicht mehr besaßen, wie wir herabgesunken waren vom äußersten Luxus auf das, was meine Mutter ›bitterste Armut‹ nannte.

Wenn sie anfang, von besseren Tagen zu sprechen – jenen Tagen, da sie von Dienern umgeben waren und glänzende Bälle sich mit eleganten Banketten abgewechselt hatten –, zuckte mein armer Vater stets zusammen. Zu essen hatten wir allerdings immer genug auf dem Wittensitz; und der Gärtner Jarman bearbeitete den Garten, Mrs. Cobb kochte und Maddy kümmerte sich um alles andere. Ganz ohne Geld standen wir also nicht da. Da meine Mutter unsere Armut immer so übertrieb, meinte ich, vielleicht übertreibe sie genauso bei den verlorenen Reichtümern, und bezweifelte, daß die Bälle und Bankette wirklich so grandios gewesen waren, wie sie es beschrieb.

Mit etwa zehn Jahren sollte ich eine wichtige Entdeckung machen. Auf Oakland Hall wurde eine Gesellschaft gegeben. Man hörte von drüben die lauten Stimmen der Gäste. Von meinem Fenster aus hatte ich bemerkt, daß sie mit den Hunden zur Jagd ausritten.

Wenn sie mich doch nur einmal einladen würden! Ich wollte so gern das große Haus von innen sehen. Gewiß, im Winter, wenn die nackten Äste der Eichen es nicht mehr völlig verbargen, konnte ich von meiner Seite des Baches aus etwas erkennen, aber über die Mauern hinaus ging mein Blick nicht; und die faszinierten mich schon ungemein. Eine lange Auffahrt schlängelte sich zum Haus hinauf. Ich hatte mir fest vorgenommen, eines Tages den Bach zu überqueren und einfach hinzumarschieren.

An jenem Morgen gab mir Miriam gerade Unterricht. Als Lehrerin entwickelte sie keine sonderliche Befähigung und zeigte oft große Ungeduld mit mir. Sie war eine großgewachsene, blasse junge Frau. Ich war zehn, sie mußte also fünfundzwanzig sein. Die Unzufriedenheit stand ihr ins Gesicht geschrieben – wie allen bei uns, die jene besseren

Tage nie vergessen konnten –, und sie sah mich manchmal mit kaltem Widerwillen an. Ich konnte ihr gegenüber auch keine schwesterlichen Gefühle aufbringen.

Als die Jagdgesellschaft vorbeiritt, sprang ich auf und rannte zum Fenster. »Jessica!« schrie Miriam. »Was tust du denn?«

»Ich will doch nur die Reiter betrachten«, erklärte ich. Sie packte mich unsanft beim Arm und zog mich vom Fenster weg. »Wenn sie dich nun sehen«, zischte sie mich an, als wäre das die tiefste Erniedrigung.

»Na und?« gab ich zurück. »Sie haben mich gestern auch gesehen. Einige winkten, und andere riefen ›guten Morgen‹.«

»Laß dir ja nicht einfallen, noch einmal mit ihnen zu sprechen«, drohte sie.

»Warum nicht?«

»Weil Mama sehr zornig darüber sein würde.«

»Du redest ja, als ob es Wilde wären. Was ist denn schon dabei, wenn man sie unterwegs grüßt?«

»Das verstehst du nicht, Jessica.«

»Und wie kann ich es verstehen, wenn mir niemand was sagt?«

Sie zögerte kurz, und dann überlegte sie wohl, daß eine kleine Indiskretion durchaus von Nutzen sein konnte, wenn sie mich vor der Todsünde bewahrte, zu den Gästen von Oakland Hall freundlich zu sein. Sie sagte: »Oakland Hall hat einmal uns gehört. Das können wir nie vergessen.«

»Und warum gehört es uns nun nicht mehr?«

»Weil sie es uns genommen haben.«

»Genommen? Wie denn?« Ich sah unwillkürlich eine Belagerung vor meinen Augen: Mama kämpferisch und dominierend, wie sie der Familie befahl, kochendes Öl von den Zinnen auf den bösen Feind hinunterzugießen, der uns das Schloß nehmen wollte.

»Sie haben es gekauft«, drang Miriams Stimme in mein Bewußtsein.

»Und warum haben wir es ihnen verkauft?«

Sie verzog den Mund. »Weil wir uns das Leben dort nicht mehr leisten konnten.«

»Ach so, ja«, sagte ich, »die berühmte Armut. Also dort haben sich unsere besseren Tage abgespielt.«

»Aber nicht für dich. Es war lange vor deiner Geburt. Ich habe meine Kindheit noch auf Oakland Hall verbracht. Ich weiß, was es heißt, in Not zu fallen.«

»Und ich weiß es nicht, weil ich nie bessere Tage gesehen habe. Warum sind wir eigentlich so arm geworden?«

Darauf gab sie keine Antwort und sagte nur: »Und dann mußten wir eben an diese ... diese Barbaren verkaufen. Nur den Witwensitz haben wir behalten; das einzige, was uns geblieben ist. Jetzt weißt du, warum wir die Leute, die unser Haus genommen haben, gar nicht beachten wollen.«

»Sind es wirklich Barbaren ... richtige Wilde?«

»Viel Besseres jedenfalls nicht.«

»Sie sehen aber wie gewöhnliche Leute aus.«

»Du meine Güte, Jessica, bist du wirklich noch so kindisch? Du verstehst das alles ohnehin nicht und solltest es lieber den Älteren überlassen. Aber jetzt weißt du wenigstens, daß wir einmal dort gewohnt haben, und wirst vielleicht verstehen, daß wir nicht wollen, daß du die Leute von drüben wie ein Bauerntrommel anstarrst, wenn sie ausreiten. Und nun mach dich an deine Algebraaufgaben. Du mußt dich viel mehr mit deinen Büchern befassen, wenn du auch nur halbwegs ein bißchen Bildung mitbekommen willst.«

Wie konnte ich mich nach einer solchen Entdeckung für $x + y^2$ interessieren? Jetzt war nur noch interessant, etwas über die Barbaren zu erfahren, die uns unser Haus genommen hatten.

Das war der Anfang meiner Entdeckung. Und auf meine energische – und doch, wie ich meinte, diskrete – Art begann ich nachzuforschen.

Mir schien, daß ich bei den Dienstboten wohl mehr Erfolg haben könnte als bei der Familie, und ich versuchte es deshalb zuerst beim Gärtner Jarman, der im Sommer immer so lange hart arbeitete und im Winter nur wenige Stunden am Tag. Unter Mamas Anleitung hielt er den zum Haus gehörenden Grund und Boden gut instand. Ich folgte ihm eine ganze Woche lang, in der Hoffnung, Informationen aus

ihm herauszuquetschen. Ich sammelte Blumentöpfe und stapelte sie im Wintergarten, sah ihm beim Unkrautjäten zu.

»Plötzlich an der Gartenarbeit interessiert, Miß Jessica?« fragte er erstaunt.

Ich lächelte geheimnisvoll und verschwieg, daß mein wahres Interesse die Vergangenheit betraf. »Sie haben doch mal auf Oakland Hall gearbeitet?« erkundigte ich mich beiläufig.

»Ja, ja. Das waren noch Tage!«

»Bessere Tage natürlich«, meinte ich.

»Der Rasen!« rief er ekstatisch. »All das Gras! Der beste Rasen in der ganzen Grafschaft. Dagegen das Unkraut hier! Kaum dreht man ihm den Rücken, ist es schon überall wieder hochgeschossen. Man kann direkt zusehen, wie es wächst.«

»Warum bist du von Oakland Hall weg?« bohrte ich weiter.

»Ich kam mit Ihrer Familie hierher- so was tut man doch, aus Treue.« Er schwelgte sichtlich in Erinnerungen. Mit träumerischem Blick lehnte er sich auf seinen Spaten. »Schöne Zeiten waren das. Komisch, damals dachte ich, so würde es immer weitergehen. Und dann auf einmal ...«

»Ja?« bohrte ich wieder. »Was war dann auf einmal?«

»... schickt die Gnädige nach mir. ›Jarman«, hat sie gesagt, ›wir haben das Schloß verkauft. Wir ziehen auf den Witwensitz.‹ Mich hätt' es bald umgeweht vor Schreck, obwohl manche ja meinten, sie hätten es kommen sehen. Mich hat es schrecklich getroffen. Dann hat sie noch gesagt: ›Wenn du mitkommen willst, kannst du das Häuschen auf dem Stück Land haben, das wir noch behalten werden. Und dann könntest du heiraten.‹ Das war der Anfang. Noch vor Ende des Jahres war ich schon Vater.«

»Man hat also darüber geredet ...«

»Ja, geredet. Die, die nachher wußten, daß es so hatte kommen müssen ... die redeten. Es gab Spieler in der Familie. Der alte Herr spielte schon gern, er soll ganz schön was verloren haben. Hypotheken hier, Hypotheken dort – das ist schlecht für ein Haus, und was fürs Haus schlecht ist, ist auch schlecht für die, die drin arbeiten.«

»Die haben also den nahenden Sturm gespürt?«

»Daß es mit dem Geld nicht stimmte, wußten wir alle. Manchmal bekamen wir unseren Lohn zwei Monate nicht. In manchen Familien ist das so Brauch, aber auf Oakland gab es das nie. Dann tauchte dieser Mann auf und kaufte alles. War mal Bergmann gewesen und hat irgendwo sein Glück gemacht. Im Ausland.«

»Warum bist du nicht bei ihm geblieben?«

»Ich war immer bei Edelleuten, Miß. Außerdem bekam ich doch das Häuschen.«

Er hatte elf Kinder, es mußte also etwa zwölf Jahre zurückliegen. Man konnte die Jahre an seinen Kindern zählen.

»Das war alles vor meiner Geburt«, fuhr ich fort, um seine Gedanken weiter in der gleichen Richtung zu halten.

»Ja, richtig. Muß wohl zwei Jahre davor gewesen sein.« Also stimmte meine Rechnung: Zwölf Jahre schon – ein ganzes Leben. Für mich jedenfalls.

Von Jarman wußte ich nun, daß die Spielleidenschaft meines Vaters der Grund gewesen war. Kein Wunder, daß Mama ihn so verachtete. Jetzt verstand ich viele ihrer bitteren Bemerkungen.

Mrs. Cobb konnte mir nur wenig sagen. Wie meine Familie hatte auch sie einst bessere Tage gesehen. Sie war zu uns gekommen, als wir umzogen, und wurde nie müde, jedermann, der ihr Gehör schenkte, zu erzählen, daß sie an Zimmermädchen, Küchenmädchen, einen Butler und zwei Diener gewöhnt war. So war sie auch »herabgesunken«, indem sie in unserem Haushalt arbeitete. Aber wenigstens hatte die Familie, genau wie sie selbst, bessere Tage gekannt.

Meinen Vater konnte ich natürlich deswegen nicht angehen- der legte seine Patienten, las, machte einsame Spaziergänge und trug schwer an seiner Schuld. Mich schien er ohnehin kaum je zu bemerken. Wenn er es doch tat, dann kam ein Ausdruck in sein Gesicht wie der, wenn meine Mutter ihn daran erinnerte, daß seine Schwäche die Familie so ins Elend gestürzt hatte. Für mich war er eine Art Nichtperson. Ein eigenartiges Gefühl dem eigenen Vater gegenüber. Aber da er sich in keiner Weise für mich interessierte, brachte ich kein Gefühl für ihn auf, außer Mitleid.

Bei Mama ging es noch schwerer. Als ich noch klein war und wir in der Kirche sangen: »Muttersorge, Kindesdank hört nie auf ein Leben lang«, meinte ich einmal, Mutter hätte wohl nie aufgehört, sich um mich zu sorgen, da sie nie damit angefangen habe. Miriam wurde ganz rot im Gesicht und beschimpfte mich als das undankbarste Kind der Welt, und ich sollte froh sein, so ein gutes Zuhause zu haben. Ich überlegte, wieso es ein gutes Zuhause sein sollte, in dem mich niemand mochte. Aber wahrscheinlich hatte es damit zu tun, daß die anderen bessere Tage gesehen hatten und ich nicht.

Mein Bruder Xavier war eine romantische, ferne Gestalt für mich, die ich selten zu Gesicht bekam. Er kümmerte sich um das bißchen Land, das wir noch übrigbehalten hatten, zu dem eine Farm und einiges Weidegebiet gehörte. Wenn ich ihn sah, war er auf eine vage Art recht lieb zu mir. Offenbar hatte ich ein Recht, in diesem Haus zu leben, aber es schien ihm nicht ganz klar zu sein, wie ich da hineingeraten war, und er war zu höflich, zu fragen. Ich hatte gehört, daß er Lady Klara Donningham liebte, die in einiger Entfernung von uns wohnte. Aber da er ihr den Luxus, an den sie gewöhnt war, nicht bieten konnte, würde er sie nicht um ihre Hand bitten, obwohl sein Ansinnen möglicherweise durchaus Gehör gefunden hätte.

In meinen Augen wurde Xavier dadurch zu einer höchst romantischen Gestalt. Sozusagen der edle Ritter, der sein Leben lang eine geheime Leidenschaft in sich barg, von der er aus Wohlerzogenheit nicht sprechen durfte. Er würde mir bestimmt nichts sagen. Miriam konnte ich vielleicht dazu bringen, mir etwas zu verraten, aber Vertraulichkeiten liebte sie gar nicht. Sie »ging« mit dem zukünftigen Vikar des Ortes, aber an eine Heirat war erst zu denken, wenn er seine Vikarstelle bekam, was angesichts seiner langweiligen Art noch Jahre dauern konnte.

Maddy war diejenige, die mir am ehesten helfen konnte, denn sie hatte ja auch in Oakland Hall gelebt. Außerdem redete sie gerne, und solange sie mich zum Stillschweigen verpflichten konnte – und ich schwor es immer bereitwillig –, fielen hier und da einige Informationen ab.

»Es war alles so großartig damals. Wunderschöne Kinderzimmer hattet ihr.«

»Xavier war sicher sehr brav«, meinte ich.

»Ja, das stimmt. Der hat nie was angestellt.«

»Wer sonst? Miriam?«

»Nein, die auch nicht.«

»Du hast aber doch mal gesagt, einer war schlimm.«

»Hab ich gar nicht. Du hältst ja das reinste Verhör ab: Was ist dies, was ist das?« antwortete sie verärgert und preßte die Lippen ganz fest aufeinander, als wolle sie mich für die Frage bestrafen, mit der ich ihren Seelenfrieden gestört hatte.

Erst später begriff ich, warum das so war. Eines Tages sagte ich nämlich zu Miriam: »Wenn man sich vorstellt, daß du noch in Oakland Hall geboren bist und ich schon hier ...«

Worauf sie mich verdutzt ansah und dann sagte: »Wurdest du ja gar nicht. Du bist doch ... im Ausland geboren.«

»Wie interessant! Wo denn?«

Miriam sah mich ganz erschrocken an. Sie überlegte sichtlich, wie ich sie jetzt wieder zu diesem Verplapperer gebracht hatte.

»Mama war gerade auf Reisen in Italien, als du geboren wurdest.«

Meine Augen wurden groß vor Staunen. Venedig, dachte ich: Gondeln; der Schiefe Turm von Pisa; Florenz, wo Beatrice und Dante einander getroffen und sich so keusch geliebt hatten, wie Miriam mir erzählt hatte.

»Wo denn?« wollte ich wissen.

»In Rom.«

Ich wurde immer aufgeregter. Julius Cäsar, dachte ich. »Und wieso eigentlich?«

Miriam's Verstörtheit wuchs. »Weil du eben zufällig kamst, als sie dort waren.«

»Vater war also mit dabei? Hat das nicht viel gekostet? Bei unserer bitteren Armut?«

Sie blickte mich so schmerzlich an, wie nur sie es konnte, und sagte dann abweisend: »Sie waren eben dort und damit basta.«

»Das klingt ja, als hätten sie nicht gewußt, daß ich auf die Welt kommen sollte. Ich meine, sie wären doch nicht hingefahren, wenn sie ...«

»So etwas passiert eben manchmal. Und jetzt genug davon.« Meine Schwester Miriam konnte sehr streng sein. Manchmal tat mir ihr Verlobter leid, falls sie ihn je heiratete. Und auch die verschüchterten Kinder, die die beiden haben würden.

Jetzt gab's also noch mehr Stoff zum Nachdenken für mich. Was mit mir alles passiert war! Vielleicht hatten sie mich deswegen Opal genannt, weil sie in Rom waren. Ich hatte schon versucht, mir Informationen über meinen Namen zu verschaffen. Als ich im Lexikon nachsah, war ich nicht allzu glücklich über die Auskunft, nach einem Mineral benannt zu werden, das größtenteils aus wasserhaltiger Kieselsäure bestand. Was immer das sein mochte – es klang gar nicht romantisch.

Immerhin entdeckte ich, daß es in verschiedenen Schattierungen von Rot, Grün und Blau ... nein, in allen Farben des Spektrums glänzte, und dies abwechselnd, und das hörte sich schon besser an. Trotzdem fiel es mir schwer, mir Mama selbst in einem durch italienische Atmosphäre inspirierten Augenblick vorzustellen, wie sie ihr Kind Opal nannte, wenn auch das brauchbarere Jessica hinzugefügt und benutzt wurde.

Kurz nachdem ich die Gäste bei uns vorbeireiten gesehen hatte, hörte ich, daß der Besitzer von Oakland Hall für eine Weile verreist sei. Nur die Dienerschaft blieb, aber es drang kein fröhlicher Lärm mehr über den Bach herüber, und auch die Besucher blieben aus.

Das Leben lief noch eine Weile in der gewohnten Weise weiter. Mein Vater legte seine Patienen und machte seine Spaziergänge; irgendwie brachte er es fertig, sich von der übrigen, ewig jammernden Familie abzukapseln. Meine Mutter beherrschte den Haushalt, befaßte sich mit Kirchenangelegenheiten und kümmerte sich um die Armen, zu denen wir, wie sie uns dauernd erinnerte, im Grunde jetzt auch gehörten. Immerhin waren wir noch vornehm genug, eher Wohltaten zu erweisen als solche entgegennehmen zu müssen. Xavier ging seine eigenen, stillen Wege und träumte zweifellos von seiner unerreichbaren Lady Klara. – Mein Mitgefühl für ihn mischte sich mit Ungeduld: Denn wäre

ich Lady Klara gewesen, hätte ich ihm gesagt, daß ihr Geld gar keine Rolle spielte, und ebenso hätte ich mich an Xaviers Stelle verhalten. Auch zwischen Miriam und ihrem Ernest veränderte sich nichts. Natürlich war es möglich, daß es ihnen erging wie dem Gärtner Jarman und sie viele Kinder in die Welt setzten. Vikare schienen das so an sich zu haben, und je ärmer, umso fruchtbarer waren sie meist.

Die Jahre zogen vorbei; das Geheimnis blieb und meine Neugier auch. Ich war jetzt ganz sicher, daß es einen Grund dafür gab, warum meine Familie mich behandelte, als sei ich ein Eindringling.

Jeden Morgen wurde bei uns gebetet, und alle Mitglieder des Haushalts mußten dabei anwesend sein – sogar mein Vater. Das gemeinsame Gebet fand im Salon statt, denn eine eigene Kapelle hatten wir ja nicht mehr, wie meine Mutter oft bemerkte. Und wenn Mutter mit dem Allmächtigen sprach, fand das mehr im Kommandoton statt und weniger als Bittstellung.

Diese Morgengebete irritierten mich sehr, aber in die Kirche ging ich gern, obwohl wahrscheinlich aus einem völlig falschen Grund. Die Kirche war schön, und die Buntglasfenster mit ihren herrlichen Farben studierte ich begeistert. Opalfarben nannte ich sie innerlich. Ich mochte den Chorgesang, und vor allem sang ich selbst gern.

Am allerschönsten aber war Ostern für mich: »Halleluja, Christ der Herr ist auferstanden!« Ostern – mit all den zarten Blumen in Weiß und Gelb, Frühling überall und der Sommer schon zu spüren.

An jenem Ostersonntag, von dem nun die Rede sein soll, war ich sechzehn Jahre alt. Schon fast erwachsen, dachte ich. Was würde die Zukunft wohl für mich bringen? Auf dem Witwensitz alt werden – wie Miriam, die nun schon einunddreißig war und deren Verlobter einer Vikarsstelle genauso fern stand wie seinerzeit – das wollte ich keinesfalls.

Der Prediger hatte sich zur Ostermesse das Thema gesetzt: »Sei zufrieden und dankbar für das, was der Herr dir gegeben hat!«

Ich selbst war glücklich genug im Gegensatz zu den anderen, und wenn ich erst einmal die Antworten auf gewisse Fragen bekam, die mich plagten, würde ich ganz zufrieden sein. Irgendwo, tief drinnen, sehnte ich mich wohl danach, geliebt zu werden, denn diese Segnung war mir nie zuteil geworden. Ich wollte, daß es jemand gab, der sich freute, wenn ich kam. Wollte, daß jemand sich ein wenig Sorgen machte, wenn ich spät heimkehrte. Nicht weil Unpünktlichkeit unhöflich und unerwünscht war, sondern weil man Angst hatte, daß mir etwas passiert sein könnte.

»O Gott«, betete ich, »laß irgend jemand mich liebhaben.« Und dann mußte ich schon über mich selbst lachen, weil auch ich dem lieben Gott Vorschriften machte – genau wie meine Mutter.

Als dann am Nachmittag die Zeit gekommen war, die Familiengräber aufzusuchen, nahm ich einen Korb Osterglocken und ging mit Miriam und Mama vom Witwensitz zur Kirche. In unserem Gräbertrakt gab es eine Pumpe, an der wir die Krüge füllen konnten und sie dann mit den frischen Blumen zurückstellten. Da war Großvater, der damit angefangen hatte, das Familienvermögen zu verschwenden, dann Großmutter und die Urgroßeltern und meines Vaters Bruder und Schwester. Ich wanderte gern herum, betrachtete die bemoosten Umrandungen und die in Stein gehauenen offenen Bücher, las die eingravierten Worte darauf. Da gab es eine Gedenktafel an John, der 1648 für seinen König gefallen war, sowie jeweils eine für James und Harold: der eine hatte bei Malplaquet, der andere bei Trafalgar den Tod gefunden ...

Wir waren schon eine kämpferische Familie.

Wieder zu Hause angelangt, bummelte ich durch das Grundstück.

Dem Bächlein folgend, kam ich zum Ende unseres Gartens. Dahinter lag eine ungepflegte Wiese mit langem Gras, die sogenannte »Wüstenei«. An der Hecke wuchsen Unkrautblumen. Die weißen Taubnesseln lugten schon mit den Spitzen hervor. Während ich über dieses Stück Land ging, fiel mir ein Büschel Hundsveilchen auf, die jemand

mit weißem Faden zusammengebunden hatte. Ich bückte mich, um sie aufzuheben, und als ich das lange Gras teilte, sah ich, daß unter der Stelle, auf der sie gelegen hatten, der Boden etwas erhöht war. Diese Erhöhung war etwa zwei Meter lang.

Sieht aus wie ein Grab, ging es mir durch den Sinn.

Aber wie konnte hier ein Grab sein? Da ich ja gerade erst mit den Osterblumen auf dem Friedhof gewesen war, dachte ich natürlich sofort an Gräber. Also kniete ich mich hin, schob das Gras zur Seite und befühlte die Erde darunter: ja, es war eine Wölbung. Es mußte ein Grab sein, und irgendjemand hatte heute ein Büschel Veilchen daraufgelegt. Wer mochte hier begraben sein? Ich wanderte zum Bach zurück und setzte mich nachdenklich hin.

Nach meiner Rückkehr traf ich als erste Person Maddy. Sie sortierte gerade Leintücher in die Truhe.

»Ich habe ein Grab gesehen«, sagte ich zu ihr.

»Na klar, ist ja auch Ostersonntag«, gab sie zurück.

»Nein, nicht auf dem Friedhof. In der ›Wüstenei‹. Es muß ein Grab sein.«

Maddy wandte sich ab, aber ich entdeckte doch noch ihre entsetzte Miene bei meiner Äußerung. Sie mußte also irgendwie Bescheid wissen.

»Wessen Grab ist das?« bohrte ich weiter.

»Warum fragen Sie gerade mich?«

»Weil du es weißt.«

»Miß Jessica, spielen Sie nicht immer den Staatsanwalt. Sie sind viel zu neugierig.«

»Das ist nur ein natürliches Begehren, alles zu wissen.«

»Sie stecken Ihre Nase überall hinein, Fräulein Neugier.«

»Und warum soll ich nicht wissen, wer in der ›Wüstenei‹ begraben wurde?«

»In der Wüstenei begraben«, ahmte sie mich nach, aber ich erkannte doch, wie nervös sie war.

»Ein Büschel Veilchen lag dort – als ob jemand daran gedacht hätte, daß Ostersonntag ist.«

»Miß Jessica, jetzt gehen Sie mir mal aus dem Weg.«

Sie eilte mit einem Stoß Tücher davon, als wäre dies das Wichtigste auf der Welt. Aber an ihrer Gesichtsfarbe sah ich, was sie wirklich bewegte. Sie wußte, wer dort begraben lag, nur wollte sie es mir leider nicht sagen.

Noch einige Tage lang drang ich in sie, jedoch vergeblich.

»Jetzt geben Sie doch einmal Ruh!« schrie sie schließlich verzweifelt. »Sonst finden Sie noch eines Tages etwas heraus, was Sie lieber gar nicht wissen würden.«

Diese geheimnisvolle Bemerkung prägte sich mir ein und war natürlich nicht dazu angetan, meine Neugier zu stillen.

Das ganze Jahr hindurch brütete ich über das geheimnisvolle Grab, bis sich im nächsten Frühjahr jenseits des Baches auf Oakland einiges tat und ich die Sache vergaß. Irgendetwas geschah dort, denn es kamen dauernd Handwerker zum Haus, und von meinem Platz am Wasser hörte ich laute Rufe der Diensthofen. Teppiche wurden herausgebracht und geklopft, schrille Frauenstimmen mischten sich mit dem Baß des würdevollen Butlers.

Ich hatte ihn schon mehrfach gesehen – er benahm sich immer, als sei er der Besitzer von Oakland Hall. Er hatte offenbar ein ungebrochenes Verhältnis zur Vergangenheit.

Und dann kam der Tag, an dem die Kutsche vorfuhr – ich schlüpfte gerade aus dem Haus und sah sie eben noch in die Auffahrt zum Herrenhaus einbiegen. Da rannte ich das Bächlein entlang, zu einer Stelle, wo ich es unesehen leicht überspringen konnte, und schlich im Schutz des Gebüsches ganz nah ans Haus heran. Ich konnte eben noch beobachten, wie man einen Mann aus der Kutsche hob und in einen Rollstuhl setzte. Sein Gesicht war sehr rot, und er schrie in so ungehobelter Weise mit den Leuten herum, wie es die ehrwürdige Fassade dieses Hauses während der besseren Zeiten wohl noch nie erlebt hatte. »Bringt mich endlich rein«, brüllte er. »Los – kommt raus, ihr Tölpel, und helft!«

Wenn ich doch nur besser sehen könnte, dachte ich. Aber ich mußte aufpassen! Was würde der Rotgesichtige wohl sagen, wenn er mich

entdeckte. Er war allem Anschein nach eine grobe Person, und ich mußte mich daher so gut wie möglich verstecken.

»Bringt mich die Treppe hinauf«, kommandierte er. »Oben kann ich dann selbst. Los, zeig's ihnen, Banker.«

Endlich war die kleine Prozession im Haus verschwunden, und ich stahl mich wieder zurück. Ingeheim meinte ich, daß mir jemand folgte; aber das war wohl nur mein Schuldgefühl, weil ich mich auf der verbotenen Seite des Baches befand. Ich sah mich gar nicht um und rannte nur, so schnell ich konnte, nach Haus. Irgendeine Bewegung meinte ich unter den Bäumen zu entdecken – ob Mann oder Frau, war ich mir nicht sicher –, aber jemand hatte mich offenbar beobachtet. Es wurde mir äußerst flau im Magen.

Auf dem Weg in mein Zimmer traf ich Miriam. »Der Besitzer von Oakland Hall ist wieder da«, erzählte ich ihr.

»O du guter Gott«, rief sie. »Jetzt wird da ja wohl wieder eine Völlerei und ein Festefeiern angehen und was sonst noch alles.«

Ich lachte. »Ich finde das aufregend.«

»Abstoßend, meinst du wohl«, gab sie zurück.

»Er scheint einen Unfall gehabt zu haben«, fuhr ich fort.

»Wer?«

»Der ... der Mann, der uns Oakland genommen hat.«

»Er wird's wohl verdient haben«, sagte sie befriedigt. Damit wandte sie sich ab. Mich interessierte es aber brennend, und ich fragte Maddy über die Leute drüben aus, denn sie schien eine ganze Menge zu wissen. Wenn ich sie nur einmal dazu bringen könnte, ihr selbst auferlegtes Stillschweigegelübde zu brechen – oft genug schien sie ohnehin zu wünschen, reden zu können.

»Gestern haben sie einen Mann im Stuhl ins Haus drüben getragen.«

Sie nickte. »Ja, das ist er.«

»Der es von uns gekauft hat?«

»Ja, der hat sein Glück gemacht. So was Vornehmes hat der vorher nicht besessen. Einer dieser Neureichen, wie man so sagt.«

»Nouveau-riche«, belehrte ich sie hochmütig.

»Von mir aus«, sagte sie. »Jedenfalls gehört er zu denen.«

»Ist er Invalide?«

»Er hatte einen Unfall«, sagte sie. »So was kommt vor.«

»Wird er jetzt hierbleiben?«

»Wenn man ein Bein verloren hat, kann man nicht mehr soviel rumstrampeln. Immerhin hat er noch sein Geld, wenn es ihn auch ein Bein gekostet hat.« Maddy schüttelte den Kopf. »Das zeigt nur wieder einmal, daß man mit Geld nicht alles kaufen kann ... obwohl es hier oft so klingt, als könnte man's. Mrs. Bucket meint, daß er jetzt hierbleiben wird.«

»Wer ist Mrs. Bucket?«

»Die Köchin drüben.«

»Die kennst du also, Maddy?«

»Da wir beide drüben gearbeitet haben, kenne ich sie natürlich.«

»Und du siehst sie ab und zu?«

Maddy verschloß ihre Lippen. Jetzt wußte ich, daß sie Mrs. Bucket gelegentlich aufsuchte, und war froh darüber. In günstigen Momenten mußte ich noch ein bißchen weiterbohren, dann erfuhr ich vielleicht etwas mehr.

Der Vorfall geschah an einem schwülen Julitag, als ich wieder mal am Bach saß und über das Land blickte. Ein Stuhl mit einem Mann darin kam plötzlich in Sicht. Ich sprang auf, als ich erkannte, daß es derselbe war, den man in der Kutsche gebracht hatte. Über seinen Knien lag eine karierte Decke, so daß ich nicht sehen konnte, ob ihm ein Bein fehlte. Der Stuhl beschleunigte seine Geschwindigkeit – und dann erkannte ich erst, was passiert war. Der Mann hatte die Gewalt über das Gefährt verloren. Die Fahrt wurde immer schneller, je mehr sich der Weg zum Bach hinunter senkte. Es war nur noch eine Frage von Sekunden, bis er umstürzte. Ich versäumte keine Zeit, watete eilig durchs Bachbett und rannte den Hügel hinauf. Zum Glück hatten wir Trockenzeit.

Der Mann hatte nach seinem Diener gebrüllt: »Banker! Banker! Verdammst noch mal, wo steckst du denn?« Dann sah er schon mich auftauchen. Ich klammerte mich mit aller Gewalt an das Gefährt, und mit

übermenschlicher Anstrengung gelang es mir, nicht mitgerissen zu werden und ihn zum Stehen zu bringen, bevor er in den Bach kippte. Der Mann grinste mich an. Sein Gesicht war noch röter als damals bei der Ankunft. »Toll!« rief er. »Gutgemacht! So ein kleines Persönchen und kann meinen Stuhl festhalten!«

Vorn am Rollstuhl war eine Art Steuerstange. Er ergriff sie jetzt und dirigierte den Stuhl parallel zum Bach.

»So, jetzt geht's wieder«, sagte er erleichtert. »Ich bin das blöde Ding noch nicht gewohnt. Und nun wird's aber höchste Zeit, daß ich mich bei Ihnen bedanke, nicht wahr? Ohne Ihre Hilfe wäre ich umgekippt.«

»Ja, wahrscheinlich«, bestätigte ich.

»Wo sind Sie denn so plötzlich hergekommen?«

»Von der anderen Bachseite. Unserer Seite ...«

Er nickte. »Mein Glück, daß Sie gerade rechtzeitig dort waren.«

»Ich sitze oft da drüben. Der Platz gefällt mir.«

»Hab' Sie aber noch nie gesehen. Leben Sie da drüben?«

»Ja, auf dem Witwensitz.«

»Sie sind aber keine Clevering?«

»Doch. Und Sie?«

»Ein Hennicker.«

»Dann haben Sie also Oakland Hall von den Unseren gekauft.«

»Genau.«

Ich mußte lachen.

»Was ist so lustig daran?« fragte er.

»Daß ich Sie erst heute kennenlerne«, sagte ich.

Er fing auch zu lachen an. Warum uns beiden diese Tatsache so komisch vorkam, weiß ich nicht – aber es war eben so.

»Sehr erfreut, Miß Clevering.«

»Ganz meinerseits, Mr. Hennicker.«

»So, dann werde ich wohl meinen Stuhl ein bißchen hinaufkutschieren. Hier unten ist es zu unbequem. Da rüber unter die Bäume, in den Schatten. Dann können wir uns besser miteinander bekannt machen.«

»Wollen Sie denn nicht ... Banker rufen?«

»Jetzt nicht.«

»Sie haben aber nach ihm geschrien.«

»Ja, ehe Sie zur Hilfe gekommen sind.«

Ich ging neben seinem Stuhl her und war froh über seinen Vorschlag, in den Schatten zu fahren, denn ich wollte nicht, daß man uns zusammen sah. Ich setzte mich neben ihn ins Gras. Dann studierten wir einander.

»Sie sind Bergmann?« fragte ich.

Er nickte.

»Gold wahrscheinlich.«

Er schüttelte den Kopf.

»Opale.«

Mich durchfuhr ein Schauer. »Opale!« rief ich. »Aber – ich heiße ja Opal!«

»Na, so was! Opal Clevering. Klingt aber recht hochtrabend.«

»So werde ich auch nie gerufen. Immer nur Jessica. Hört sich ziemlich gewöhnlich an neben Opal. Warum sie mir wohl den Namen gegeben haben, wenn sie mich gar nicht so rufen wollen?«

»Einen hübscheren hätten Sie sich gar nicht wünschen können«, sagte er. Die Röte seiner Wangen vertiefte sich noch, seine Augen waren strahlend blau. »Etwas Schöneres als Opale gibt es überhaupt nicht. Hören Sie mir auf mit Diamanten oder Rubinen ...«

»Ich wollte ja gar nicht damit anfangen.«

»Ja, ist schon gut. Entschuldigen Sie.«

»Wie schürft man denn nach Opalen?«

»Man beschnuppert das Land und hofft und träumt. Und jeder träumt davon, die schönsten Steine zu finden.«

»Wo findet man sie denn?«

»Tja ... in Südastralien, und dann noch in Neusüdwaales und Queensland.«

»Sie sind also aus Australien«, sagte ich.

»Ja, dort habe ich Opale gefunden. Aber ich stamme von hier. In Australien gibt es haufenweise Opale. Wir haben noch nicht einmal die Oberfläche richtig angekratzt. Wer hätte sich das auch je denken

können? War das eine Aufregung, als ich die ersten fand! Können Sie sich das vorstellen? Da kratzen ein paar Esel mit ihren Hufen die Erde weg, und drunter liegen Opale! Mein Gott, was für ein Fund! Damals dachten wir immer, die gäb's nur in Ungarn, haben sonst nirgends danach gesucht. In Ungarn schürft man schon seit Jahrhunderten nach ihnen: die milchige Sorte. Sicher sehr hübsch, aber die schwarzen australischen sind viel schöner.«

Er hielt inne und sah zum Himmel auf. Mich bemerkte er offenbar kaum noch. Weit weg war er in Gedanken, Tausende Meilen weit auf der anderen Seite der Erdkugel, und schürfte dort nach seinen Opalen.

»Diamanten, pahl!« fuhr er jetzt fort. »Was ist denn ein Diamant? Kaltes Feuer, wenn Sie mich fragen. Aber ein Opal ...«

Wenn ich doch nur einen sehen könnte, dachte ich. Aber ihm zuzuhören, war auch schön.

»Die australischen sind die besten«, fuhr er fort. »Sie sind fester und splittern nicht so leicht. Außerdem sind es Glückssteine. Schon vor langer Zeit glaubten die Menschen dran, daß Opale Glück bringen. Wußten Sie, daß Kaiser sie trugen, weil sie sie vor Angriffen bewahren sollen? Man hat sogar behauptet, daß Opale einen Menschen davor schützen können, von seinen Feinden vergiftet zu werden. Auch Blindheit sollen sie kurieren. Kann man mehr von einem Stein verlangen?«

»Nein, gewiß nicht«, stimmte ich zu.

»*Oculus mundi*, so nennt man sie auch. Wissen Sie, was das heißt?«

Ich mußte gestehen, daß meine Bildung nicht soweit reichte.

»Das Auge der Welt«, klärte er mich auf. »Wer es trägt, wird nie Selbstmord begehen.«

»Ich habe noch nie einen besessen, aber Selbstmord will ich trotzdem nicht begehen.«

»Dafür sind Sie auch zu jung. Sie heißen also Opal und Jessica. Gefällt mir eigentlich. Jessy klingt so freundlich.«

»Und wenigstens denkt man dabei nicht an Heilung von Blindheit und Schutz gegen den Giftbecher.«

»Genau«, sagte er, und wir mußten wieder beide lachen.

Er nahm einen Ring von seinem kleinen Finger und zeigte ihn mir. Ein wunderschöner Stein, in Gold gefaßt. Ich streifte ihn über meinen Daumen, aber selbst der erwies sich als noch zu dünn dafür. Das Licht spielte auf dem Stein; er war dunkelblau mit roten, gelben und grünen Lichtern darin. Mr. Hennicker streckte mir die Hand entgegen, als habe er Angst, der Ring bliebe zu lange in meinem Besitz, und so gab ich ihn wieder zurück.

»Wunderschön«, sagte ich.

»Neusüdwales ... da kommt der her. Ich sage Ihnen, Miß Jessy, eines Tages wird man dort noch große Funde machen – größere, als wir sie schon hatten. Ich werde natürlich nicht mehr dabeisein.« Er klopfte auf die karierte Decke. »Geschäftsrisiko. Muß man eben akzeptieren. Dafür habe ich auch gewonnen. Den Tag, als das passierte, werde ich nie vergessen. Dachte, mein letztes Stündlein hätte geschlagen. Ich pflückte gerade die schönsten Stücke ab. Hingen wie die Austern an der Decke. Ja ... wie Austern. Ich konnte mein Glück gar nicht fassen. Schürfte da so vor mich hin, tief unten in der Höhle, und da sehe ich sie plötzlich an dem roten Band kleben ... wunderschöne Stücke! Aber plötzlich grollt's und donnert's, und die Höhle stürzt ein. Erst nach drei Stunden haben sie mich rausgeholt. Meine Opale hatte ich aber – und einer, das war eine richtige Pracht, für den konnte man schon ein Bein opfern. Aber Ihre Beine sollten Sie gegen nichts eintauschen, nicht mal gegen mein Prachtstück. Einen Augenblick lang dachte ich, ich hätte den ›Grünen Blitz‹ wiedergefunden. Obwohl, ganz gleich ... doch grün ist der neue auch, ein wunderschönes Grün. Ein zauberhaftes Grün. Als ich wieder zu mir kam, sah ich den Stein ... Sie brachten mich ja dann ins Spital. Schnitten mir das Bein ab, mußten es tun. Knochenbrand und so weiter. Zuviel Zeit vergangen, bis sie mich nach Sydney geschafft hatten; inzwischen war das Bein verloren. Als ich aufwachte, sagte ich zuerst: ›Zeigt mir den grünen Opal.‹ Und da lag er dann in meiner Hand. Und obwohl ich wußte, daß da, wo sich mein Bein vorher befunden hatte, nichts mehr war, war ich so stolz, das können Sie sich gar nicht vorstellen.«

»Er hätte Sie doch gegen die einstürzenden Felsen schützen müssen!«

»Ja, aber er gehörte noch nicht mir, als das Zeug zusammenbrach. Ich sehe die Sache so: Es war der Preis, den ich für meine Steine zahlen mußte. Dieser Fund hat mich zum Millionär gemacht.«

»Das Bein für nichts und wieder nichts zu verlieren, wäre wohl größlich gewesen.«

»Natürlich wußte ich, daß es mit der Schürfferei für mich zu Ende war. Wer hat schon mal von einem einbeinigen Schürfer gehört? Aber vielleicht fahr ich wieder rüber, wenn ich erst einmal ein bißchen rumhumpeln kann. Erst muß ich mich aber an das Holzbein gewöhnen. Ich brauche noch viel Ruhe, hat man mir gesagt, und da dachte ich mir, ich gehe lieber heim nach Oakland. Jetzt versuche ich, mich an die Krücke und an das Holzbein zu gewöhnen. Und an diesen Stuhl zum Rumpfahen. Heute haben Sie ja erlebt, was beinahe passiert wäre ohne Ihre Hilfe.«

»Ich bin sehr froh, daß ich Sie gesehen habe – nicht nur, weil ...«

»Ja, warum dann?«

»Weil wir uns dadurch kennengelernt haben und ich jetzt alles mögliche über Opale erfahren habe.«

»Ja, zwischen unseren Familien ist wohl eine Fehde.« Er lachte laut, und ich lachte mit ihm. Eines hatten wir gemeinsam: Wir mußten dauernd ohne triftigen Grund lachen, nicht so sehr, weil es Lustiges gab, sondern einfach aus Freude über unser unerwartetes Zusammentreffen. Ich dachte mir damals – und fand diese Ansicht später bestätigt –, daß es ihm Spaß machte, meiner Familie eine lange Nase zu zeigen.

»Ich habe Ihr Haus gekauft«, sagte er, »das Sie schon seit Generationen besaßen. An dem Kamin in der Halle ist noch das Clevering-Wappen ... Auf die Wand gemalt und sehr hübsch anzusehen. Seit 1507 waren die Cleverings auf Oakland, und dann kommt da einfach dieser grobe Klotz von Hennicker und nimmt sich das Haus. Nicht mit Feuer und Schwert, nicht mit Schießpulver und Rramböcken – einfach so: mit Geld. Wenn die Cleverings es so gern behalten hätten, hätten sie es nicht hergeben dürfen.«

»Und Sie haben immerhin Ihr Leben dafür riskiert, Mr. Hennicker, und es dafür gekriegt ... das freut mich.«

»Merkwürdige Haltung für eine Clevering«, meinte er. »Aber Sie sind ja auch ein Opal.«

»Ich habe keine Ahnung, warum ich diesen Namen trage. Weiß nur, daß ich in Italien geboren wurde. Vielleicht war meine Mutter damals ganz anders.«

»Die Menschen ändern sich«, sagte Mr. Hennicker. »Was ihnen geschieht, kann sie oft völlig verwandeln. Äh ... um halb fünf kommt mich jemand besuchen, ich muß jetzt zurück. Aber wir sollten uns wieder treffen.«

»O ja – bitte, Mr. Hennicker.«

»Wie wär's am gleichen Platz morgen um die gleiche Zeit?«

»Sehr gern.«

»Wir haben einander sicher viel zu erzählen. Also, dann bis morgen.«

Ich blickte ihm nach, wie er seinen Stuhl zum Haus lenkte, und rannte fröhlich zur Brücke hinunter. blieb noch einmal stehen und sah zurück. Die Bäume verbargen das Haus – sein Haus –, aber ich stellte mir vor, wie er jetzt drinnen war, und mußte lachen, weil eine Clevering mit ihm Freundschaft geschlossen hatte.

Eine Abenteurernatur, dachte ich: genau wie ich.

Daheim versuchte ich, meine Erregung zu verbergen, aber Maddy bemerkte doch etwas, und sie meinte, es sei ihr nicht ganz klar, was wohl den Grund dafür abgeben haben könnte. »Jedenfalls hochzufrieden mit sich selbst«, fügte sie mißtrauisch hinzu.

»Ist doch auch so ein schöner Tag.«

»Ja, und ein Gewitter liegt in der Luft«, murrte sie.

Da mußte ich nur lachen. Tatsächlich, einen Sturm würde es abgeben, wenn man entdeckte, daß ich mit unserem Feind gesprochen und sogar ein zweites Treffen vereinbart hatte.

Ich konnte es kaum erwarten, ihn wiederzusehen. Als ich hinkam, war er schon dort. Erzählte und erzählte – und wie gern ich ihm zu-

hörte! Er berichtete mir von seinem Leben, von seiner Jugend, als er noch ganz arm war, in London.

»London!« rief er aus. »Das ist eine Stadt! Die konnte ich nie vergessen, ganz gleich, wo ich mich später aufhielt. Aber böse Erinnerungen gibt es auch. Wir waren arm – nicht so arm wie manche anderen, da ich das einzige Kind war. Meine Mutter konnte keine Kinder mehr kriegen, im Grunde ein Segen. Ich ging erst in eine Klosterschule – da lernte ich lesen und schreiben – und dann in eine andere, wo ich lernte, wie es in der Welt zugeht. Und als ich mit zwölf mit meiner Ausbildung fertig war, konnte ich mich schon gut verteidigen. Mein Vater hatte sich inzwischen zu Tode gesoffen. Sein Verlust traf uns also nicht so hart, und ich versuchte, meiner Mutter ein bißchen von der Bequemlichkeit zu geben, die sie noch nie kennengelernt hatte.«

Warum er mir das wohl alles erzählte? Wie ein Schauspieler tat er es. Wenn er von Leuten sprach, wandelten sich seine Stimme und sein Ausdruck ununterbrochen. Schilderte er beispielsweise einen Kartoffelverkäufer, dann verzog sich sein Gesicht, und er schrie: »Kommt, ihr Schönen, ganz heiß und mehlig! Zwei für einen Penny! Füllt euch den Bauch und wärmt euch die Hände dran!«

»Tja, Miß Jessy«, fuhr er dann in seiner gewöhnlichen Stimme fort, »das klingt Ihnen vielleicht ein bißchen vulgär. Aber so ging's zu in den Straßen von London, als ich ein Junge war. Ein Leben! So was habe ich nie mehr gesehen – nein, nie mehr. In *allen* Straßen Londons! Das vergißt man nicht, es geht einem in Fleisch und Blut. Man lebt woanders und denkt immer daran, und es zieht einen zurück.«

Der Mann faszinierte mich; einen wie ihn hatte ich noch nie kennengelernt. Dauernd sprach er von sich selbst, aber das machte mir nichts, denn ich wollte ja alles über ihn hören und durch ihn Einblicke in eine Welt bekommen, die mir bis dahin unbekannt geblieben war.

»Ich war zum Geldverdienen geboren«, sagte er. »Wenn wir mit einer Kupfermünze Kopf oder Adler spielten, gewann ich immer. Ein richtiger Spieler war ich schon damals und bin es auch geblieben. Für mich war es *die* Sache, den Leuten irgendetwas zu verkaufen. Rauszufinden, was die Leute wollen, ohne was sie nicht mehr auskommen können,

und dann mit was viel Besserem und Billigerem als der andere daherzukommen. Sie verstehen, was ich meine? Schon mit vierzehn wußte ich, wie man gut verkauft, wußte, wo man am billigsten einkauft und zugleich das Beste kriegt – Schweins- und Hammelfüße, Gingerbier und Limonade. Einmal hatte ich einen Kaffeestand, und als ich auf den Gedanken kam, selber Ingwerbrot zu produzieren, schien mein Glück gemacht zu sein. Ich hatte nämlich die Idee, die Kuchen in Formen zu backen. Pferde, Hunde, Harfen, Mädchen und Burschen ... sogar die Königin mit der Krone auf dem Kopf. Meine Mutter buk sie, und ich verkaufte sie. Die Sache lief so gut an, daß wir am Radcliff-Highway einen kleinen Laden aufmachen konnten, und das war eine feine Sache. Das Geschäft wuchs immer mehr, und es ging uns ganz ausgezeichnet. Dann starb meine Mutter eines Tages, am Abend noch frisch und munter – am nächsten Morgen weg. Fiel einfach hin, mitten unterm Backen.«

»Und was haben Sie dann gemacht?«

»Ich hatte eine Freundin – aber die kriegte leider den Dreh nicht hin. Ein hübsches Ding und voll Temperament dazu, aber ihr mißlang einfach die Formen, und der Kuchen schmeckte auch nicht so. Die Kunden blieben aus, und sie verließ mich. Ich war erst siebzehn und verdingte mich als Pferdeknecht bei einem Edelmann. Des Öfteren besuchte meine Herrschaft Freunde auf dem Land. Ich fuhr dann immer hinten auf der Kutsche mit, und wenn wir anhielten, sprang ich runter und öffnete die Tür, wobei ich darauf achten mußte, daß die Ladys sich nicht die Röcke beschmutzten. Ich war ein hübscher Bursche damals. Sie hätten mich in meiner Livree sehen sollen; dunkelblau mit silbernen Paspeln. Alle Mädchen drehten sich nach mir um. Und wie wir einmal aufs Land rausfahren – was meinten Sie, wo wir hinkamen? In das kleine Dorf Hartingmont. Und das Haus, das wir aufsuchten, hieß Oakland Hall.«

»Sie haben also die Cleverings besucht.«

»Genau, allerdings in höchst untergeordneter Position. So ein Haus hatte ich noch nie gesehen. Es war für mich das Schönste auf der Welt. Ich ging mit dem Kutscher zu den Ställen rüber, wir kümmerten uns

um die Pferde und bekamen einen Schnaps, während wir uns mit den Stallknechten des Hauses unterhielten. Ganz schön hochnäsige Kerle, kann ich Ihnen sagen!«

»Wie interessant«, rief ich, »das muß ja vor *Jahren* gewesen sein.«

»Lange vor Ihrer Geburt, Miß Jessy. Ich war damals siebzehn oder achtzehn, und das ist schon ganz schön lange her. Für wie alt halten Sie mich?«

»Älter als Xavier ... viel älter. Aber irgendwie auch wieder jünger.«

Meine Antwort schien ihn zu freuen. »Man ist so alt, wie man sich fühlt. Es ist nicht wichtig, wie viele Jahre man gelebt hat, sondern, was man draus gemacht hat. Meine habe ich, glaube ich, recht gut genutzt. Vor über vierzig Jahren habe ich dieses Haus zum erstenmal gesehen und nie mehr vergessen. Ich erinnere mich noch, wie ich da in den Ställen stand und die ehrwürdigen Mauern angaffte. Das gefiel mir so sehr – all diese Steinquader und das Gefühl, daß es das hier schon Hunderte von Jahren gab –, und ich sagte mir: Eines Tages werde ich ein Haus wie dieses Oakland Hall haben. Und daran wird mich keiner hindern. Ein halbes Jahr später war ich schon auf dem Weg nach Australien.«

»Um Opale zu suchen?«

»Nein, an die dachte ich damals noch nicht. Ich war auf Gold scharf, wie alle übrigen. Sagte mir: Ich werde Gold suchen und nicht ruhen, bis ich mein Häuflein habe, und dann fahr ich heim und kauf mir so ein Haus. *Darum* ging ich nach Australien. Das war vielleicht eine Fahrt! Hab' mir meine Überfahrt selbst verdient. Die vergesse ich nie! Dachte schon, ich würd's nicht überstehen. Was wir da für Stürme erlebten! Und das Schiff! Beinahe wäre es abgesoffen, und wir mußten alle pumpen und überlegten bereits, wie wir die Frauen und Kinder zuerst retten könnten. Als wir an Land traten, konnte ich es gar nicht glauben. Diese Sonne! Und die Fliegen! So was habe ich noch nie erlebt. Aber irgendwas sagte mir innerlich, daß dies mein Land sei, und ich schwor mir dort, nicht heimzukommen, ehe ich mir ein Haus wie Oakland Hall leisten konnte.«

»Und das taten Sie dann auch, Mr. Hennicker.«

»Nennen Sie mich doch Ben«, sagte er. »Mr. Hennicker klingt mir so fremd.«

»Finden Sie das richtig? Sie sind doch viel älter als ich.«

»Nicht, wenn Sie bei mir sind, Miß Jessy; da fühl ich mich jung und froh, fühl mich wieder wie siebzehn.«

»Wie damals, als Sie in Sydney an Land gingen.«

»Ja, genauso. Tja, ich war also fest entschlossen, reich zu werden ... Da habe ich mir den Weg durch Neusüdwaales nach Ballarat verdient und dort nach Gold gesucht. Mit der Pfanne ausgewaschen aus dem Fluß.«

»Und Sie haben es gefunden und Ihr Glück gemacht.«

Er wandte seine Handflächen nach oben und starrte sie an. »Sehen Sie sich das mal an: Ganz schön abgearbeitet, was? Keine Herrenhände. Passen nicht nach Oakland Hall; auch sonst nichts. Das bemerken Sie ja selbst. Aber innerlich passe ich hierher.« Er klopfte sich an die Brust. »Da ist etwas drinnen, das liebt dieses Haus, wie es von all den großen Damen und Herren nicht geliebt worden sein kann, die hier gelebt haben. Für sie war es selbstverständlich; ich habe es gewonnen und liebe es deswegen. Für selbstverständlich soll man nie etwas nehmen, Miß Jessy. Wenn man das tut, verliert man es. Was wert ist, hochgehalten zu werden, soll man hochhalten. Und so habe ich mir Oakland Hall geschnappt.«

»Ja, und Ihr Glück gemacht.«

»Aber nicht über Nacht. Jahre hat es gebraucht. Enttäuschungen, Rückschläge ... das war mein Schicksal. Von einem Ort zum anderen ... im Freien gelebt. Meinen Claim abgesteckt ... ich erinnere mich noch an den Treck von Melbourne. Eine Lumpenarmee waren wir, marschierten alle ins Gelobte Land. Wußten, daß einige Glück haben und andere auf der Strecke bleiben würden – aber wer von uns? Die Hoffnung marschierte mit auf dieser Reise, und jeder dachte, er sei ein Auserwählter. Einige hatten Schubkarren dabei, andere trugen ihr bißchen Habe auf dem Buckel. Über die Keylor-Ebene ging's, durch Wälder, die von Bränden verwüstet waren, daß man erschauerte bei ihrem Anblick, weil einem zum erstenmal klar wurde, was diese Brän-

de bedeuteten. Waren nie sicher vor irgendwelchen Buschräubern, die plötzlich auftauchten und uns um unser bißchen Hab und Gut und Leben bringen wollten. Nachts kampierten wir draußen. Das war vielleicht was! Die Lieder am Lagerfeuer ... alles Melodien aus der alten Heimat, und einige waren sicher froh, daß es dunkel war und niemand ihre Tränen sehen konnte. Und weiter ging's nach Bendigo ... da lebte ich in einem kleinen Zelt. Schwitzte einen Sommer lang und sehnte mich nach kühlem Wetter, und als die Regen herunterschlugen und alles schlammig wurde, sehnte ich mich wieder nach der Sonne. Harte Tage waren es – und wir hatten kein Glück in Bendigo. In Castle Main machte ich meinen ersten großen Fund – noch keine Reichtümer, aber eine Ermütigung. Ich deponierte ihn sofort in Melbourne. Gehörte nicht zu denen, die ihr Geld verpraßten mit Saufen und Weibern, dazu hatte ich keine Lust. Das kannte ich alles. Gekaufte Frauen interessierten mich nicht. Bei mir war nur mit Liebe etwas zu machen. Das ist viel gescheiter, und man verliert dabei nicht sein schwer erworbenes Gold. Aber ich komme vom Thema ab. Jedenfalls wissen Sie jetzt, warum die Cleverings nichts mit mir zu tun haben wollten.«

»Eine Clevering aber schon«, versicherte ich ihm.

»Na, und die scheint eine höchst ungewöhnliche junge Dame zu sein. Wo war ich stehengeblieben?«

»Bei den Frauen ... und der Liebe: ohne Geld.«

»Das wollen wir mal überspringen. Ich war in Heathcote und danach in Ballarat. Kein armer Mann mehr, aber auch noch nicht reich. Konnte mich umsehen und mich fragen, wie es weitergehen sollte. Es ist etwas Komisches mit der Schürferei. Schätze finden, die die Erde einem bietet. Das geht einem in Fleisch und Blut über. Man muß einfach rauskriegen, was unter der harten Kruste liegt. Nicht nur wegen des Geldes. Wenn die Leute draußen von Geld sprachen, meinten sie Gold. Gold – ein anderer Name für Geld, könnte man sagen. Aber es gab noch mehr außer Gold, wie ich bald herausfinden sollte.«

»Opale?«

»Ja, Opale. Erst habe ich nur so ein bißchen rumprobiert. Auf der Bank in Melbourne hatte ich schon ganz schön was liegen und dachte

mir, ich mache einen Treck nach Neusüdwailes mit ... Grad nur mal, um das Land zu sehen, sozusagen. Ich war dort im Buschland ... kanierte bei Nacht ... als ich mit einer Gruppe zusammentraf, die nach Opalen suchte. Keine richtigen Schürfer – o nein, nur so zum Spaß. Wochenendschürfer nennt man sie. Die nur mal probieren wollen, was für Glück sie als Anfänger haben. »Was sucht ihr denn, Kameraden?« fragte ich. Und sie sagten: »Opale.« – »Opale?« sagte ich und dachte: Aber ich nicht! Ich war immer darauf aus, nur das Marktgängige zu handeln, ob es Ingwerkuchen, Gold oder Saphire waren. Na ja, um die Sache kurz zu machen, ich ging ein Stück weit mit ihnen. Ich brauchte nur zwei Pickel dafür – einen zum Reinhauen, den anderen zum Loslösen. Dann noch meine Schaufel und ein Seil und, was wir »die Spinne« nennen, - eine Art Kerzenhalter – weil man manchmal im Dunkeln arbeiten muß, und eine Zwickzange ... Ich sehe schon, jetzt wird's zu technisch für Sie. Aber wo Sie nun doch mal Opal heißen, werden Sie es sicher wissen wollen.«

»Und Sie haben Opale gefunden?«

»Bei dieser Rumprobiererei kaum – habe nur Geschmack daran gefunden. Aber ich wußte schon, daß ich da weitermachen mußte, und nach einem Monat war ich bereits ein richtiger Opalschürfer und fand auch endlich die ersten schönen Stücke. Kaum hielt ich sie in den Händen, und sie blitzten und blinkten mich an, da wußte ich, daß es für mich jetzt nur noch Opale geben würde. Komisch eigentlich. Es heißt, daß in jedem Stein eine Geschichte steckt. Bilder der Natur. Ich könnte Ihnen da so manches zeigen.« Er sah mich an und lachte. »Und ich werde es Ihnen auch zeigen. Sie kommen sich mal meine Sammlung ansehen, ja? Wir wollen uns doch nicht immer nur hier draußen treffen?«

»Vorläufig wohl das Vernünftigste«, lenkte ich ein, während ich daran dachte, was passieren würde, wenn ich ihn meinen Eltern, Miriam oder Xavier vorstellte.

Er blinzelte mir zu.

»Na ja, da finden wir schon einen Weg. Überlassen Sie das nur mir.« Wieder lachte er. »Da sitze ich nun und schwatze, und immer nur über mich! Was denken Sie eigentlich von mir?«

»Ich halte Sie für den aufregendsten Menschen, den ich je getroffen habe.«

»Holla!« rief er plötzlich. »Ich muß langsam wieder rein. Nächstesmal kommen Sie mit, dann zeige ich Ihnen meine kostbarsten Opale. Die würden Sie doch sicher gern sehen.«

»Ja, schon – aber wenn man's herausfindet ...«

»Wer erfährt's denn?«

»Unter den Dienstboten wird immer getratscht.«

»Na und – sollen sie doch.«

»Man würde es mir verbieten.«

Wieder das Blinzeln. »Was machen denn Leuten wie uns solche Verbote aus? Die halten uns doch nicht zurück!«

»Sie könnten mir verbieten, Sie zu besuchen.«

»Das überlassen Sie nur mir«, sagte er.

»Und wann sehe ich Sie nun wieder?«

»Morgen kommen Besucher her, Geschäftsfreunde – da geht's also nicht. Die bleiben auch eine Weile. Vielleicht nächsten Mittwoch? Da marschieren Sie dann ganz kühn die Auffahrt hinauf zum Hauptportal. Man wird Sie schon erwarten und mich gleich informieren. Und ich empfangen Sie, wie es einer Clevering würdig ist.«

Ich war so aufgeregt, daß ich ihm kaum danken konnte. Erst später dachte ich daran, daß dieser dritte Besuch auch das Ende bedeuten würde, denn ein Geheimnis konnte es diesmal nicht bleiben. Aber ich hatte noch eine ganze Woche, um mich darauf zu freuen.

Oakland Hall

Vor lauter Begier, mehr von Ben Hennicker zu hören, verging mir das Wochenende unendlich langsam. Bei den ersten beiden Tref-

fen hatte er mir eine völlig andere Welt gezeigt, und mein eigenes Leben im Vergleich zu seinem so farblos erscheinen lassen. Ich war mir nicht sicher, ob es mir durch das, *was* er mir zu sagen hatte, oder die Art, *wie* er es tat, so lebendig erschien – aber ich konnte mir wirklich vorstellen, selbst im Zelt zu leben und die Fliegen in der Sonnenhitze abzuwehren, durch Schlamm zu waten oder in den Bächen nach Gold zu suchen. Ich spürte alle Frustrationen eines Fehlschlages und die herrliche Erregung des Erfolges mit. Aber da ging es nur um Gold; jetzt wartete ich auf die Berichte über Opale. Ich konnte mir vorstellen, wie ich mit der Kerze in der Hand in alle Winkel sah, den Opal herauschürfte – diesen wunderschönen, buntschillernden Stein, den Glücksstein, der die Gabe der Voraussicht verlieh und ganze Geschichten erzählte. Die Geschichte der Natur.

Immer wieder war ich glücklich, gerade an jenem Tag dort unten gewesen zu sein, als der Rollstuhl daherraste und ich Ben vor einem Unfall bewahren konnte, der in seinem Zustand möglicherweise den Tod bedeutet hätte. Allein schon deshalb war er mir lieb und wert – und ich ihm, weil ich sein Leben gerettet hatte. Aber es war mehr als nur das. Irgendetwas in unserer Wesensart paßte so gut zusammen. Und darum fiel es mir auch so schwer, warten zu müssen. Bisweilen sah ich ihn lebhaft vor mir, denn seine Gespräche hatten mir Bild um Bild heraufbeschworen. Was wäre wohl geschehen, wenn der Fels ihm nicht nur das Bein zerschmettert, sondern ihn getötet hätte?

Dann hätte ich ihn nie kennengelernt.

Dies ließ mich an den Tod denken, an die Gräber auf dem Kirchhof und den Erdhügel in der »Wüstenei«. War es ein Grab – und wenn ja, wessen?

Traurig wanderte ich wieder einmal ziellos den Bach entlang, bis ich plötzlich in der »Wüstenei« neben dem Grab kniete. O ja, es war eines, darüber bestand nicht der geringste Zweifel mehr. Ich fing an, das Unkraut auszureißen, das darauf wuchs, und nachdem ich eine Weile so gearbeitet hatte, zeigte sich sein ganzer Umfang. Und dann machte ich noch eine überraschende Entdeckung. Ein Holzstab stak aus der Erde hervor, und als ich ihn ergriff und daran zog, sah ich,

daß er ein kleines beschriftetes Emailschildchen trug. Ich klopfte die Erde ab, und was ich dann las, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Denn auf der Plakette stand mein eigener Name – Jessica – »Jessica Clevering«.

Ich hockte mich auf die Fersen und betrachtete das Schildchen. Ähnliche wurden auch auf den Gräbern am Friedhof benützt. Von jenen, die sich Kreuze und Engel mit aufgeschlagenen Büchern nicht leisten konnten. In diesem Grab lag also eine Jessica Clevering.

Ich studierte das Schildchen genauer und konnte endlich einige Zahlen erkennen: »1880«, und darüber die Buchstaben »Ju ...« Das Restliche war nicht mehr zu entziffern. Dies machte die Sache noch unverständlicher. Ich war am dritten Juni 1880 geboren, und wer immer hier lag, trug nicht nur meinen Namen, sondern mußte auch in der Zeit meiner Geburt gestorben sein.

Ich hatte Ben Hennicker ganz vergessen, dachte jetzt nur an meine Entdeckung und grübelte und grübelte, was dahinterstecken mochte.

Da es mir unmöglich war, diese Sache für mich zu behalten, und Maddy die einzige Person schien, der ich allenfalls damit kommen konnte, lauerte ich ihr auf, als sie in den Küchengarten ging, um Wirsingkohl fürs Abendessen zu schneiden.

»Maddy, wer war Jessica Clevering?« fragte ich ohne Umschweife.

Sie grinste: »Wer kennt die wohl nicht? Stellt immer zu viele Fragen und ist mit den Antworten nie zufrieden.«

»Das ist Opal Clevering«, sagte ich würdevoll. »Wer war Jessica?«

»Wovon reden Sie überhaupt?« fragte sie gespielt gleichgültig, und ich hörte, wie meine Frage sie erregte.

»Ich meine jene, die in der Wüstenei begraben ist.«

»Hören Sie, Miß, ich hab' noch was zu tun: Mrs. Cobb wartet auf den Wirsingkohl.«

»Du kannst ja mit mir reden, während du ihn schneidest.«

»Muß ich jetzt vielleicht schon Ihren Befehlen gehorchen?«

»Du vergißt, daß ich schon siebzehn bin. Wie ein Kind kannst du mich also nicht mehr behandeln.«

»Wer sich wie ein Kind aufführt, wird auch so behandelt.«

»Es ist doch nicht kindisch, wenn man sich für seine Umgebung interessiert. Auf dem Grab in der ›Wüstenei‹ habe ich eine Plakette gefunden, worauf der Name ›Jessica Clevering‹ steht und wann sie starb.«

»Aus dem Weg hier!«

»Ich bin dir gar nicht im Weg, und aus deinem Benehmen kann ich nur schließen, daß du mir etwas verbergen willst.«

Es hatte keinen Sinn, weiterzufragen. Ich ging auf mein Zimmer und überlegte, wer wohl sonst etwas von der mysteriösen Jessica wissen mochte. Als ich mich zum Abendessen fertigmachte, dachte ich noch immer darüber nach.

Die Mahlzeiten in unserem Haus waren trist. Man unterhielt sich zwar, aber immer höchst langweilig; meist über örtliche Vorkommnisse, kirchliche Angelegenheiten und Dorfbewohner. Unser gesellschaftliches Leben war sehr beschränkt, aber das war unsere Schuld, denn wenn Einladungen kamen, lehnten wir sie ab.

Wir saßen alle an dem Mahagonitisch mit den gedrechselten Beinen, der früher in Oakland Hall gestanden hatte. Die Konversation hatte sich wie so oft auf die prunkvolle Vergangenheit und die armselige Gegenwart eingependelt. Um das Thema zu wechseln, schoß ich die Frage ab: »Wer war Jessica Clevering?«

Sofortiges Schweigen. Ich sah Maddy wie versteinert neben der Anrichte stehen, die Schüssel mit dem Kohl in beiden Händen. Alle sahen mich an, meine Mutter wurde langsam rot.

»Was soll diese Frage?« sagte sie ungeduldig, aber ich kannte sie gut genug, um zu wissen, daß diese Schroffheit nur ihre Betroffenheit überdecken sollte.

»Soll das ein Scherz sein?« Miriams immer dünner werdende Lippen zuckten leicht. »Du weißt doch ganz gut, wer du bist.«

»Ich bin Opal Jessica, und ich habe schon oft überlegt, warum mein erster Name nie benützt wird.«

Mama sah mich erleichtert an. »Weil er nicht recht passend ist!«

»Und warum habt ihr ihn mir dann gegeben?«

Xavier, der – wenn irgend möglich – immer den Retter in der Not spielte, sagte: »Wir haben fast alle Namen, die uns nicht sonderlich

gefallen. Aber bei unserer Geburt klangen sie wohl passend, und man gewöhnt sich schließlich irgendwie daran. Ich finde Jessica ganz nett, und – wie Mama sagt – er ist passender.«

Ich ließ mich nicht ablenken. »Und wer ist jene Jessica, die man in der ›Wüstenei‹ begraben hat?« bohrte ich weiter.

»In der ›Wüstenei‹ begraben?« sagte Mama pikiert. »Was soll denn das wieder? Maddy, der Kohl wird ja kalt, bitte serviere ihn.«

Maddy tat, wie geheißen, und ich fühlte mich wieder mal frustriert.

»Hoffentlich hat ihn Mrs. Cobb extra lange gekocht«, sagte Miriam. »Letztesmal war er doch ziemlich zäh, nicht wahr, Mama?«

»Allerdings, und ich habe auch mit der Köchin darüber gesprochen.«

»Ihr *müßt* es wissen!« beharrte ich jetzt. »Es kann doch nicht jemand so nah beim Haus begraben werden, ohne daß ihr das wißt. Ich habe einen Stab mit der Namensplakette gefunden.«

»Und was hast du in dieser – ›Wüstenei‹ getan?« fragte Mama.

Ich kannte ihre Taktik. In schwierigen Lagen ging sie immer zur Attacke über.

»Ich gehe oft dorthin.«

»Du hättest weiß Gott Besseres zu tun. Zu lernen oder dich im Haus nützlich zu machen – stimmt's, Miriam?«

Dann folgte ein langer Vortrag über die Tugenden und Pflichten eines Mädchens von Stand.

Xavier hörte ernst zu, Miriam ebenfalls, und mein Vater verhielt sich stumm wie meist, während der Käse hereingetragen wurde.

Nach dem Mahl erhob sich meine Mutter vom Tisch, ehe ich eine Möglichkeit hatte, die Sache mit dem Grab und der Plakette nochmals vorzubringen. So stand ich also auf und ging direkt nach oben. Von der Treppe aus hörte ich meine Eltern in der Halle reden. Mein Vater sagte: »Sie *muß* es erfahren. Irgendwann *muß* man es ihr sagen.«

»Unsinn«, zischte meine Mutter. »Wir können doch unmöglich! Ohne dich wäre das alles nie passiert.«

Ich horchte schamlos, denn es war mir klar, daß sie über Jessicas Grab sprachen. Sie zogen sich aber bald in den Salon zurück, und ich

war so verwirrt wie zuvor. Alles schien immer auf die *eine* Tatsache zurückzugehen, daß mein Vater das Familienvermögen verspielt hatte.

Je näher der Mittwoch kam, umso mehr vergaß ich das Grab, vor lauter Vorfreude auf meinen Besuch bei Ben Hennicker. Schon am frühen Vormittag marschierte ich los, und als ich bei der Auffahrt anlangte, fiel mir erst ein, wie merkwürdig es doch war, daß ich als Besucher in dieses Haus kam, das leicht mein eigenes hätte sein können. Mein Gott, dachte ich, ich bin ja schon fast genauso schlimm wie Mama.

Stolze schöne Eichen säumten die Auffahrt, deren Biegungen mich bisher immer so irritiert hatten, weil sie mir den Blick auf das Haus verwehrten. Jetzt waren sie hingegen eher nützlich, denn sie verbargen mich vor Blicken von draußen.

Als ich das Haus aus der Nähe sah, stockte mir fast der Atem vor Bewunderung. Schon von den Bäumen am Bach aus hatte es interessant gewirkt, aber in vollem Anblick war es einfach überwältigend. Jetzt konnte ich fast den Zorn meiner Mutter verstehen und verzeihen, denn in diesem Haus gelebt zu haben und es aufgeben zu müssen, war wirklich hart.

Größtenteils im Tudor-Stil erbaut, trug es hier und da Zeichen späterer Erneuerung, vor allem aus dem achtzehnten Jahrhundert. Das altersgraue Ziegelwerk stammte jedoch eindeutig aus der Tudor-Zeit, und als Heinrich VIII. zu Besuch hier weilte – wie meine Mutter einmal erzählte –, mußte das Haus schon ganz ähnlich ausgesehen haben. Die hohen Schlafzimmerfenster, die Erker und Vorsprünge waren wohl erst später hinzugekommen, fügten sich aber durch ihre Eleganz dem Ganzen nahtlos ein. Der Torturm war unverändert geblieben. Unter dem Ansturm der Eindrücke blickte ich auf die flankierenden Seitentürme, mit dem etwas niedrigeren Eingangstrakt in der Mitte. Über dem Tor war ein Wappen – das unsere.

Ich betrat den Innenhof und befand mich vor einer massiven Eichentür. Eine uralte Glocke war daran befestigt. Ich zog, und sie läutete zu meiner Freude ganz laut.

Höchstens eine Sekunde oder zwei vergingen, da öffnete sich schon die Tür, und ich hatte das Gefühl, daß jemand mein Herankommen beobachtet und erwartet hatte. Ein sehr würdiger Herr war es – wohl jener Wilmot, von dem ich schon gehört hatte.

»Miß Clevering?« fragte er noch ehe ich ein Wort hervorbringen konnte, und es klang ganz großartig aus seinem Mund. »Mr. Hennicker erwartet Sie bereits. Wenn Sie mir bitte folgen wollen ...«

Ich lächelte. »Aber mit Vergnügen.«

Während wir die Halle durchschritten, betrachtete ich den riesigen Refektoriumstisch mit den Kupferschalen darauf, die Rüstungen an beiden Enden des Saales, die Waffen darüber sowie die kleine Empore und die Treppe an jenem Ende, zu dem er mich führte.

Bildete ich es mir nur ein, oder hörte ich Stimmengemurmel, ein Geflüster und Füßescharren? Ich sah Wilmot scharf nach oben blicken und vermutete daher, daß man uns beobachtete.

Wilmot erkannte, daß ich es auch mitbekommen hatte, und lächelte. »Es ist eben das erste Mal, daß ein Mitglied der Familie herkommt, Miß Clevering, seit ...«

»... seit wir verkaufen mußten«, ergänzte ich geradeheraus.

Wilmot zuckte etwas zusammen und nickte devot. Später erst wurde mir klar, daß solch offene Rede außerhalb der Familie als geschmacklos angesehen wurde. Wie mochten wohl Ben Hennicker und Wilmot miteinander auskommen? Lange blieb mir nicht Zeit, darüber nachzudenken, da ich alles genau in mich aufnehmen wollte. Es ging einen langen Korridor entlang und dann eine zweite Treppe hinauf.

»Mr. Hennicker erwartet Sie im Salon«, sagte Wilmot. Er öffnete eine schwere, mit Leinen bezogene Eichentür.

»Miß Clevering«, kündigte er mich an, und ich folgte ihm.

Ben Hennicker saß in seinem Krankenstuhl, mit dem er auf mich zurollte. Er lachte. »Ha!« rief er. »Endlich da. Willkommen im Ahnenschloß!«

Ich hörte noch, wie sich die Tür diskret hinter mir schloß, während ich ihm entgegenlief.

Er lachte weiter und ich auch. »Schon komisch, nicht wahr?« sagte er schließlich. »Sie als Besucherin. Miß Clevering – Miß Opal Jessica Clevering. Kommen Sie, setzen Sie sich, ich zeige Ihnen dann später alles.«

»Wenn Sie sich weiter so benehmen, meine ich noch, Sie hätten mich nur eingeladen, um einer Clevering ihren Ahnensitz zu zeigen.«

»Nicht nur das. Unsere Unterhaltungen haben mir Freude gemacht, und ich meinte, es wäre wieder einmal Zeit dazu. Wir trinken dann Tee miteinander, aber erst später. Haben Sie Ihrer Familie erzählt, daß wir uns kennengelernt haben?«

»Nein.«

Er nickte. »Sehr klug von Ihnen. Wissen Sie, was die gesagt hätten? ›Dein Fuß darf seine Schwelle nicht berühren und seiner nicht die unsere.‹ Ist schon besser, daß sie keine Ahnung davon haben.«

»Ja, viel besser.«

»Spart einem viele Erklärungen.«

»Und auch Verbote und Ungehorsam.«

»Aha, eine kleine Rebellin! Das gefällt mir aber, denn ich bin ein böser alter Mann, wie Sie ja bereits wissen oder bald herausfinden werden. Besser, Sie merken es schon am Anfang unserer Freundschaft.«

»Sie würden mich also noch ermutigen herzukommen, wenn meine Familie es mir verbieten sollte?«

»Aber sicher! Sie müssen doch einmal über die Welt Bescheid wissen, und wenn Sie dies und jenes nicht anrühren, weil es nicht vornehm genug ist, werden Sie es nie erfahren. Man muß das Gute und das Schlechte kennen, und darum ist es auch gut für Sie, mich zu kennen. Ich bin der Böse, der sein Vermögen zusammengescharrt und ein Haus gekauft hat, das für seinesgleichen nicht gebaut wurde. Ist ja auch egal. Ich habe es im Schweiß meines Angesichts verdient, mit meiner Hände Arbeit ... mit Pickel und Schaufel ... Habe das Haus gewonnen und wohl ein Recht darauf. Lange genug habe ich darauf abgezielt. Für mich ist es wie der schönste Opal, der je aus einem Felsen geschürft wurde – wie der ›Grüne Blitz‹.«

»Was ist denn das? Sie erwähnten es schon einmal.«

Er schwieg verträumt. »Ach, tatsächlich? Der ›Grüne Blitz‹. Nun ja, ich habe all dies gewonnen, wie ich es mir vorgenommen hatte – damals, als junger livrierter Diener hinten auf der Kutsche ... Ein Jüngling, der zum erstenmal das Leben sieht, das er selbst einmal führen wird. Und Sie – was sind Sie? Gehören Sie zu den anderen? Wir stehen links und rechts des trennenden Zaunes, wir beide, aber Sie gehören nicht hinüber ... innerlich, meine ich. Sie haben nicht diese verkrampften Vorstellungen, die einem das Blickfeld verstellen. Sie sind frei, Miß Jessy, haben Ihren Blick schon seit langem ins Weite geschickt. Und darum kommen wir auch so gut miteinander aus ... Im Husch hat es bei uns geklappt. Aber jetzt bringe ich Sie zuerst mal in mein Geheimgemach. Das dürfen Sie mir glauben – viele lasse ich nicht da hineinschauen, seit ... na ja. Ich werde Ihnen jedenfalls etwas so Schönes zeigen, daß Sie froh sind, danach benannt worden zu sein.«

»Ihre Opale?«

»Ja, denn auch deswegen habe ich Sie ja hierher gebeten. Folgen Sie mir bitte?« Er rollte seinen Stuhl durchs Zimmer in eine Ecke, wo seine Krücke stand. Griff danach und zog sich aus dem Stuhl hoch. Er öffnete eine Tür. Dahinter führten zwei Stufen in ein kleineres, wunderschön getäfeltes Zimmer mit blaugerahmten Fenstern. In einem Schrank, den er erst aufsperrn mußte, war ein stählerner Safe. Er drehte an den Knöpfen, öffnete die Tür und nahm ein paar flache Kästen heraus.

»Setzen Sie sich an den Tisch hier«, sagte er, »dann zeige ich Ihnen einige der schönsten Opale, die je einem Felsen entrissen wurden.«

Er nahm ebenfalls Platz, und ich zog mir einen Stuhl neben ihn. Dann öffnete er einen der Kästen, deren mit Samt ausgeschlagene Schubladen Opale beherbergten. Noch nie hatte ich so schöne Stücke gesehen. In der obersten Reihe waren lauter große blasse Steine, die blau und grün schimmerten. Auch in der nächsten Reihe wetteiferten die Stücke an Größe, waren aber dunkler, blau, fast purpurrot, während die Opale in der letzten Lade schon fast schwarz waren und erstaunlicherweise rot und grün aufblitzten.

»Ihre Namensvettern«, sagte er. »Nun, wie finden Sie sie? Ich sehe schon, Sie sind sprachlos, wie ich es mir dachte – erhoffte. Alle Diamanten und Saphire sind nichts dagegen. Nirgends auf der Welt gibt es schönere Steine als diese, das können Sie mir ruhig glauben.«

»Ich habe noch nicht viele Diamanten und Saphire gesehen«, sagte ich, »also kann ich mir darüber kein Urteil erlauben. Aber etwas Hübscheres als diese Steine hier vermag ich mir einfach nicht vorzustellen.«

»Sehen Sie sich nur den hier an.« Ganz zart tippte er mit seinem hornigen Zeigefinger an einen der Steine. Er war dunkelblau, mit einem Goldschimmer darin. »Der ›Stern des Ostens‹. Diese Opale haben nämlich alle Namen. ›Stern des Ostens‹! Ist er nicht wirklich wie ein Stern am Himmel, kurz bevor die Sonne aufsteigt und sein Licht erblassen läßt? So ähnlich muß jener Stern ausgesehen haben, den die drei Weisen aus dem Morgenlande damals zu Weihnachten erblickten. Ich sage Ihnen, der Stein ist einmalig. Sie sind alle einmalig. Man wird zwar immer wieder welche finden, die einander ähneln, aber dann merkt man doch den Unterschied. Es ist wie bei Menschen: keine zwei sind einander gleich. Eines der Wunder des Universums. All diese Menschen, all diese Opale, und jeder ist verschieden. Eines Tages findet man ein solches Prachtstück wie den ›Stern des Ostens‹ und denkt an alles, was man erlitten hat – denn das Leben eines Schürfers ist kein Honiglecken, das dürfen Sie mir glauben –, und sagt, daß er dies alles wert war. Wer den ›Stern des Ostens‹ besitzt, weiß, daß das Beste noch vor ihm liegt, denn der Stern geht ja auf, und er hat schließlich die Geburt Christi verkündet.«

»Ihr Bestes kommt also erst, Mr. Hennicker?«

»Sie sollen mich doch Ben nennen.«

»Ja, aber es ist so schwer, sich daran zu gewöhnen. Man hat mir beigebracht, daß Erwachsene nicht mit dem Vornamen angesprochen werden.«

»Das ist uns hier völlig egal. Ich meine, wir tun, was uns recht erscheint, und ich bin für Sie und alle meine Freunde Ben. Sie zählen sich doch zu meinen Freunden?«

»Ich möchte es gern, Ben.«

»So ist's recht. Ja, das Beste habe ich noch zu erwarten, weil ich den ›Stern des Ostens‹ besitze.«

Ich berührte ihn ganz vorsichtig mit einem Finger.

»Nur zu«, sagte er, »greifen Sie ihn nur an. Schauen Sie, was für ein Feuer er hat, und das ist nicht der einzige. Hier – der ›Stolz des Lagers‹, auch ein schönes Stück, nicht ganz so prächtig, aber immerhin. Von den weißen Klippen in Neusüdwaes. War das ein Lager! Irgendeiner hatte dort schon mal geschürft und war weitergezogen. Dann kamen ein paar Wochenendschürfer und schnüffelten etwas in der Gegend herum, wie das eben ihre Art ist. Und was passiert? Einer findet Opale ... echte, wertvolle Opale. Was für ein Fund für einen dieser Amateure! Binnen einem Monat war ein Camp dort, und alle schürften wie verrückt, ich natürlich mittendrin. Und hatte das Glück, den ›Stolz des Lagers‹ zu finden.«

»Verkaufen Sie die Steine?«

Er sah nachdenklich drein. »Ja, eigentlich schon. Aber manchmal gibt es einen, den man einfach nicht verkaufen kann – egal, was man dafür bekäme. Irgendwie hat man in solchen Fällen das Gefühl, er gehört einem selbst und niemand sonst.«

»Das sind also alles Steine, bei denen Sie so etwas empfinden?«

»Genau. Bei einigen wegen ihrer Schönheit und dann wieder aus anderen Gründen. Betrachten Sie einmal den hier ... Sehen Sie das grüne Feuer? Der hat mich mein Bein gekostet.« Er schüttelte seine Faust. »Warst ganz schön teuer, mein Lieber«, fuhr er fort, »und darum behalte ich dich auch. Hat richtiges Feuer, nicht wahr? Sie müssen den Stein von hier aus betrachten. Ich bin dem Ding egal. Das sagt nur: ›Wenn du mich willst, nimm mich eben, aber denk nicht an die Kosten.‹ Ich nenne ihn die 'Grüne Lady', denn ich hatte mal eine Katze dieses Namens. Ich mag Katzen ganz gern, es ist eine Art verächtlicher Stolz in ihnen, der mir gefällt. Haben Sie schon mal bewußt beobachtet, wie graziös sich eine Katze bewegt und wie sie immer allein geht? Sie ist stolz, gibt nie nach, und das imponiert mir. Die Katze, die ich hatte, hieß zuerst nur ›Lady‹. Das Name paßte zu ihr. Und ihre Augen

waren so grün wie das Grün hier in dem Stein. Darum lasse ich ihn nicht aus der Hand, obwohl er mich mein Bein gekostet hat und man meinen möchte, daß ich nur ungern daran erinnert würde. Da glitzerte sie mir im Kerzenlicht zu ... und ich mußte sie haben, obwohl die Stollendecke einfiel und mich zum Krüppel machte.«

Ich nahm die ›Grüne Lady‹ in die Hand und studierte sie eine Weile, dann legte ich sie behutsam auf ihr weiches Samtbett zurück.

»Und hier, sehen Sie einmal, Miß Jessy, dieses herzförmige Gebilde. Sehen Sie den violetten Schimmer? Königspurpur. Wirklich für eine königliche Krone geeignet.«

Ich war fasziniert. Immer neue Schubladen öffnet er, und ich erblickte jede Art von Steinen. Von den milchigen mit rotem und grünem Schimmer bis zu den dunkelblauen und schwarzen mit kräftigeren Farben. Er erzählte mir von allen ihren Eigenschaften und Vorzügen, und sein Enthusiasmus steckte mich an. Eine Schublade, kleiner als die anderen, war leer. Sie war nur für einen einzigen Stein vorgesehen, aber die Höhlung, die er hätte einnehmen sollen, starrte mich geradezu anklagend an. Ben wirkte deprimiert.

»Was war hier drinnen?«

Seine Augen verengten sich, der Mund wurde härter, sein Blick tödlich. Erstaunt beobachtete ich die Veränderung. »Hier lag einmal der ›Grüne Blitz bei Sonnenuntergang‹.«

Ich wartete stumm. Er schob das Kinn vor, seinen Mund hatte er dabei zornig verzogen.

»Ein besonders schöner Opal?«

Mit blitzenden Augen wandte er sich mir zu. »Einen schöneren gab es noch nie!« rief er. »Nein, auf der ganzen Welt nicht. Er war ein Vermögen wert, aber ich hätte mich nie von ihm getrennt. Den mußte man gesehen haben, um es zu glauben. Den Grünen Blitz sah man nicht immer. Man mußte darauf warten – je nachdem, wie das Licht einfiel – wie man ihn hielt ... Es hing auch mit dem Menschen zusammen, der ihn in Händen hatte.«

»Und was geschah damit?«

»Er wurde gestohlen.«

»Von wem?«

Er schwieg, dann wandte er sich mir mit immer noch gefährlich funkelndem Blick zu. Der Verlust dieses Steins schien ihn tief getroffen zu haben.

»Wann wurde er denn gestohlen?«

»Vor langer Zeit.«

»Wie lange?«

»Ehe Sie geboren wurden.«

»Und bisher haben Sie ihn nicht finden können?«

Er schüttelte den Kopf, schloß die Schublade und ließ dann den Deckel zuschnappen. Er stellte den Kasten zu den anderen in den Safe zurück, und nach dem Abschließen wandte er sich mir lachend zu. Etwas verändert klang mir dieses Lachen allerdings.

»Und jetzt wollen wir Tee trinken. Ich habe ihn für genau vier Uhr bestellt – gehen wir also nach drüben.« Er wies zur Salontür. »Sie dürfen einschenken und mich unterhalten, das wäre ja als eine Clevering ohnehin Ihr Recht und Ihre Pflicht.«

Spirituslampe und silberner Teekessel standen schon dort, dazu Platten mit Sandwiches, Gebäck und Kuchen. Neben Wilmot wartete ein Mädchen.

»Miß Clevering wird sich der Sache annehmen«, sagte Ben.

»Sehr wohl, Sir«, antwortete Wilmot gravitatisch. Ich war froh, daß er und das Mädchen sich wieder zurückzogen.

»Alles so zeremoniell«, maulte Ben, »ganz habe ich mich noch nicht daran gewöhnt. Manchmal sage ich mir: ›Schluß mit dem Getue!‹ Sie können sich vielleicht vorstellen, wie sich ein Mann dabei fühlt, der sein eigenes Essen auf dem Lagerfeuer gekocht hat. Heute ist aber ein besonderer Tag. Der Tag, an dem die erste Clevering mein Gast ist.«

»Leider keine sehr bedeutende«, sagte ich lachend.

»Die Bedeutendste. Man soll sich nie unterschätzen, Miß Jessy. Wenn man von sich selbst nichts hält, halten die Leute auch nichts von einem. Man muß einen guten Mittelweg finden, denn in zu großen Schuhen oder unter zu großem Hut lebt sich's auch nicht gut.«

Ich fragte ihn, wie er den Tee gern hätte, goß ein und trug das Tablett auf ein Tischchen neben seinem Rollstuhl. Er lächelte mich dankbar an. Nachdem ich es mir in dem Sessel gegenüber bequem gemacht hatte, bat ich: »Jetzt erzählen Sie mir von dem ›Grünen Blitz bei Sonnenuntergang.«

Er schwieg eine Weile und fragte dann: »Haben Sie denn schon einmal davon gehört?«

»Erst heute nachmittag.«

»Ich meine nicht den Opal, sondern den grünen Blitz in der Natur. Es heißt, daß es einen Augenblick beim Sonnenuntergang gibt – gerade bevor sie verschwindet –, in dem ein grüner Blitz über das Meer huscht. Man kann ihn nur in tropischen Breiten sehen, und die Bedingungen müssen genau stimmen. Ein sehr seltenes Phänomen, wunderschön und aufregend. Die Leute warten lange darauf, aber manche erhaschen es nie. Wenn man nur mit den Augen blinkert, kann man es schon versäumen, denn es kommt und geht eben wie ein Blitz – man merkt es kaum. Der Beobachter muß genau im richtigen Augenblick am richtigen Fleck stehen, in die richtige Richtung sehen und unheimlich rasch sein. Einmal ist es mir geglückt, auf der Rückreise nach England. Ich stand bei Sonnenuntergang auf Deck und sah, wie der riesige Feuerball in den Ozean fiel. In den Tropen ist es ganz anders als hier, da gibt es keine so lange Dämmerung. Ach, diese friedliche Szenerie! Keine Wolken, die riesige Sonne so niedrig, daß ich gerade noch hinschauen konnte. Und dann war sie weg, und der ›Grüne Blitz‹ flammte auf. ›Ich habe ihn gesehen!‹ schrie ich laut, ›ich habe den Grünen Blitz gesehen!‹ Und dann betrachtete ich meinen Opal. Er war sehr wertvoll, der schönste von allen. Auf dieser Reise trennte ich mich keine Sekunde von ihm. Immer wieder holte ich ihn hervor – nur um mich zu vergewissern, daß er noch da war. Dieser Opal erinnerte einen an den grünen Blitz auf See. Man sah ihn, sah seine Schönheit und die roten und blauen Blitze. Im Innern verdunkelte er sich, es wirkte wie ein Zusammentreffen von Land und See. Ein so starkes rotes Feuer war darin wie von Sonnenstrahlen: Wenn man ihn im richtigen Augenblick im richtigen Blickwinkel ansah, bei einer bestimmten Beleuchtung, schien das Rot plötzlich zu verschwinden, und man sah den grünen Blitz. Ich

glaube, er hieß erst der ›Sonnenuntergangsopal‹. Als ich das mit dem ›Grünen Blitz‹ entdeckte, war der neue Name natürlich festgelegt.«

»Und den liebten Sie am meisten.«

»Einen solchen Stein gab's nie wieder; den grünen Blitz habe ich jedenfalls in keinem anderen gesehen. Man mußte auch darauf warten – es war sehr selten –, und man mußte bereit sein dafür. Das Grün war unbeschreiblich, und wer den Augenblick versäumte, hatte vielleicht ein für allemal seine Chance vertan.«

»Und Sie fanden nie heraus, wer ihn nahm?«

»Ich hatte da so meinen Verdacht. Alles wies sogar auf ihn hin, den jungen Teufel. Mein Gott, wenn ich den erwischt hätte ...«

Ben schienen plötzlich die Worte zu fehlen – eine Seltenheit bei ihm –, und er war sich meiner Anwesenheit gar nicht mehr bewußt. Er lebte wohl noch einmal den Augenblick durch, da er die Schublade öffnete und die leere Mulde sah. Ich ging zu seinem Platz hinüber, nahm die Tasse und füllte sie neu. Als ich sie ihm zurückstellte, fragte ich leise: »Wie ist es denn passiert, Ben?«

»Es war hier, in diesem Haus.« Er wies über seine Schulter in das Zimmer, das wir gerade verlassen hatten. »Damals hatte ich es noch nicht lange und war so stolz darauf, daß ich es gern herzeigte. Es war eine Art Hochmut. Hochmut, der vor den Fall kommt ... ›Schaut euch mein Schloß an. Meine Opale!‹ Und wir gingen da rüber.« Er wies wieder hinter sich. »Wir waren zu viert. Ich zeigte den andern meine Opale – wie gerade Ihnen –, und damals sah ich den ›Grünen Blitz bei Sonnenuntergang‹ zum letztenmal. Legte ihn in seine Schublade und stellte den Kasten in den Safe zurück. Als ich ihn das nächste Mal hervorholte, waren alle Opale noch an ihrem Platz, bis auf diesen einen – den ›Grünen Blitz‹.«

»Und wer hat ihn gestohlen?«

»Jemand, der die Safekombination kannte. Ganz eindeutig.«

»Und Sie konnten nicht herausfinden, wer?«

»Ein junger Mann war dabei, er verschwand danach. Ich sah ihn nie wieder, obwohl ich nach ihm suchen ließ. Er hat bestimmt den ›Grünen Blitz‹ genommen.«

»So was Gemeines!«

»Gemeine Menschen gibt es nun einmal auf der Welt, das sollten Sie nie vergessen. Komischerweise hätte ich es aber von ihm nie gedacht. Er war so besessen, von einer Entschlossenheit, die fast immer zum Erfolg führt, aber als er den ›Grünen Blitz‹ sah, hat er durchgedreht. Einen solchen Opal wird es nie wieder geben.«

»Die Polizei hätte ihn doch bestimmt ausfindig machen können.«

»Er war weg ›wie der Blitz‹, spurlos verschwunden. Manchmal nehme ich mir vor, ihn selbst suchen zu gehen – ihn und den ›Blitz‹.«

»Glauben Sie, daß er ihn verkauft hat?«

»Leicht wäre es nicht, man würde den Stein überall erkennen. Jeder Händler hätte den Verkauf gemeldet. Vielleicht hat er ihn mitgenommen ... nur für sich selbst. Es war ein faszinierender Stein, für jeden, der ihn einmal gesehen hatte. Trotz aller Geschichten vom Fluch, der auf ihm liege, wollte ihn jeder haben.«

»Was für Geschichten denn?«

»Na ja, Sie wissen ja, wie solche Legenden entstehen. Der Stein bringe Unglück, hieß es. Einige, die ihn besaßen, haben eben Pech gehabt. Der ›Grüne Blitz‹ bringe den Tod, hieß es sogar.«

»Sie waren also nicht der erste Besitzer?«

»O nein! Er war schon durch andere Hände gegangen, ehe ich ihn bekam. Ich habe ihn sozusagen gewonnen.«

»Wie das?«

»Ein Spieler war ich immer schon. Immer auf Gelegenheiten aus. Allerdings ließ ich mir stets eine Reserve. Bis zur letzten Münze habe ich mich nie verausgabt, wie es manche tun. Ich war gern reich und spielte umsichtig, wenn Sie verstehen, was ich meine. Der alte Harry Wilkins besaß damals den Stein, und seitdem er ihn mir einmal gezeigt hatte, wollte ich ihn haben. Ich war sozusagen in seinen Zauberbann geraten und *mußte* ihn einfach kriegen. Harry hatte dauernd Pech, und man sagte, der Stein sei daran schuld. Sein Sohn, seit eh und je ein Tunichtgut, verschwand eines Nachts. Man fand ihn dann mit gebrochenem Genick – hatte sich im Suff zu Tode gestürzt. Der alte Harry zerbrach daran. Er war ein unverbesserlicher Spieler, wettete um alles und nichts,

und sei es nur um die ersten Regentropfen an einer Fensterscheibe. ›Ich wette hundert Pfund, daß der rechte Tropfen zuerst unten ankommt‹, hieß es dann zum Beispiel. Das lag einfach in seiner Natur, er konnte nicht anders. Tja, ich wollte den Stein haben. Es war sein letzter Besitz, weil ihn sein Sohn vor dem Tod regelrecht ausgeplündert hatte. Um's kurz zu machen: Er setzte den ›Grünen Blitz‹ gegen ein Vermögen ein. Ich nahm die Herausforderung an und gewann. Ein paar Wochen später hat er sich erschossen. Der ›Grüne Blitz‹ bringt Unglück, heißt es.«

»Und meinen Sie das auch?«

»Ich glaube nicht an Flüche.«

»Sie haben den Stein ja verloren. So sind Sie dem Fluch vielleicht entgangen.«

»Eines Tages wird er zu mir zurückkehren.«

»Sie reden über den ›Grünen Blitz‹, als wäre es ein menschliches Wesen.«

»Das ist er für mich auch. Ich liebte ihn und nahm ihn immer heraus und sah ihn mir an, wenn ich bedrückt war. Wartete auf den Blitz und sagte mir dann: ›Die Zeiten ändern sich, du findest schon noch das Glück, genau wie deinen Stein, alter Ben.‹ Diese Botschaft schien mir von ihm auszugehen.«

Anscheinend wurde er jedoch plötzlich des Themas überdrüssig und meinte, ich wolle doch sicher das Haus besichtigen; da es aber bei ihm mit dem Laufen hapere, würde er mir einen Diener mitgeben. Ich verließ ihn nur widerwillig. Aber die Räume wollte ich mir wirklich gern anschauen, und während ich noch zögerte, was ihn zu freuen schien, meinte er: »Sie kommen ja wieder. Wir müssen uns wirklich regelmäßig treffen, denn eines steht fest: Sie und ich haben einander liebgewonnen. Finden Sie nicht?«

»O doch, und wenn ich wiederkommen und mehr Geschichten von Ihnen hören darf, dann schaue ich mir jetzt gern das Haus an.«

»Aber natürlich sollen Sie das!« Er zog an einer Klingelschnur. Wilmot erschien gleich darauf.

»Miß Clevering möchte Oakland Hall kennenlernen«, sagte Ben. »Einer von euch soll sie herumführen.«

»Sehr wohl, Sir«, murmelte Wilmot.

»Einen Augenblick noch!« rief Ben. »Das soll Hanna tun – ja, Hanna ist die Richtige!«

»Wie Sie wünschen, Sir.«

Ich ging zu Bens Rollstuhl und nahm seine Hand. »Ich danke Ihnen – es war so schön.«

»Am nächsten Mittwoch, um die gleiche Zeit?«

»Gern – und nochmals vielen Dank für alles.«

Eigenartig sah sein Gesicht jetzt aus. Bei jedem anderen Menschen hätte ich gesagt, daß er kurz vor dem Heulen sei, aber er raunzte nur: »Und jetzt ab mit Ihnen. Hanna führt Sie herum.«

Warum mochte er gerade Hanna ausgewählt haben? Diese große hagere Frau mit dem knochigen Gesicht und den großen dunklen Augen interessierte mich nämlich am meisten. Sie fühlte sich sichtlich geehrt, mich herumführen zu dürfen.

»Ich war fünf Jahre bei Ihrer Familie. Mit zwölf Jahren kam ich ins Haus, und da man sich drüben meine Dienste nicht mehr leisten konnte, blieb ich eben hier.«

»Das passierte leider vielen.«

»Wollen wir oben anfangen, Miß Clevering, und uns nach unten durcharbeiten?«

Ich war auch dafür, und so stiegen wir die Wendeltreppe zum Dach hinauf.

»Von hier aus kann man die Türmchen am besten sehen und die ganze Landschaft ringsum. Schauen Sie nur!« Sie betrachtete mich hintergründig. »Den Witwensitz sieht man auch genau.«

Ich blickte in die erwähnte Richtung und entdeckte unser Anwesen drüben zwischen grüner Landschaft eingebettet. Wie ein Puppenhaus wirkte es von hier. Seine reinen Linien waren klar erkennbar, der glatte Rasen sah wie ein Stück Seide aus.

»Sie haben einen besseren Ausblick auf uns als wir auf Sie«, sagte ich. »Im Sommer ist Oakland Hall ganz versteckt.«

»Ich komme oft hier herauf und halte Umschau«, gab Hanna zurück.

»Dann müssen Sie uns manchmal im Garten gesehen haben.«

»O ja, oft.«

So von ihr beobachtet worden zu sein, war mir direkt unangenehm.

»Finden Sie es jetzt schöner hier als damals bei meiner Familie?«

Sie zögerte, und dann sagte sie: »In mancher Hinsicht ja. Mr. Hennicker ist häufig weg, dann sind wir allein. Erst war das ein bißchen komisch ... aber man gewöhnt sich ja an alles. Und er ist ein angenehmer Herr.« Ich spürte deutlich, daß das eine Anspielung auf die Zeit unter dem Regime meiner Mutter war. »Miß Miriam war ja damals noch ein junges Mädchen«, fuhr sie fort. »Ja, es ist lange her. Begeistert werden sie nicht sein, daß Sie hier waren, Miß.«

»Nein, bestimmt nicht«, bestätigte ich und fügte hinzu: »Wenn sie es rausfinden.«

»Mr. Hennicker ist ein eigenartiger Mann.«

»Ja, ich habe noch nie jemanden wie ihn kennengelernt.«

»Und wenn man nur bedenkt, *wie* er hierherkam! Wer hätte je gedacht, daß ein Herr seiner Art so einen Landsitz haben möchte.«

Eine Weile betrachteten wir noch stumm die Gegend.

»Sollen wir wieder hineingehen?« schlug Hanna vor. Ich nickte, und wir kletterten die Treppenstufen hinab.

Im ersten Zimmer, das sie mir zeigte, bewunderte ich die schön geschnitzten Deckenbalken, die getäfelten Wände und die geschnitzte Kaminumrandung.

»Solche Zimmer gibt's hier jede Menge, man kann sie gar nicht mehr zählen. Wir benützen sie nur bei einer Gesellschaft«, erklärte sie.

»Werden häufig Gesellschaften gegeben?«

»Ja, Geschäftsleute kommen oft zu Mr. Hennicker. Zumindest kamen sie bisher – ich weiß ja nicht, ob es jetzt nach dem Unfall so weitergeht.«

Wir waren in einer Galerie angelangt. »Hier hingen einmal die Familienbilder. Sie wurden abgenommen, und Mr. Hennicker hängt nie eigene Bilder auf. ›Eine Galerie ist keine Galerie ohne Ahnenbilder«, meint Mr. Wilmot. Aber von Mr. Hennickers Ahnen wissen wir nicht viel.«

Wunderschön war die Galerie, mit geschnitzten Säulen und langen schmalen Fenstern, deren bunte Glasscheiben alles zauberhaft erglücken ließen. In Abständen hingen dicke rote Samtvorhänge an den Wänden. Wie Hanna mir erklärte, überdeckten sie die nichtgetäfelten Teile. Dann berichtete sie tuschelnd, daß es hier spuke.

»In so einem Haus ist immer ein Zimmer verwünscht; bei uns ist es eben die Galerie. Seit Mr. Hennickers Anwesenheit hat allerdings niemand mehr etwas gesehen oder gehört. Er verscheucht wahrscheinlich jeden Geist, denke ich mir. Früher hat man hier angeblich Musik gehört, von einem Spinett, das einmal da stand. Mr. Hennicker ließ es nach Australien bringen, es war ihm sehr ans Herz gewachsen, wie ich höre. Die Köchin hält das Ganze für Unsinn, aber Mr. Wilmot glaubt daran. Aber der würde ja sowieso eine Familie, die nicht wenigstens einen Geist hat, für völlig unter seiner Würde finden.«

»Und doch arbeitet er jetzt für Mr. Hennicker.«

»Das ist ohnehin ein Wunder bei ihm.«

Wir erforschten das Haus weiter, und es stimmte, was Hanna sagte. Es gab so viele gleiche Zimmer, daß man sich leicht darin verirren konnte. Ich hoffte, bei späteren Besuchen noch einmal alles betrachten und in Ruhe erforschen zu können. Hanna war keine sonderlich angenehme Führerin, denn immer, wenn ich sie ansah, war ihr Blick so bohrend, als müsse sie mich abschätzen. Vermutlich, weil ich ein Mitglied der Familie war, der sie einmal gedient hatte. Und immer wieder mußte ich daran denken, wie sie vom Dach auf den Witwensitz hinuntergesehen und mich beobachtet hatte.

Ich bewunderte die geschnitzten Kaminumrandungen, die aus der Regierungszeit der Königin Elisabeth stammten: Die Bildthemen waren der Bibel entlehnt. Ich konnte Adam und Eva und Lots Frau, zur Salzsäule erstarrt, erkennen; bei den anderen Darstellungen brauchte ich Erklärungen und fühlte mich recht unwissend.

Das Solarium gefiel mir sehr. Seine Fenster gingen nach Süden und die Wände waren mit Gobelins bedeckt, die Ben wahrscheinlich von meiner Familie übernommen hatte.

Schließlich kamen wir in die Halle hinunter und durch ein Vestibül in den sogenannten Salon.

»In früheren Zeiten«, erklärte sie, »wurden hier die Gäste empfangen.«

Die Wände waren getäfelt, die Fensterscheiben bleigefaßt, in einer Ecke stand eine Rüstung. »Auf der anderen Seite sind die Küchen mit der Butter- und der Milchkammer und so weiter. Das ist das ›Gitternde‹ der Halle. Sie werden es sicher sehen wollen. Einige Räume dort stammen noch aus der Zeit, als das Haus gebaut wurde, vor vielen Jahrhunderten, weiß Gott wann.«

Sie führte mich zum sogenannten »Gitter«, einer Tür, die den Bedienstetentrakt von der Halle trennte, und plötzlich stand ich in der riesigen Küche. Ein ungeheurer Herd nahm fast die eine Hälfte ein; er hatte Brotbackrohre, Bratspieße und riesige Kessel. Dann gab es einen großen Tisch mit zwei Bänken und zwei reichverzierten Lehnssesseln an den Enden – die von der Köchin und dem Butler benutzt wurden, wie ich später erfuhr.

Als ich die Küche betrat, hörte ich wieder Geflüster und wußte, daß ich von irgendwoher heimlich beobachtet wurde. Dann segelte eine riesige Frau herein, gefolgt von drei Mädchen. Hanna stellte vor: »Das ist Miß Clevering – Mrs. Bucket.«

»Guten Tag, Mrs. Bucket«, antwortete ich. »Ich habe schon von Ihnen gehört.«

»Tatsächlich?« fragte sie erfreut.

»Maddy spricht oft von Ihnen.«

»Ach, Maddy. Miß Clevering, das ist aber schön für uns, einmal jemand von der Familie hier zu haben.«

»Es ist auch für mich eine große Freude, alles kennenlernen zu dürfen.«

»Na ja, vielleicht ist das nur der Anfang.«

Ich fühlte mich ein bißchen unbehaglich, da sie mich alle so anstarrten. Vielleicht meinten sie, eine Clevering, die im Witwensitz aufgewachsen war, sei keine echte. Schließlich hatte ich all das Großartige in diesem Haus nie erlebt.

»Ich werde nie den Tag vergessen, als sie uns sagten, daß sie verkaufen müßten. Wir standen alle in der Halle aufgereiht ... sogar die Stallburschen.«

Hanna machte Mrs. Bucket ein Zeichen, aber ich war froh, daß die dicke Köchin zu denen gehörte, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube machten, und daß mein Anblick in der Küche – der Anblick einer Clevering – in ihr Erinnerungen wachrief, die sie nun eifrig heraussprudelte. »Natürlich hatten wir's bereits vorher gehört. Geld, Geld, immer Geld ... Es gab ja kein anderes Thema mehr. Die Einkommensteuer, die alles auffrißt. In den Ställen hat es angefangen. Was da für Pferde in den Boxen standen. Und dann die Gärtner! Da kürzt man immer zuerst, Ställe und Gärten. Das habe ich auch zu Mr. Wilmot gesagt, und der gab mir recht. Ich habe gesagt ...«

»Das ist ja schon lange her, Mrs. Bucket«, unterbrach Hanna.

»Aber es kommt mir vor wie gestern. Du lieber Himmel, da waren Sie noch gar nicht auf der Welt, Miß Clevering. Als wir hörten, daß ein Herr aus Australien das Haus gekauft hätte, wollten wir's gar nicht glauben – fragen Sie nur Mr. Wilmot. Aber dann stimmte es tatsächlich, und alles wurde anders. Und die Cleverings gingen auf den Witwensitz, und wir sprachen nicht mehr miteinander. Und jetzt ...«

»Miß Clevering hat Mr. Hennicker kennengelernt«, erklärte Hanna, »und darum hat er sie zum Tee eingeladen.«

Mrs. Bucket nickte. »Und hat Ihnen das Gebäck geschmeckt, Miß Clevering? Ich erinnere mich noch, wie Miß Jessica immer ...«

Hanna starrte Mrs. Bucket mit einem wahren Medusenblick an und versuchte, sie so diskret wie möglich zum Schweigen zu bringen.

Aber sie rechnete nicht mit mir. Ich sagte einfach: »Miß Jessica? Wer war denn das?«

»Mrs. Bucket meinte Miß Miriam. Sie liebte ihr Gebäck so. Erinnern Sie sich noch, Mrs. Bucket, wie sie immer in die Küche runterkam, wenn gebacken wurde?«

»Sie hat aber Miß Jessica gesagt«, betonte ich.

»Manchmal irrt sie sich mit Namen, nicht wahr, Mrs. Bucket? Miß Miriam und Mr. Xavier hatten ihr Gebäck so gern. Das von Mrs. Cobb ist wahrscheinlich nicht halb so gut.«

»Niemand kann so gut backen wie ich«, sagte Mrs. Bucket leidenschaftlich.

»Ich fand es auch ausgezeichnet«, lobte ich und überlegte immer noch, warum sie »Miß Jessica« gesagt hatte.

Hanna fragte plötzlich, ob ich gern die Ställe besichtigen würde.

Nein, das wollte ich lieber nicht, denn meine Besuche mußten ja noch geheim bleiben, und einige vom Personal würden sich bestimmt die Mäuler zerreißen. Also war es besser, so wenig wie möglich zu sehen. Ich konnte mir das Entsetzen meiner Familie vorstellen, wenn man entdeckte, daß ich mich mit Ben Hennicker angefreundet hatte. Ich war erst siebzehn, also noch nicht großjährig, und mußte auch als die Rebellin, die ich war, bis zu einem gewissen Grad gehorchen. Folglich empfahl es sich, die Besuche vorläufig so geheim wie möglich zu halten.

Ich sagte also nur, daß alles sehr interessant gewesen sei und ich mich gefreut habe, Mrs. Bucket kennenzulernen. Nachdem ich mich bei Hanna ebenfalls bedankt hatte, verließ ich das Haus. Als ich die Auffahrt hinunterging, spürte ich, wie sie mir nachsahen, und war froh, die Biegung zu erreichen, obwohl ich jetzt zur Straße hin sichtbar wurde. Was war, wenn Miriam, Xavier oder meine Eltern gerade auftauchten? Zum Guck kam ich jedoch unbeobachtet nach Hause. Dauernd mußte ich an Mrs. Buckets Worte von Jessica denken und begab mich schnurstracks zur »Wüstenei« hinaus. Dort las ich das Täfelchen, das ich wieder in die Erde gesteckt hatte: »Jessica Clevering, Ju ... 1880.« Das mußte jene Jessica gewesen sein, von der Mrs. Bucket sprach.

Den ganzen heißen August über setzte ich meine Besuche drüben fort – nicht nur am Mittwoch, denn Ben mochte keine allzugroße Regelmäßigkeit. Ihm war das Unerwartete lieber, und so sagte er mal: »Kommen Sie am Montag«, oder: »Kommen Sie am Samstag!«

Er machte Fortschritte mit seinem Bein und konnte mit Hilfe der Krücke schon etwas besser laufen. Über sein Holzbein riß er Witze, nannte es »Bens Stockbein« und sagte, er könne wohl genauso gut mit Holz auskommen wie die meisten Leute mit Fleisch und Blut. Oft stützte er sich auf meine Schulter, und wir gingen gemeinsam durch die Galerie.

Einmal sagte er: »Hier sollten Familienbilder hängen, dafür ist doch so eine Galerie gedacht. Mein häßliches Gesicht würde allerdings nicht allzuviel dazu beitragen.«

»Es ist aber das interessanteste Gesicht, das ich kenne«, entgegnete ich.

Das erwähnte Gesicht zuckte bei diesen Worten; unter seiner rauhen Schale war er nämlich recht sentimental. Immer erzählte er viel, und ich konnte mir sein Leben gut vorstellen. Ich sah die Straßen von London vor mir und ihn als pffiffigen Jungen, wie er mit hellem Blick Umschau hielt, herausfand, wie er seine Waren am besten verkaufen konnte und den anderen stets einen Schritt voraus war. Von seiner Mutter sprach er sehr oft und zärtlich; offensichtlich hatte er sie sehr geliebt.

Ein andermal meinte ich: »Sie hätten heiraten sollen, Ben.«

»Ich bin wohl nicht der Typ dafür«, antwortete er. »Komischerweise war im richtigen Augenblick nie eine da. Der richtige Augenblick ist sehr wichtig im Leben. Man muß die Gelegenheit beim Schopf ergreifen können. Natürlich hat es Frauen in meinem Leben gegeben, das zu leugnen wäre Unsinn, und wir wollen doch aufrichtig miteinander sein. Mit Lucie habe ich ein gutes Jahr gelebt, und als ich gerade dran dachte, die Sache legal zu machen, ist etwas passiert, und alles hat sich geändert.

Danach kam Betty, ein gutes Mädchen, aber mit ihr wäre es auch nicht gegangen auf die Dauer.«

»Sie hätten Söhne und Töchter haben können und mit deren Bildern die Galerie füllen.«

»Den einen oder anderen habe ich ja«, gestand er grinsend. »Jedenfalls behaupteten sie, daß ich der Vater sei ... oder taten es, als ich reich wurde.«

»Vielleicht hätten sie es auch getan, wenn Sie arm geblieben wären.«

»Wer weiß?«

So redeten wir hin und her. Ich stand gut mit der Dienerschaft, besonders die Köchin hatte mich in ihr Herz geschlossen.

Nach einer Weile akzeptierte auch Wilmot meine Besuche im Bedienstetenrakt. Offenbar war er der Meinung, daß ich zwar eine Clevering, aber keine Oakland-Hall-Clevering war, weil ich nicht – wie all die anderen Cleverings – in dem großen gewölbten Raum das Licht der Welt erblickt hatte, sondern in einem fremden Land. Irgendwie war mein Status dadurch befleckt. Und obwohl er mich respektvoll behandelte, spürte ich eine gewisse Herablassung.

Gegen Ende August versetzte mich Ben in ziemliche Unruhe. Wir spazierten wieder einmal in der Galerie auf und ab; er konnte jetzt schon ganz ohne Krücke gehen. »Wenn es weiter solche Fortschritte macht, werde ich nächstes Jahr wieder reisen.« Sogleich bemerkte er mein Entsetzen und lachte. »Aber nicht vor Weihnachten. Ich muß noch viel mehr üben.«

»Ohne Sie wird es so langweilig sein.«

Er streichelte meinen Arm. »Ist ja noch lange hin. Wer weiß, was bis Weihnachten noch alles geschieht.«

»Wohin würden Sie denn fahren?«

»Ich hab' da ein Haus nördlich von Sydney, in der Nähe der Opalgebiete. Dort gibt es bestimmt noch mehr zu finden.«

»Sie wollen wieder schürfen?«

»Das liegt mir nun mal im Blut.«

»Aber nach dem Unfall ...«

»Keine Sorge, mit dem Pickel werde ich selber kaum noch losgehen. Mein Partner und ich haben dort Minen, es arbeiten Leute für uns.«

»Und was geschieht zur Zeit dort draußen?«

»Ach, der Pfau kümmert sich drum.«

»Der Pfau?«

Ben fing zu lachen an. »Eines Tages müssen Sie ihn mal kennenlernen; der Name paßt so schön zu ihm.«

»Er ist wohl sehr eitel?«

»Ja, er hält eine Menge von sich selbst. Nicht, daß es unbegründet wäre. Haben Sie schon mal Pfauenfedern gesehen, dieses Blau? Es ist doch unverkennbar! Seine Augen haben diese Farbe. Sehr selten ist das, so ein tiefes dunkles Blau. Und wenn er zornig ist – mein Gott, kann er da blitzen! In der ganzen Company gibt es keinen Mann, der sich ihm entgegenstellen würde. Das ist ganz nützlich. Ich weiß, daß er sich um alles kümmern wird, während ich weg bin. Ohne ihn könnte ich jetzt gar nicht hier sein, würde es gar nicht wagen. Aber irgendwann muß ich zurück. Sie haben keine Ahnung, *wie* vertrackt manches laufen kann.«

»Dem Pfau können Sie also vertrauen?«

»Da wir so eng befreundet sind, meine ich es schon.«

»Wie heißt er denn richtig?«

»Josselin Madden, allgemein als Joss oder ›der Pfau‹ bekannt. Seine Mutter war eine gute Freundin von mir, ja, eine sehr gute Freundin. Eine schöne Frau, diese Julia Madden – jedem Mann im Lager gefiel sie. Jock Madden war ein armer Teufel, der hätte nie dort hinausgehört. Konnte keine Frau und keinen Job halten. Julia und ich mochten uns sehr. Und als Joss auf die Welt kam, gab es keine Zweifel. Außerdem war Jock ohnehin zeugungsunfähig.«

»Dieser Pfau ist also Ihr Sohn?«

»Ja, so ungefähr.« Ben fing zu lachen an. »Den Tag werde ich nie vergessen: er war gerade sieben. Ich hatte schon mein Haus gebaut, das ›Pfauen-Haus‹. Pfauen marschierten auf dem Rasen herum, daher der Name. Julia besuchte mich dort öfter – sie dachte daran, Jock zu verlassen und ganz zu mir zu ziehen. Eines Tages stürzte ihr Pferd auf dem Weg, und sie brach sich dabei das Genick. Jock heiratete wieder, eine Tyrannin. Obwohl es da draußen so wenig Frauen gab, wollte sie keiner, und da nahm sie Jock, weil der nicht nein sagen konnte. Den hat's aber sauber erwischt. Unserem jungen Pfau gefiel der Haushalt überhaupt nicht, da packte er einfach eine Tasche und kam eines Tages über den Rasen zu mir heraufmarschiert, daß die Pfauen nur so auseinanderstoben. Die Hausangestellten brachten ihn mir, und er sagte einfach: ›Ich bleibe jetzt bei dir.‹ Nicht: ›Darf ich?‹ – nein: ›Ich bleibe!‹ Das war Joss Madden mit

sieben Jahren, und bis zum heutigen Tag hat sich das nicht geändert. Er beschließt eine Sache, und so wird sie dann auch gemacht.«

»Sie mögen ihn sehr, Ben? Sie bewundern ihn?«

»Er ist mein Sohn ... und Julius. Ich entdecke vieles von mir in ihm. Nichts bewundert man mehr an anderen Leuten, als das, was man in sich selbst spürt.«

»Er blieb also dann im Pfauen-Haus und wurde so eitel, daß die Leute ihn ›Pfau‹ nannten; er ist unerbittlich, und er ist Ihr Sohn.«

»So ungefähr.«

»Und gehört er zu jenen, die sich als Ihre Söhne empfinden, seit Sie reich geworden sind?«

»Ich weiß nicht, wieviel er mit sieben über Reichtum wußte. Ich glaube, er haßte nur sein Zuhause und mochte die Pfauen. Ihnen wandte er jedenfalls mehr Aufmerksamkeit zu als mir, und dann faszinierten ihn die Opale – vor allem die mit Pfauenfarben; gleich von Anfang an hatten sie ihn interessiert. Und wenn Joss was interessiert, dann mit ganzer Kraft. Ich weiß, daß meine Sache sicher in seinen Händen liegt. Er könnte es bald schon allein, aber mich zieht es selbst hinaus. Manchmal träume ich davon, wie ich in den Schacht hinuntersteige. Weiter und weiter, bis in die untersten Kammern. Da stehe ich dann mit meiner Kerze und entdecke glitzernde Opale, in Rot, Grün und Gold ... Und mittendrin ein zweiter ›Grüner Blitz‹.«

»Der bringt aber doch Unglück«, sagte ich. »Ich möchte nicht, daß Ihnen etwas passiert. Sie sind wahrhaftig reich genug, Sie haben Oakland. Was wollen Sie mit dem ›Grünen Blitz‹?«

»Seit ich ihn verlor, habe ich zumindest etwas Wunderschönes gefunden – nämlich Sie.«

Wir schwiegen beide und marschierten weiter die Galerie entlang. Er hatte es deutlich genug ausgedrückt, daß er eines Tages wieder aufbrechen würde. Und wenn Ben wegfuhr, hatte ich keine Ausrede mehr zu einem Besuch auf Oakland; ich wollte aber noch so viel erfahren, bis es soweit war.

Ein wenig hatte ich über Opale gelernt, und konnte mir inzwischen vorstellen, wie man sie aus der Erde schürfte, wie es in den wilden

Camps zugging, wie die Leute dort lebten. Konnte mich in die Aufregung hineindenken, wenn ein besonders schöner Stein gefunden wurde.

Aber ich hatte noch mehr erfahren.

Mrs. Bucket, die Köchin, war begeistert, wenn ich zu ihr in die Küche hinunterkam, und das tat ich auch jedesmal. Ich merkte immer mehr, wie wenig ich von meiner eigenen Familie wußte: Miriam, Xavier und meine Eltern waren wie Schatten in einem schlechtbeleuchteten Zimmer.

Es bedeutete Mrs. Bucket das größte Vergnügen, kleine Schleckereien für mich zu kochen, damit ich sie mit Mrs. Cobbs Essen vergleichen konnte. Ich glaube, sie hatte eine Art Schuldkomplex, nicht mit uns gegangen zu sein. Gern sprach sie über die Vergangenheit, und von ihr erfuhr ich, daß Mr. Xavier ein kluger kleiner Kerl war.

»Damals war er ja noch auf der Schule. Dem schmeckte mein Essen! Nannte mich immer ›die Kochdame‹. ›Ja, eine Dame, eine Lady bist du, so gut ist dein Essen‹, sagte er. Essen konnte der! Miß Miriam hat gern mal was angestellt. Wie sie noch klein war, habe ich sie manchmal beim Zuckergrabschen erwischt. Mit fünfzehn kam sie zu mir und sagte: ›Mrs. Bucket, wir müssen von Oakland weg‹. Sie war am Heulen, die Ärmste, und ich beinahe auch. Aber Miß Jessica ...«

Tiefes Schweigen, bis die anwesende Hanna die Situation zu retten versuchte. »Haben Sie die Rosinenbrötchen für den Tee schon fertig?«

»Wer war Jessica?« fragte ich.

Mrs. Bucket sah Hanna an und sprudelte plötzlich heraus: »Was soll denn diese Versteckspielerei? Das kann man doch nicht ewig im Dunkeln halten.«

In hochmütigem Ton, als wäre ich eine echte Oakland-Clevering, befahl ich: »Jetzt sagen Sie mir endlich, wer Jessica war.«

»Sie hatten noch eine Tochter«, sagte Mrs. Bucket. »Zwischen Miriam und Xavier.«

»Und die hieß Jessica?«

Hanna senkte bejahend den Kopf.

»Und warum ist das so geheim?«

Beide schwiegen wieder und ich schrie fast: »Das ist doch zu blöd!«

Hanna sagte scharf: »Sie erfahren es schon noch rechtzeitig. Wir können da nicht ...«

Ich sah Mrs. Bucket flehentlich an. »Sie wissen es doch«, sagte ich. »Warum soll ich es denn nicht erfahren, was ist mit dieser Jessica passiert?«

»Sie starb«, erklärte Mrs. Bucket.

»Als Kind?«

»Nachdem sie Oakland verlassen hatten«, ergänzte jetzt Hanna, »drum wissen wir auch nicht viel darüber.«

»Sie war doch älter als Miriam, und Miriam war fünfzehn, als sie wegzogen«, rechnete ich laut.

»Ja, etwa siebzehn«, sagte Hanna, »aber wir dürfen wirklich nicht ... Mrs. Bucket hätte nicht ...«

»Ich tu, was ich will, in meiner Küche«, trumpfte Mrs. Bucket auf.

»Das ist aber kein Küchenkram«, protestierte Hanna.

»Werden Sie bloß nicht frech zu mir, Hanna!«

Ich merkte bald, daß sie den Streit nur anfangen, um mir nichts weiter sagen zu müssen. Aber ich würde es schon herausfinden, dazu war ich jetzt fest entschlossen.

Ich verließ das Haus und lief zum Friedhof, wo ich mir alle Gräber ansah. Es gab nur eine Jessica Clevering dort, und sie war vor hundert Jahren mit siebzig gestorben. Dann ging ich zur »Wüstenei«. Dort waren das Grab und die Plakette mit dem Namen und dem Datum »Ju ... 1880«.

»Also hier haben sie dich begraben, Jessica«, flüsterte ich.

Brief einer Toten

Als ich am nächsten Tag am Bach saß, tauchte Hanna auf der anderen Seite mit einem Päckchen auf. »Ich wollte mit Ihnen sprechen, Miß Clevering«, rief sie mir zu.

»Schon gut, Hanna, ich komme rüber.« Während ich über die Brücke ging, fiel mir auf, wie ernst sie dreinsah.

»Vermutlich ist jetzt die Zeit gekommen, Ihnen dies zu geben«, sagte sie.

»Was ist denn das?«

»Das sollten Sie an Ihrem einundzwanzigsten Geburtstag oder zum richtigen Zeitpunkt bekommen – was immer zuerst käme. Und ich meine, nun ist es an der richtigen Zeit.«

Ich nahm ihr das Päckchen ab. »Was ist da drin?«

»Geschriebenes für Sie, es wurde mir anvertraut.«

»Wann denn? Und wer hat es Ihnen anvertraut?«

»Das steht alles da drin. Hoffentlich habe ich richtig gehandelt.«

Sie zögerte noch kurz, ihre Stirn war vor lauter Nachdenken gerunzelt. Dann wandte sie sich um und eilte zurück, und ich stand mit dem großen Umschlag in den Händen da. Vorsichtig öffnete ich ihn und zog eine Anzahl Blätter heraus, die mit sauberer Handschrift beschrieben waren.

Ich blickte auf die erste Seite.

»Meine liebe Opal«, begann es. »Dies wirst Du viele Jahre, nachdem ich es geschrieben habe, lesen, und ich hoffe, daß Du dann nicht zu schlecht von mir denkst. Ich habe Dich geliebt, das sollst Du nie vergessen, und was ich jetzt tun werde, ist wohl die beste Lösung für uns alle. Du sollst außerdem wissen, daß meine letzten Gedanken Dir galten ...«

Ich verstand nicht, was das alles zu bedeuten hatte. Am besten ging ich mit dem Päckchen zur ›Wüstenei‹ hinüber, denn dort kamen selten Leute vorbei. Ich setzte mich neben Jessicas Grab und las weiter.

»Ich will von Anfang an erzählen. Du sollst mich kennen, dann wirst Du begreifen, wie alles passiert ist. Ich glaube, in jeder Familie gibt es eine, die anders ist, mit den übrigen kaum Ähnlichkeit hat. So eine war ich. Xavier ist so klug und gut im Lernen und allzeit hilfsbereit. Miriam kann man zu allem anstiften, aber aus eigenem Antrieb tut sie selten etwas. Sie läßt sich formen, in jede Richtung, und manchmal kann sie auch ein Musterkind sein.

Ich war dagegen immer schon eine kleine Rebellin. So spielte ich zum Beispiel gern Geist und machte Musik auf dem Spinett in der Galerie; dann versteckte ich mich, und wenn die Leute nachschauen kamen, meinten sie, in der Galerie würde es spuken. Und die Diensthofen wollten gar nicht mehr allein hinaufgehen. Mrs. Bucket wieder habe ich oft überreden können, die Kuchen zu backen, die ich am liebsten hatte, und einen bekam ich immer extra von ihr.

Ich war Papas Liebling, nicht Mamas. Er brachte mir auch bei, wie man Poker spielt. Ich werde ihr Gesicht nie vergessen, als sie in sein Arbeitszimmer kam und uns dort mit den Karten antraf. Damals ist mir wohl zum erstenmal unsere kritische Lage bewußt geworden. Sie stand so dramatisch da, daß ich am liebsten laut gelacht hätte. ›Ihr fiedelt hier, während Rom verbrennt‹, sagte sie, und ich antwortete: ›Wir fiedeln doch gar nicht, wir spielen Poker.‹ – ›Daß Du dich nicht schämst!‹ rief sie, und dann nahm sie die Karten und warf sie ins Feuer. ›Jetzt brennt nicht Rom, sondern die Karten‹, sagte ich, denn ich konnte meinen Mund nie halten, und die Worte entschlüpfen mir, ehe ich mich versah. Mama schlug mich ins Gesicht. Ich erinnere mich noch, welchen Schock mir das versetzte, weil es mir zeigte, wie verzweifelt sie war. Normalerweise blieb sie nämlich ruhig und schimpfte höchstens.

Auch Papa war schockiert. Er sagte streng: ›Erheb nie wieder deine Hand gegen die Kinder!‹ Und dann brüllte sie ihn an: ›Wer bist denn du, daß du mir Vorschriften machen kannst! Bringst deiner Tochter noch die gleichen schlechten Sitten bei, das Kartenspielen! Spielen

bedeutet Schulden, und darum sind wir heute in dieser Lage. Ist dir überhaupt klar, daß das Dach dringendst repariert werden muß? In die Galerie tropft schon Wasser, unter den Dielen in der Bibliothek ist Schimmel, die Dienerschaft hat seit zwei Monaten kein Geld mehr gesehen. Und was tust du? Bringst deiner Tochter das Pokern bei!»

Ich hielt mir das Gesicht, und Papa versuchte, sie zu besänftigen. »Doch nicht vor Jessica, Dorothy, bitte!« Sie antwortete: »Warum denn nicht? Sie wird es bald genug erfahren. Alle werden es bald wissen, daß du dein Vermögen verspielt – und meines ... So kann es nicht weitergehen!«

Ich sah, wie die Herzkönigin sich in den Flammen wand, und dann war Mama verschwunden, und Papa und ich blieben allein.

Ich weiß gar nicht, warum ich Dir das Ganze aufschreibe, eigentlich ist das alles unwesentlich. Aber ich will, daß Du über mich Bescheid weißt, Opal, und wie wir lebten. Ich möchte nicht nur ein Name für Dich sein. Du sollst versuchen zu verstehen, warum das alles so kam, darum dieser Versuch einer Niederschrift. Vielleicht zerreiße ich es nachher, weil ich glaube, daß Du das gar nicht zu wissen brauchst, daß es nur Entschuldigungen für mich sind. Aber jetzt schreibe ich erst einmal alles auf, was mir gerade einfällt, und die Szene in Papas Zimmer ist irgendwie ein Anfang dazu. Denn hätten wir Oakland Hall nicht verkaufen müssen, wäre alles nicht so gekommen, wie es schließlich kam.

Nach diesem Tag gab es oft Szenen zwischen meinen Eltern: Geld für dies und für das, das wir nicht hatten. Ich wußte, daß es Papas Schuld war. Eine verhängnisvolle Neigung in seiner Familie, die er ererbt hat. Er sprach oft mit mir darüber in der langen Galerie, zeigte mir die Bilder seiner Ahnen und erklärte, wofür sie berühmt waren.

Da war Joffrey, vor dreihundert Jahren geboren, der uns schon fast ruiniert hatte. Dann James, der zur See fuhr und eine Art Pirat wurde. Er hatte spanische Galeonen aufgebracht und ihrer Schätze beraubt, und wir wurden dadurch reich. Dann gab es da einen Charles, der wieder spielte, zur Zeit Charles I. und in dem Krieg standen wir natürlich auf Seiten des Königs, der verlor. Es gelang uns aber trotzdem, die nachfolgende Zeit durchzustehen, bis zur Wiedereinsetzung des Kö-

nigshauses, bei der wir mehr Land und noch mehr Reichtümer bekamen, weil wir der Krone treu geblieben waren. Hundert Jahre herrschte dann Ruhe, bis Henry Clevering die Szene betrat, der größte Spieler von allen, befreundet mit George, dem Prinzen von Wales, einem Dandy und Verschwender. Von Henrys Spielsucht erholte sich das Haus nie mehr, wenn auch Anfang des Jahrhunderts alle Anstrengungen dazu unternommen wurden. Papas Vater hatte wieder dieses Laster geerbt, und es übertrug sich auch auf seinen Sohn. Zwei Generationen Spieler hintereinander konnte Oakland nicht mehr verkraften – und so kam es, daß uns nur eines übrigblieb: Oakland zu verkaufen.

Ich war damals sechzehn, es war alles entsetzlich deprimierend. Papa fühlte sich so deprimiert, daß ich fürchtete, er würde sich das Leben nehmen; Mama zeigte nur Bitterkeit. Immer wieder sagte sie, es hätte nicht passieren müssen. Nicht nur das Haus mußten wir verkaufen, sondern auch viele Kostbarkeiten darin: die schönen Gobelins, einiges von dem Silber und den Möbeln. Und dann zogen wir auf den Witwensitz um: ›ein wunderschönes Haus‹, wie Xavier immer betonte. Aber Mama wollte nichts davon hören und schimpfte dauernd. Nichts war ihr mehr recht zu machen.

Wir schienen uns alle zu verändern. Xavier wurde viel ruhiger, er klagte Papa nicht an, zog sich jedoch in sich selbst zurück. Eine Farm behielten wir, für die er sorgte, aber das war eben gar nichts im Vergleich zu dem großen Gut, das wir vorher gehabt hatten. Miriam war fünfzehn, und da wir die Gouvernante entlassen mußten, übernahm es Mama, sie zu unterrichten. Mich hielt man für alt genug, ohne weiteren Unterricht auszukommen. Wir mußten uns nun nützlich machen, sagte Mama, denn Männer, die uns jetzt heiraten würden, wären aus ganz anderem Stand als jene, denen wir begegnet wären, hätte uns nicht der Leichtsinn Vaters aus unserem Heim vertrieben.

Miriam ließ sich von Mamas Bitterkeit anstecken, ich dagegen nie. Ich verstand irgendwie jenen unwiderstehlichen Drang, den Zwang, unter dem mein Vater gestanden hatte. Ich fühlte ihn selbst, nicht hinsichtlich der Karten, aber was das Leben betraf. Es lag einfach in meiner Natur.

Ein Mr. Ben Hennicker, der sich in Australien Reichtümer erworben hatte, kaufte Oakland. Ein freundlicher Mensch, der uns dann eines Tages auch hier besuchte. Ich werde es nie vergessen, wie Maddy ihn damals in den Salon brachte, wo wir gerade Tee tranken.

›Nun, Madame‹, sagte er zu Mama, ›da wir ja nun Nachbarn sind, sollten wir uns doch auch nachbarlich verhalten, und da ich nächste Woche ein kleines Treffen veranstalte, dachte ich mir, Sie würden vielleicht gern kommen.‹

Mama konnte jedermann mit ihrem Blick zu Eis erstarren lassen – eine Fähigkeit, die sie am Personal oft ausprobierte und die auf dem Witwensitz genauso gut funktionierte wie früher auf Oakland. Keiner von der Dienerschaft durfte je vergessen, daß wir Cleverings waren – wie arm an weltlichen Gütern wir auch jetzt sein mochten.

›Ein Treffen, Mr. Hennicker?‹ sagte sie, als habe er eine römische Orgie vorgeschlagen. ›Das ist leider völlig unmöglich. Meine Töchter sind ja noch nicht in die Gesellschaft eingeführt, und außerdem haben wir an dem betreffenden Tag bereits etwas vor.‹

›Ich könnte aber gehen, Mama‹, wagte ich mich einzumischen, aber auch mir fror sie die Worte auf den Lippen ein.

›Du hast keinerlei Erlaubnis dorthinzugehen, Jessica‹, sagte sie kalt.

Mr. Hennicker war inzwischen vor Zorn ganz rot geworden. ›Ich verstehe, Madame. Sie sind nächste Woche verhindert und werden es immer sein, wenn ich wieder die Impertinenz haben sollte, Sie einzuladen. Keine Angst, davor sind Sie sicher ... Sie und Ihre Familie. Solange ich auf Oakland Hall bin, soll das nie wieder vorkommen.‹ Und damit ging er hinaus.

Ich war entsetzlich zornig auf Mama, daß sie sich so unmöglich verhalten hatte. Immerhin hatte er versucht, sich freundlich zu zeigen, und es schien mir absurd, ihn zu hassen, nur weil er Oakland gekauft hatte. Wir hatten es ja zum Verkauf ausgeschrieben, hatten einen Käufer gesucht. Ich schlüpfte hinaus und rannte ihm nach, aber er war schon die halbe Auffahrt hinauf, ehe ich ihn erreichte. ›Ich wollte Ihnen nur sagen, wie leid es mir tut‹, keuchte ich. ›Ich schäme mich für die Antwort meiner Mutter. Hoffentlich denken Sie nicht schlecht von uns allen.‹

Seine stahlblauen Augen blitzten noch vor Zorn, aber als er mich ansah, fing er an zu lächeln. ›Na so was‹, sagte er, ›die kleine Miß Clevering?!‹

›Ich bin Jessica‹, sagte ich.

›Sie schlagen aber gar nicht nach Ihrer Mutter‹, sagte er. ›Ein besseres Kompliment kann ich Ihnen wohl nicht machen.‹

›Sie hat auch ihre guten Seiten‹, verteidigte ich sie, ›aber die sieht man nicht so leicht.‹

Er fing zu lachen an, und es war derart ansteckend, daß ich mitlachen mußte. Dann sagte er: ›Das gefällt mir, daß Sie sich bei mir entschuldigen wollten. Sie sind ein liebes Mädchen, Miß Jessica. Besuchen Sie mich mal in Ihrem alten Heim? Na, wie wär's?‹ Er erstickte fast an seinem Gelächter. ›Sie hat ja schließlich nur für sich selbst gesprochen, Sie dürfen also ruhig kommen und meine Freunde kennenlernen. Recht nette Leute, einige von ihnen. Da gehen Ihnen dann die Augen auf, Miß Jessica. Sie haben bisher sicher wie in einem Käfig gelebt. Wie alt sind Sie überhaupt?‹ ›Siebzehn.‹

›Was für ein herrliches Alter‹, sagte er. ›Ein Alter, in dem Sie schon Ihre eigenen Abenteuer bestehen sollten. Das wollen Sie doch sicher auch, nicht wahr? Kommen Sie ruhig mal zu mir rüber, wenn Sie meinen, daß das in Ordnung ist. Ihr Leben muß doch bisher sehr langweilig gewesen sein.‹

Ich erklärte ihm, daß es mir nicht so vorgekommen war, denn mich interessierte vieles in unserer Umgebung. Ich besuchte gern die Leute ringsum, und auf Oakland hatten wir viel Gelegenheit dazu. Als Gutsherrenfamilie mußten wir uns um das Wohlergehen unserer Pächter kümmern. Die Tage waren alle strikt aufgeteilt gewesen: Unterricht am Vormittag, dann bei Verwaltungsarbeiten mithelfen, Nähen, Gespräche ... Wir machten zum Teil unsere eigenen Kleider und planten die Bälle, die wir nach unserer Einführung in die Gesellschaft geben würden.

Erst als Mr. Hennicker mir ganz neue Perspektiven eröffnete, wurde mir langsam bewußt, wie ereignislos das alte Leben gewesen war.

Was für eine Abwechslung diese Besuche auf Oakland Hall für mich waren ...«

Ich hörte zu lesen auf und starrte auf das Grab vor mir; ein unheimliches Gefühl beschlich mich, daß mein Leben nach einem hier schon vorgezeichneten Muster verlief. Was Jessica passiert war, passierte nun auch mir. Ich wollte rasch weiterlesen, aber erst mußte ich das Bisherige verdauen. Es war mir wichtig, diese Jessica zu kennen, ihr Leben vor mir ausgebreitet zu sehen. Und das wollte sie ja auch, deswegen berichtete sie alles so detailliert. Dann las ich weiter.

»Natürlich beschwindelte ich meine Familie; nur Miriam erzählte ich einiges. Am liebsten hätte ich sie hier und da mitgenommen, aber ich wußte, daß es Fürchterliches abgeben würde, wenn man es herausfand. Und da sie jünger war und ich mich für sie verantwortlich fühlte, wollte ich sie da nicht hineinziehen. Miriam ließ sich so leicht in jede Richtung führen. Bei mir war sie durchaus zu jedem Unfug bereit. In Mamas Gesellschaft wiederum wurde sie snobistisch und schimpfte über Papa, der uns ins Elend gebracht hatte. Ich nannte sie ›das Chamäleon«, da sie die Farbe jedes Felsens annahm, auf dem sie saß, und deswegen zögerte ich auch, sie mitzunehmen. Stattdessen erleichterte ich mich, indem ich ihr nachts im Bett meine Abenteuer berichtete. Sie hörte begeistert zu und war ganz für mich eingenommen, aber ich wußte genau, wenn Mama ihr erklärte, wie schimpflich mein Handeln sei, würde sie sofort mit ihr übereinstimmen. Das war keine Hinterhältigkeit von ihr – sie konnte sich nur einfach keine eigene Meinung bilden.

Bei Xavier war es anders. Aber wer hätte den schon ins Vertrauen gezogen? Er nahm unseren Absturz sehr tragisch und betrachtete ihn als Schande für die Familie. Er hatte Oakland geliebt und war natürlich in dem Glauben aufgewachsen, daß es eines Tages ihm gehören würde. So war er zornig, daß man es ihm genommen hatte, schimpfte allerdings nie mit Papa, wie Mama es tat. Er war nur traurig und in sich zurückgezogen. Mich machte sein Wesen ebenfalls traurig, aber so gut wie Miriam lernte ich ihn nie kennen.

Ich schweife ab, weil ich das Nächste ein wenig aufschieben möchte. Du mußt verstehen, was da passiert ist. Verurteile mich bitte nicht und auch nicht Desmond. Ich habe ihn bei einem der Treffen Mr. Hennik-

kers kennengelernt. Immer öfter war ich drüben zu Besuch, und bald fühlte ich mich dort mehr zu Hause als auf dem Witwensitz.

Je häufiger ich hinüberging, desto sorgloser wurde ich. Bei Mr. Hennicker war ich ein stets gern gesehener Gast. Einmal erzählte ich ihm in der Galerie, wie ich das Spinett heimlich gespielt und die Dienerschaft damit verschreckt hatte. Es amüsierte ihn sehr, und er bat mich dann, für ihn zu spielen. Er saß gern dort und hörte mir zu, während ich Chopin-Walzer intonierte.

Ich dachte schon, daß es andauernd so weitergehen, Mr. Hennicker immer da sein würde und interessante Leute zu Besuch kämen. Dann erfuhr ich aber, daß dies gar nicht stimmte und er das Haus nur kurz bewohnte, denn er hatte noch einen Besitz in Neusüd Wales. Oakland Hall war nur eine ›Spinnerei‹, wie er sich ausdrückte. Er hatte es als Junge zum erstenmal gesehen und sich geschworen, es zu erwerben, und er ist ein Mann, der seine eigenen Schwüre ernst nimmt. Ich fand ihn so interessant. Noch nie habe ich jemanden wie ihn kennengelernt.«

Sie mußte sich nicht bemühen, mich das verstehen zu lehren. Ich wußte genau, was sie meinte, denn es war mir ja ebenso gegangen.

»Ehe wir Oakland verlassen mußten, war die Rede davon gewesen, daß ich – als die Ältere – in die Gesellschaft eingeführt werde. Eine Schneiderin nähte öfter Kleider für mich; sie machte zwei besonders hübsche für die geplanten Bälle. Ich erinnere mich noch, wie Mama sie betrachtete, als wir schon wußten, daß wir Oakland verlassen mußten, und sagte: ›Die wirst du jetzt nie mehr brauchen.‹ Eines war besonders schön: aus kirschroter Seide mit Spitzenbesatz. Es ließ die Schultern frei, und ich habe schöne Schultern, deswegen war es auch so zugeschnitten worden.

Mit Mr. Hennicker konnte man über alles reden, und so erzählte ich ihm auch von dem Kleid. Eigenartig, daß er – ein einfacher Bergmann und im Grunde ziemlich grob – für nahezu alles Verständnis aufbrachte. ›Dieses Kirschkleid sollen Sie einmal tragen‹, sagte er. ›Das wäre ja noch schöner ... Wir werden einen Ball geben, und Sie bringen das Kirschrote mit.‹ Ich sagte, daß ich mich das nie trauen würde, und

er antwortete: ›Wer nichts wagt, gewinnt auch nichts. Man soll den eigenen Wagemut nie fürchten.‹ Und schließlich sagte er noch: ›Schmale Pfade engen so ein, Miß Jessica. Die große Weite ist viel reizvoller.‹

Ich weiche schon wieder ab, aber diesmal ungewollt. Ich muß Dir *alles* klarmachen. Ich will nicht, daß Du mich für ein Flittchen hältst, denn so war es wirklich nicht. Auf Oakland fand ein Hausball statt. Ben Hennicker gab oft Bälle für seine Gäste, meistens Geschäftspartner. Sie brachten ihm besonders schöne Steine, die er kaufte und verkaufte. Es wurde viel über Opale geredet, und ich erfuhr manches über das Schürfen und den Verkauf und fand es sehr faszinierend.

Er lud mich zu diesem speziellen Ball ein, und ich wollte mein ›Kirschrotes‹, wie er es einfach nannte, mitbringen. Zu Hause konnte ich es ja nicht gut anziehen, daher schlug er vor, es am Ballabend hinüberzuschmuggeln. Eines der Mädchen würde mir beim Ankleiden behilflich sein.

Oh, welche Nacht! In ihr lernte ich Desmond kennen. Ich muß ihn Dir beschreiben. Alles, was danach geschah, war falsch und böse. Das möchte ich Dir vor allem klarmachen, denn so, wie die Dinge aussahen, können sie nicht gewesen sein. Das ist einfach unmöglich.

Die Galerie mit den Musikern am einen Ende und dem Blumenschmuck aus den Glashäusern sah wundervoll aus. Sie war ein herrlicher Ballsaal, besonders im flackernden Schein der Kerzen an den Wänden. Mein erster offizieller Ball – und das hatte Mr. Hennicker bewußt eingerichtet. Er sagte einmal: ›Oakland Ihrem Vater wegzunehmen, hat mir nichts ausgemacht. Er hat gespielt und verloren. Daß ich es Ihrer Mutter wegnahm, darüber bin ich froh, denn sie verdiente es nicht anders. Wenn ich Ihren Bruder so traurig dreinschauen sehe, zwickt es mich manchmal, aber er ist ein junger Mann und sollte sich eben bemühen, es zurückzugewinnen oder ein ähnliches Gut zu erwerben. Bei Ihnen, Miß Jessica, tut es mir aber richtig leid. Und deswegen werden wir einen Ball für Sie geben.‹

Es war ein zauberhafter Abend; in meinem ganzen Leben hatte ich noch nichts dergleichen erlebt und werde es wohl auch nie wieder, denn auf diesem Ball traf ich Desmond.

Er war noch jung ... nicht viel älter als ich, aber mir kam einundzwanzig natürlich schon sehr erwachsen vor. Der Ballsaal war nicht überfüllt, denn Mr. Hennicker hatte keine Nachbarn eingeladen. Darauf mußte diesmal verzichtet werden, denn sie kannten mich, und es hätte Schwierigkeiten geben können. Es sollte *mein* Ball sein, ›der Ball des Kirschroten, des göttlichen Nackens und der lieblichen Schultern‹, wie er sagte. Desmond bat mich gleich zu Anfang um einen Tanz. Wenn Du doch die Galerie an dem Abend hättest sehen können! So etwas Schönes ... so romantisch!

Desmond war groß und blond. Die Sonne hatte seine Haare noch zusätzlich gebleicht. Er hatte australische Augen, wie ich das nenne, das heißt, sie waren halb geschlossen mit dichten Wimpern. ›Das kommt von der Sonne‹, erklärte er mir. ›Sie ist drüben viel greller und heißer als hier, man schließt immer halb die Augen, und die Natur gibt einem wohl dort den Wimpernschutz.‹ Über Opale sprach er ähnlich wie Ben Hennicker, war geradezu fanatisch. Er erzählte mir, was er schon gefunden hatte und worauf er noch hoffte.

›Etwas so Schönes wie den Grünen Blitz bei Sonnenuntergang hat es noch nie gegeben‹, sagte er. ›Den besitzt Ben. Sie sollten ihn einmal bitten, ihn Ihnen zu zeigen.‹ Dieser ›Grüne Blitz‹ interessierte mich aber gar nicht – an jenem schönen Abend gab es für mich nur Desmond.

Er wollte in wenigen Wochen nach Australien zurückkehren und konnte es schon kaum mehr abwarten, da er ein Gebiet entdeckt hatte, das er für opalträchtig hielt. Dort wollte er schürfen. Ben und einige andere waren ebenfalls an dem Projekt interessiert, das einiges Geld erforderte. Er hatte einen gewissen sechsten Sinn für solche Bodenschätze, das von manchen alten Schürfern verlacht wurde. Man nannte sein Gespür ›Desmonds Phantasien‹, aber er glaubte daran und war sicher, damit sein Glück machen zu können.

›Ich fühle es‹, sagte er. ›Das ist Opalland, trockenes Buschland ... ganz eben ... lauter Salzgebüsch und nicht viel Bäume, außer ein bißchen Mulga – eine Art Akazie – und auch Mulgagras. Ganz verbrannt und erodiert ist alles, die Wasserläufe trocken. Dieses Land spricht für sich selbst, irgendetwas ist da drin. Vielleicht Gold oder Zinn, Wolf-

ram oder Kupfer: Aber irgendwie habe ich das Gefühl, daß es Opale sind – wertvolle Opale.«

Ganz aufgeregt wurde er, wie Ben Hennicker, und steckte mich mit seiner Erregung an.

Erst als ich die Uhr im Hof Mitternacht schlagen hörte, wurde mir klar, wie die Stunden verfloren waren. Nach dem Ball half mir Hanna, eine der Dienerinnen, die auf Oakland geblieben waren, in mein Alltagskleid. Sie hatte erst vor nicht allzulanger Zeit bei uns angefangen, war etwa in meinem Alter und verstand mich darum wohl auch. Bei uns drüben hatte ich Maddy in mein Geheimnis eingeweiht; sie schlich mir auf der Treppe entgegen und ließ mich hinein. Ohne diese beiden wäre es für mich sehr schwer gewesen. Am nächsten Tag sollte Hanna mir das Ballkleid zum Bach bringen, und ich mußte versuchen, es unbeobachtet ins Haus zu schmuggeln. Nur Miriam mußte ich besänftigen, und das war leicht genug. Sie wollte den Ball in sämtlichen Einzelheiten erzählt bekommen, und ich tat ihr gern den Gefallen. Damals war sie ganz auf meiner Seite und hielt meine Erlebnisse für ein herrliches Abenteuer.

Mit dem Kleid brachte mir Hanna zugleich einen Brief von Desmond. Er müsse mich unbedingt am Nachmittag sehen. Natürlich ging ich hin. Wir wanderten durch den Park von Oakland und hatten uns wieder so viel zu erzählen, und am Abend war ich zum Essen eingeladen.

Natürlich waren wir verliebt ineinander, und schon nach einer Woche der festen Überzeugung, daß keiner von uns mehr ohne den anderen sein konnte. Und das stimmte auch, das mußt Du mir glauben, Opal – trotz allem, was danach passierte. Ich weiß, daß alle Unrecht hatten, ich weiß auch, wie es nach außen hin aussah, aber es *könnte* nicht stimmen. Keinen Augenblick lang habe ich es geglaubt, nicht einmal im schlimmsten und tragischsten Moment. Ich wußte, daß es nicht so war. Nach zwei Wochen reiste er nicht ab, schob seine Abreise immer wieder auf. Wenn er fuhr, wollte er mich schon mitnehmen, sagte er. Wir würden heimlich heiraten und zusammen rüberfahren. »Wird es dir Spaß machen, eine Bergmannsfrau zu sein, Jessy?« fragte

er öfters. ›Kein leichtes Leben, aber wir machen bald unser Glück, genau wie Ben, und dann kannst du dir alle Wünsche erfüllen.‹

Jeden Abend schlüpfte ich über die Brücke in den Park, wo er schon auf mich wartete. Die Herrlichkeit dieser Septembernächte kann ich gar nicht beschreiben. Ohne Maddy und Hanna wäre es allerdings nicht gegangen, sie waren beide phantastisch. Ich muß es wohl sehr geschickt angestellt haben, denn Mama hatte keine Ahnung, und das war bei ihr eine Seltenheit.

Wir hatten alles genau geplant. Drei Wochen später wollten wir heiraten. Desmond mußte dazu eine Sonderlizenz beantragen, und dann ging es gemeinsam nach Australien. Wir hatten niemandem davon erzählt, nicht einmal Ben. Ich war sicher, daß er uns helfen würde -Desmond hingegen weniger. Ben hielt mich offenbar für ein zartes Püppchen, das man den Härten des Lebens nicht aussetzen durfte. Und das Leben in einem Bergmannscamp unterscheidet sich ja ziemlich von dem in einem geordneten Haushalt. Das wußte ich, war darauf vorbereitet.

Und dann kam jene entsetzliche Nacht. Desmond hatte mir gesagt, daß einige Geschäftsfreunde nach Oakland kämen und Ben selbst auch bald wieder nach Australien reisen würde. Vorher hätte mich diese Nachricht betrübt; aber jetzt fuhr ich ja auch hinüber und war froh, daß Ben ebenfalls mitkam. Sie wollten an dem Abend die Ausbeutung jenes Territoriums besprechen, das Desmond ins Auge gefaßt hatte. Er war ganz aufgeregt. ›Ben, ich und einer der führenden Opalhändler da draußen‹, berichtete er. ›Wir fangen die Sache sofort an, wenn das Geld beisammen ist.‹ Da diese Besprechung am Abend stattfinden sollte, konnte er mich erst wieder am nächsten Nachmittag treffen; er würde wie stets beim Bach warten.

Aber er kam nicht – und ich habe ihn nie wieder gesehen. Was an jenem Abend passiert ist, wußte kein Mensch, obwohl viele meinten, es zu wissen. Desmond war, ohne daß er sich von irgendjemand verabschiedet hatte, wie vom Erdboden verschluckt, und der ›Grüne Blitz bei Sonnenuntergang‹ war gleichzeitig verschwunden.

Du kannst Dir vorstellen, daß da die Gerüchte wucherten: Es gab nur eine Antwort – aber sie stimmte nicht. Das weiß ich genau. Ich

werde es *nie* glauben. Wie hätte er weggehen können, ohne mir etwas zu sagen? Wir sollten doch in wenigen Wochen heiraten! Er hatte sich um die Lizenz gekümmert, alles in die Wege geleitet, und jetzt war er verschwunden, ohne mir etwas gesagt zu haben, obwohl wir uns an dem Nachmittag treffen sollten. War weg ... ebenso wie der Opal.

Die Tage vergingen, ich lebte wie in einem Alptraum; sagte mir stets aufs neue, daß es ein Irrtum sein müßte, ein blödsinniger Irrtum, und daß Ben den verschwundenen Opal bestimmt verlegt hätte. Ich suchte ihn auf. Er tobte wie ein verwundeter Büffel. »Er hat ihn genommen!« schrie er. »Er ist mit dem Grünen Blitz weg. Bei Gott, das muß er mir büßen! Ich habe ihn am Abend allen gezeigt, alle waren dabei, als ich ihn aus dem Safe nahm. Er saß rechts von mir, dieser Hund. Ich erschieße ihn, er hat meinen besten Stein.«

»Er hat es nicht getan, Ben«, rief ich, »bestimmt nicht!« Er hörte zu toben auf und starrte mich an. »Und Sie hat er auch betrogen, Jessica«, sagte er dann ganz ruhig. »Ein gutaussehender Junge und ein angenehmer Mensch – aber er hat uns offenbar alle hinters Licht geführt.«

Ich konnte nichts weiter tun, nichts sagen. Es war mir unmöglich, mit Ben darüber zu reden. Er wolle gleich abreisen, meinte er, keine Zeit verlieren und diesem Herrn Desmond Dereham bis zu seinem Schürfgebiet folgen, denn dort vermutete er ihn. Er würde es nicht über sich bringen, den Platz aufzugeben. Ben hatte die Opalgier in seinem Blick gesehen. Das war ihm nicht klargewesen, als er das Safe geöffnet und gezeigt hatte, was in der Schachtel lag. Blind sei er gewesen, hätte wissen müssen, worauf der junge Teufel aus war.

Ich konnte dieses Thema nicht mehr hören. So mied ich Oakland Hall, schloß mich mit meinem Schmerz ein, und man hielt mich für krank, weil ich blaß und gleichgültig wurde. Eine Zeitlang war mir wirklich alles egal, was mit mir geschah. Dann berichtete Hanna, daß Ben abreise. »Er sucht den Grünen Blitz.«

Ich verabschiedete mich noch von ihm, aber mittlerweile hatte unsere Freundschaft einen Sprung bekommen: Desmond stand zwischen uns. Ben war von seiner Schuld überzeugt und ich von seiner Unschuld.

Ich kann gar nicht beschreiben, wie verzweifelt ich mich fühlte: Ben abgereist und Desmond verschwunden – eine größere Tragödie konnte es für mich nicht geben.

Miriam wußte von allem, denn über meine nächtlichen Abenteuer hatte ich sie nicht im Unklaren lassen können. Sie war immer wach gewesen bis zu meiner Rückkehr und wollte dann alles hören. Jetzt, wo sie wußte, daß es fehlgeschlagen war, neigte sie sich wieder mehr der Seite von Moral und Ordnung zu.

Gegen Ende November bestätigte sich mein Verdacht. Als mich die Angst das erste Mal überkam, versuchte ich, sie zu verdrängen. Es war doch gar nicht möglich, sagte ich mir. Aber unsere Zusammenkünfte im Park, unsere Gespräche und Träume, unsere leidenschaftliche Liebe -Desmond hatte gesagt: ›Wir sind im Grunde schon so gut wie verheiratet, ich will keine andere mehr ansehen, und so bald wie möglich wirst du meine Frau.‹ Als seine Frau hatte ich mich ja auch gefühlt.

Vor Weihnachten war es bereits sicher, daß ich ein Kind bekam. Was sollte ich tun? Hanna konnte ich es anvertrauen. Wir überlegten hin und her und kamen doch zu keiner Lösung. Wäre Mr. Hennicker zur Stelle gewesen, er hätte mir bestimmt geholfen. Aber er war Tausende Meilen entfernt, und außer ihm gab es niemanden.

Auch Miriam mußte ich es sagen, am Weihnachtsabend, ich erinnere mich noch. Eine schöne Zeit war es keineswegs. Wir gingen gemeinsam zur Christmette und am nächsten Morgen wieder in die Kirche. Bei diesen Gelegenheiten dachte meine Mutter mehr als sonst an die alten Bräuche auf Oakland Hall. Während des Mittagessens redete sie dauernd von früheren Weihnachtsfesten, wo man die Galerie mit Stechpalmen und Mistelzweigen schmückte und das Haus voller Gäste war. Ich schrie plötzlich: ›Gib lieber Papa als Weihnachtsgeschenk das Versprechen, künftig über die grandiose Vergangenheit zu schweigen!‹ Ich hatte mich nicht mehr zurückhalten können, weil mir das alles so trivial vorkam gegen das, was mir passiert war, und gegen die Tatsache, daß Desmond verschwunden und in den Verdacht geraten war, den ›Grünen Blitz‹ gestohlen zu haben.

Alle starrten mich entsetzt an. Keiner – wirklich keiner – hatte je so mit Mama gesprochen. Papa sagte ganz traurig: »Du solltest deiner Mutter mehr Respekt erweisen, Jessica.«

Ich aber rief: »Sie sollte sich lieber mehr Gedanken um uns machen. Gut, wir haben Oakland verloren. Aber das hier ist auch ein bequemes Haus, es gibt wahrhaftig schlimmere Schicksale!« Dann brach ich in Tränen aus und rannte aus dem Zimmer. Ich hörte Mama noch hinter mir herzischen: »Jessica wird völlig unmöglich.«

Ich gab vor, Kopfschmerzen zu haben, und blieb den Nachmittag auf dem Zimmer, das ich mit Miriam teilte. Abends mußte ich aber wieder hinunter. Es war ein gräßlicher Tag, und in der Nacht erzählte ich Miriam mein ganzes Dilemma, weil ich es einfach irgendjemandem von der Familie beichten mußte. Sie war entsetzt. Viel verstand sie ja noch nicht davon, aber sie wußte, daß eines der Hausmädchen mal in »andere Umstände« gekommen war und in Schande zu ihrer Familie zurückgeschickt wurde. »Ewige Schande«, wiederholte sie so lange, bis ich beinahe heulte. Aber was sollte ich tun? Das war jetzt die Frage. Ich wußte keine Antwort, und Miriam natürlich auch nicht.

Ich wußte auch, daß ich es den Eltern einmal beichten mußte, und wollte es tun, ehe sie's von selbst entdeckten. Vorher sagte ich es noch Xavier, denn er schien mir so über allem zu stehen, daß ich meinte, er würde mich besser begreifen als all die anderen. An einem düsteren Januartag – die Schneewolken hingen tief am Himmel – ging ich in sein Zimmer und beichtete ihm alles. Er sah mich zuerst an, als hielte er mich für verrückt, war dann aber sehr lieb. Xavier war immer lieb. Ich erzählte ihm das Ganze – meine Bekanntschaft mit Ben Hennicker und Desmond, seine Heiratsabsicht und sein Verschwinden.

»Du bist sicher, daß du ein Kind bekommst?«

»Ja.«

»Wir müssen uns aber noch vergewissern«, meinte er. »Du mußt zu Doktor Clinton gehen.«

»Doch nicht zu dem!« rief ich entsetzt. Er behandelte uns schon seit Jahren, und ich wußte, wie sehr ihn die Sache treffen würde. Xavier verstand mich und sagte, er würde mit mir einen fremden Arzt auf-

suchen. Als dieser bestätigte, daß ich schwanger wäre, meinte Xavier, jetzt müßte ich es den Eltern sagen. Lange konnte man es ohnehin nicht mehr verbergen, und es mußten auch Pläne für die Zukunft gemacht werden.

Eigenartig, welche Kräfte eine Frau in sich spürt, wenn sie ein Kind bekommt. So empfand ich es jedenfalls. Der Verlust Desmonds brach mir das Herz, aber ich hatte trotzdem neue Hoffnung in mir: durch das Baby. Selbst die Szene mit meinen Eltern bedrückte mich nicht so sehr, wie es hätte sein können. Xavier blieb ruhig und stark, er war mir ein sehr guter Bruder. Er eröffnete Papa und Mama, daß man ihnen etwas mitzuteilen habe, und wir gingen alle vier in den Salon. Xavier schloß die Tür hinter sich und sagte dann ganz ruhig: »Jessica bekommt ein Kind.«

Einen Augenblick lang herrschte Grabesstille. Vater sah ganz verständnislos drein, Mutter starrte mich nur an. »Ja, es stimmt leider«, bekräftigte Xavier. »Wir müssen uns jetzt überlegen, was zu tun ist.«

Meine Mutter schrie: »Ein Kind? Jessica! Ich kann es nicht glauben!«

»Es stimmt aber«, sagte ich. »Ich hätte heiraten sollen. Leider ist etwas Schreckliches dazwischengekommen.«

»Dazwischengekommen?« rief sie. Offenbar hatte sie ihren ersten Schrecken überwunden und fühlte sich wieder als Herrin der Lage. »Was soll das heißen? Das ist doch unmöglich!«

»Es ist aber nun einmal passiert«, sagte Xavier. »Also laß uns lieber überlegen, was wir jetzt am besten tun.«

»Ich will mehr darüber wissen«, kreischte Mutter. »Ich kann mir nicht denken, daß meine Tochter ...«

»Es stimmt aber, Mama«, sagte ich. »Vom Doktor bestätigt.«

»Von Doktor Clinton?« rief sie entsetzt.

»Nein«, beruhigte sie Xavier. »Ein Arzt, der uns nicht kennt.«

Jetzt stürzte sich Mama wie eine wütende Tigerin auf mich und sagte mir die bösesten Dinge – ich weiß gar nicht mehr, was –, aber ich hörte einfach nicht zu. Dachte immer nur an das Baby. Ich wollte es zur Welt bringen und dachte mitten in all meinem Unglück, daß seine Ankunft vieles heilen würde.

Ich tröstete mich: Desmond kommt zurück. Irgendetwas ist schiefgegangen, und wir werden herausfinden, was und warum es so war, und dann wird alles in Ordnung sein. Mamas Schimpftiraden ließ ich an mir abprallen.

Xavier beschloß dann, was wir tun sollten. Undenkbar, daß irgendjemand von meinem illegitimen Kind etwas erfahren durfte. Meine Schwangerschaft ließ sich noch ein paar Monate lang verbergen, vielleicht bis zum sechsten. Die Röcke waren sehr weit zu jener Zeit, wodurch die Diskretion gewahrt blieb. Das Baby sollte im Juni kommen. Im April würde ich mit meinen Eltern nach Italien fahren. Man konnte verbreiten, daß der Gesundheitszustand meiner Mutter den Vater in Sorge versetzte. Das große Tablett und das Bowlservice, die George IV. einem unserer Ahnen geschenkt hatte, waren sehr wertvoll; ihr Verkauf brachte uns das Geld für den zweimonatigen Aufenthalt im Ausland und für die Geburtskosten. Mein Kind sollte draußen zur Welt kommen, und wenn wir zurückkehrten, würden wir sagen, daß das Befinden meiner Mutter auf eine Schwangerschaft zurückzuführen war, mit der sie nicht mehr gerechnet hatte, da in ihrem Lebensalter die Symptome nicht deutlich gewesen waren. So konnten wir mit dem Baby zurückkehren, ohne einen Skandal zu provozieren.

Wir nahmen ein Haus in Florenz: Florenz mit seinen Mediceerpalästen und seinem goldenen Licht! Wie schön wäre es für mich unter anderen Umständen gewesen! Oft entfloh ich meinem Elend, indem ich mir vorstellte, mit Desmond den Arno entlangzuspazieren. Wenn ich Opale in einem Geschäft auf der berühmten Brücke sah, wandte ich mich schauernd ab; ich konnte ihren Anblick nicht mehr ertragen.

Einige Wochen vor der Entbindung fuhren wir nach Rom. Dort wurdest Du geboren, im Juni 1880. Ich gab dir den Namen Opal, Mama fand das dumm, und so fügten wir noch Jessica hinzu: Opal Jessica.

Wir kamen heim, und Mutter brachte es fertig, daß trotz gewisser Gerüchte bei unserer Abreise und der Rückkehr mit einem neugeborenen Baby niemand etwas zu erwähnen wagte. Du warst natürlich dieses Kind. Schäme Dich nie Deiner Geburt, Du wurdest in Liebe empfangen. Und denke immer daran – egal, was die Leute Dir von

Deinem Vater erzählen –, daß es nicht stimmt. Ich kannte ihn gut; es *kann* nicht wahr sein. Er war unfähig, diesen dummen Opal zu stehen – es muß ihn jemand anderes genommen haben. Dein Vater nicht! Eines Tages wird die Wahrheit herauskommen, dessen bin ich sicher.

Und jetzt, mein liebes Kind, komme ich zum Ende meiner Geschichte. Nach Deiner Geburt war ich so verzweifelt, daß ich nicht wußte, was ich tun sollte.

Oft ging ich während jener Zeit hinunter zum Bach, der die Grenze zwischen den beiden Grundstücken bildet, und starrte in das kalte, flache Wasser. Dachte über mein Leben nach und war langsam sicher, daß ich Desmond nie mehr sehen würde, denn da er mich wohl nicht freiwillig verlassen hatte, mußte er tot sein. Diese Überzeugung hat mich so sehr erfaßt, daß es mir immer vorkommt, als winke mir das Wasser zu. Als bitte Desmond mich, zu ihm zu kommen. Die einzige Möglichkeit ist doch, daß er tot ist – denn wie sonst wäre er so völlig verschwunden? Ich bin ganz sicher, er hätte mich nie freiwillig verlassen.

Es gibt nur eine Antwort: Jemand hat den Opal gestohlen und wollte es ihm anlasten. Vielleicht haben sie ihn sogar getötet, damit es so aussieht, als sei er der Dieb. Niemand außer mir glaubt das, aber ich bin ganz fest davon überzeugt. Er wird nie mehr zurückkehren. Und darum ruft er mich auch immer zum Wasser, weil ich zu ihm kommen soll. Meine Gegenwart im Witwensitz macht alle immer nur noch unglücklicher. Wie wird mein Leben ohne Desmond verlaufen, den ich auf dieser Erde wohl nicht mehr wiedersehen kann? Alle bei uns haben Dich ins Herz geschlossen, außer Mama – und sie hat wohl noch nie jemanden geliebt.

So bin ich oft am Bach gesessen und habe an all das Unheil gedacht, das ich über die Familie brachte, und wieviel besser sie ohne mich dran wären. Sogar Du; denn wenn Du aufwächst, werden immer mehr Beschuldigungen kommen. Vielleicht ist es besser für Dich, gar nicht zu wissen, daß Deine Mutter der Familie Schande gebracht hat.

Ich habe davon geträumt, mit dem Gesicht nach unten im kühlen Wasser zu liegen, und fühlte absoluten Frieden dabei. Nur mit Hanna

konnte ich darüber reden. Sie kennt ja die ganze Geschichte, ist aber sehr diskret. Die Dienstboten auf Oakland sprechen auch über mich. Man nahm sogar an, daß das Baby eventuell meines und nicht das meiner Mutter sei, aber ganz sicher waren sie sich nicht.

Einige Wochen lang saß ich so täglich am Bach. Als ich Hanna von meinen Gedanken erzählte, rief sie: ›Das darfst du nicht! So etwas darfst du nicht einmal denken.‹

Ich sagte aber: ›Vielleicht ist es am besten so. Dem Baby geht nichts ab, sie kümmern sich alle darum. Es ist besser, wenn ich nicht mehr da bin.‹

›Du könntest ja auf eine Weile weggehen‹, meinte Hanna.

›Das Später ist nicht so wichtig‹, antwortete ich. ›Das Jetzt zählt. In zwanzig Jahren kann ich vielleicht zurückblicken und alles erträglich finden, aber heute ist eben nicht in zwanzig Jahren. Heute ist jetzt, und ich hätte noch viel durchzustehen bis zu jenem Zeitpunkt.‹

›Wenn du dich selbst ums Leben bringst, können sie dich nicht in geweihtem Boden begraben‹, wandte Hanna ein.

›Wieso nicht?‹

›Weil das eben nicht gemacht wird, wenn jemand ... so was tut. Es ist ein Gesetz, glaube ich. Ein Kirchengesetz. Solche Leute werden an Kreuzwegen oder sonstwo begraben ...‹

Darüber dachte ich viel nach, aber ich ging wieder zum Bach. Eines Tages werde ich hingehen und nicht mehr zurückkehren. Ich denke an Dich, meine Tochter, wie Du aufwächst, und überlege, was man Dir von mir erzählen wird und von Deinem Vater ... Und darum habe ich mich entschlossen, alles aufzuschreiben, damit Du die Wahrheit so siehst, wie ich sie sah. Und es ist die reine Wahrheit, Opal. So sitze ich hier am Bach und schreibe. Und während ich schreibe, erlebe ich alles noch einmal ganz deutlich. Du mußt wissen, was passiert ist und wie. Ich lasse dies bei Hanna, sie wird es Dir geben, wenn die Zeit dafür gekommen ist.

Heute übergebe ich es Hanna, ich schreibe also nichts mehr dazu.

Leb wohl, kleine Opal, möge Gott Dich behüten und Du eines Tages die Wahrheit über Deinen Vater erfahren. Ich versichere Dir: Er

hat nichts Unehrenhaftes getan. Eines Tages entdeckst du vielleicht die Wahrheit.«

Ich starrte vor mich hin, sah alles so klar vor mir. Und dann kniete ich mich neben ihr Grab und spürte plötzlich, wie meine Wangen naß waren, ohne daß ich gemerkt hatte, daß ich weinte.

An diesem Abend kam ich nicht zum Essen hinunter, ich konnte den anderen nicht ins Gesicht sehen. Zorn auf sie erfüllte mich. Sie haben sie dazu getrieben, dachte ich. Wären sie liebevoller gewesen, könnte sie heute noch leben und ich hätte eine Mutter gehabt. Wie elend muß ihr zumute gewesen sein! Ich hätte sie am liebsten alle beschimpft, jeden von ihnen. Meinen armen, schwachen Vater – vielmehr Großvater-, meine stolze, lieblose Großmutter – wie gut, daß sie nicht meine Mutter war –, Miriam, die nie eine eigene Meinung hatte, und Xavier mit seiner negativen Güte. So abwesend und abseits stehend, daß er nichts getan hatte, um sie zu retten.

Ich schützte Kopfschmerzen vor; als Miriam mich besuchte, schloß ich die Augen und wandte mich um.

Am nächsten Tag traf ich wieder Hanna, die offenbar auf mich gewartet hatte. »Sie haben es also gelesen?«

Ich nickte. »Jetzt sag mir nur noch, was dann passiert ist.«

»Man fand sie im Bach. Miß Jessica lag mit dem Gesicht nach unten, das Wasser war ganz flach. Es wusch nur über sie hinweg.«

»Und dann?«

»Dann begrub man sie in aller Stille hier. Pfarrer Grey war in dieser Hinsicht sehr strikt. Das war alles. Die Leute sprachen nicht darüber. Jedenfalls nicht viel. Ich habe Ostern immer Blumen auf ihr Grab gelegt.«

»Danke, Hanna. Hat irgendjemand einen Verdacht gehabt, daß ich ihr Kind sein könnte?«

»Wenn es der Fall war, hat es niemand gesagt. Alle taten, als seist du selbstverständlich der Nachkömmling deiner Großeltern. Manch-

mal passiert ja so was, und Miß Jessica hat sich außerdem erst einige Zeit nach deiner Geburt umgebracht. Es war an einem heißen Julitag. Ich erinnere mich noch genau.« Mit bebenden Lippen wandte sie sich ab. »Sie waren erst ein paar Wochen wieder zu Hause, und die Leute meinten, der Grund wäre jemand, den sie in Italien getroffen habe. Am letzten Julitag war es, und Sie sind am ersten Juni geboren ... Waren erst ein winziges Baby und hatten keine Ahnung, was Sie für Unruhe gebracht hatten.«

»Wie sie gelitten haben muß! Du hast doch sicher meinen Vater gekannt. Erzähl mir von ihm.«

»Er machte einen sehr netten Eindruck, war groß gewachsen und hatte ein freundliches Gesicht. Mr. Hennicker mochte ihn eine Zeitlang sehr. Nachher sprach er natürlich nur noch schlecht über ihn. Den Tag werde ich nie vergessen ...«

»Berichte mir alles, bitte.«

»Der Tag begann ganz normal. Wir brachten heißes Wasser in die Gästezimmer, und eines der Mädchen kam herunter und sagte: »Mr. Dereham ist nicht in seinem Zimmer. Er hat auch nicht in seinem Bett geschlafen, und die Sachen sind alle weg.« Wir meinten, das könne doch nicht sein, aber es war tatsächlich so. Und dann fehlte der berühmte Opal, und natürlich dachte man, daß er ihn mitgenommen hätte.«

»Aber das stimmte doch gar nicht, Hanna – nicht wahr?«

»Ihre Mutter behauptete das zwar, aber schließlich war er weg und der Opal auch.«

»Sie wußte, daß er ihn nicht genommen hatte.«

»Sie war in ihn verliebt.«

»In einen Dieb hätte sie sich nie verliebt.«

»Liebe macht blind.«

»Ich weiß aber, daß es nicht stimmen kann.«

»Sie reden genau wie Ihre Mutter. Ich dachte übrigens nie, daß sie es wirklich tun würde, sonst hätte ich schon was dagegen unternommen. Sie erzählte mir, daß er ihr im Traum erschienen wäre und gesagt hätte, er liebe sie noch und hätte sie nie allein gelassen ... Und er habe sie gebeten, zu ihm zu kommen, da sein Tod ihn verhindert hätte,

zurückzukehren. Danach entschloß sie sich wahrscheinlich dazu. Sie war sicher, daß er tot sein müsse; wenn er sie nicht freiwillig verlassen hatte, mußte er ja tot sein. Und da sie das nie geglaubt hätte, war sie eben sicher, daß er nicht mehr lebte. Jetzt sind sie wohl beisammen ... auf immer.«

»Sie hätte am Leben bleiben und seine Unschuld beweisen sollen. Wenn ich nur die Wahrheit rausfinden könnte! Und vor allem, was mit dem Opal passiert ist.«

»Meine Güte, Miß, das hat man jetzt schon die ganzen Jahre versucht. Mr. Hennicker hat die Suche nie aufgegeben. Und da wollen ausgerechnet *Sie* es entdecken? Sie wissen ja gar nichts von allem – nur, wie Sie auf die Welt gekommen sind.«

»Aber er ist mein Vater und sie meine Mutter. Deswegen.«

Hanna schüttelte traurig den Kopf.

Mit meiner Familie durfte ich nicht über die Tragödie reden. Aber bei Ben konnte ich es wagen und platzte auch schon beim nächsten Treffen damit heraus.

»Ich weiß alles über meinen Vater und meine Mutter und daß Sie meinen, er habe den ›Grünen Blitz‹ gestohlen.«

Wir waren im Salon, er saß im Rollstuhl, die Krücke neben sich. Eine Weile schwieg er, und ich sah, daß ihn große Traurigkeit überkam. »Ich kann mit niemandem darüber sprechen«, fuhr ich fort.

»Wer hat es Ihnen denn gesagt?« fragte er.

Ich erklärte ihm die Sache mit dem hinterlassenen Brief. Er nickte.

»Sie wußten davon?«

»Ich nahm es an. Sie sind ihr so ähnlich, mit den dunklen Augen und den dichten Wimpern, den schöngzeichneten Brauen, dazu die kecke Nase und der Mund, der zu zeigen scheint, daß Sie noch im schlimmsten Augenblick über alles lachen werden. Manchmal könnte ich mir vorstellen, daß sie dort sitzt; sie war damals im gleichen Alter – aber viel unwissender, als Sie es sind, Opal. Nicht so lebensstüchtig.«

»Wußten Sie, daß zwischen ihr und meinem Vater etwas war?«

»Das ließ sich wohl kaum übersehen.«

»Und zuerst freute es Sie? Sie hatten nichts dagegen?«

Jetzt zögerte er zum erstenmal. »Was sollte ich denn dagegen haben? Ich sah ja, wie es bei beiden eingeschlagen hatte, vom ersten Augenblick an. Damals hielt ich ihn noch für einen braven, ehrlichen Burschen.«

»Er hat es aber nicht getan.«

»Was soll das heißen: »Er hat es nicht getan? Er hat ihr schließlich das Herz gebrochen. Schon deswegen würde ich ihn töten. Wahrhaftig, das würde ich tun.«

»Sie haben sie geliebt?«

Er betrachtete mich nachdenklich. »Ja, so könnte man es wohl nennen. Ein hübsches, liebes Mädchen war sie ... und ich der grobe alte Klotz. Ja«, fuhr er fort, »ich liebte sie. Sie war wie dieses Haus ... Sie wissen schon, was ich meine: Ein bißchen zu vornehm für mich. Etwas, nach dem ich mich sehnen konnte. Das ich besitzen wollte. Aber mit einer Frau ist das was anderes ... Schade, daß ich damals nicht da war, ich hätte es verhindern können.«

»Was hätten Sie getan?«

»Sie geheiratet. Vielleicht hätte sie mich unter den Umständen sogar genommen.«

Ich rannte zu ihm, schlang meine Arme um ihn und drückte ihn fest. »Ach, Ben, wäre das nicht wunderbar gewesen? Dann hätten wir alle drei hier gelebt und ich wäre dem da drüben entgangen.«

Er strich mir übers Haar. »Tja, und so ist es eben nicht gekommen. Und jetzt sitzen wir hier, und es ist sinnlos zurückzuschauen und dauernd zu sagen, wenn ... Das machen nur Dummköpfe. Das Gestern muß vergessen werden, das Heute ist wichtig – wegen des Morgen. Wir sind gute Freunde geworden, und eine wirkliche Freundschaft ist Gold wert.«

Ich ging zu meinem Stuhl zurück und sagte: »Erzählen Sie mir, was passiert ist.«

»Ihre Mutter kam nach Oakland.«

»Ja, das weiß ich. Sie gaben eine Gesellschaft, und meine Mutter trug ein kirschrotes Kleid.«

»Stimmt genau. Sie lernte Ihren Vater kennen: es war Liebe auf den ersten Blick. Die beiden wollten heiraten und nach Australien gehen.

Nicht, daß es der richtige Ort für diese zarte Person gewesen wäre. Aber sie fieberte danach, hinüberzukommen. Solange er dort blieb, war es auch ihr Platz. Das Opalfieber ergriff sie rasch. Sie schwor, alles auf sich nehmen zu können, solange sie nur beisammen sein konnten. Und das hätte sie auch getan. Ich neidete Desmond Dereham damals sein Glück. Ein hübscher Junge, zudem aus guter Familie und ehrlich ... dachte ich wenigstens. Er hatte Abenteurerblut in den Adern und war deshalb nach Australien gekommen. Anfangs wegen Gold, wie wir alle. Als er jedoch seinen ersten Opal gefunden hatte, kümmerte er sich nicht mehr um Gold. Er hatte das Gefühl, auf eine der reichsten Opalminen in Neusüdwesten gestoßen zu sein. Redete jedenfalls dauernd davon. Er hatte ein Gespür für die Fündigkeit ... und wir machten unsere Witze darüber, nannten es ›Desmonds Phantasie‹. Eines Tages dachten wir, es könnte vielleicht doch etwas dahinterstecken. Zur Besprechung dieses Projekts trafen wir uns alle hier auf Oakland. Und bei dieser Gelegenheit lernte er Ihre Mutter kennen, verliebte sich und wollte heiraten. So war es bis zu jenem Abend.«

»Und was geschah dann tatsächlich?«

Ben schien sorgfältig nachzudenken. »Joss, Desmond, Croissant und ich waren beisammen. Joss war erst vierzehn, er ging hier zur Schule. Du meine Güte, war der clever! Für so jung hätte ihn keiner gehalten, und er wußte schon genau, was er tun wollte. Wollte der Opalkönig Australiens werden, wenn nicht sogar der ganzen Welt! So sah er alle Dinge an. Er begann bereits, mir zu sagen, was ich tun sollte. Da hab' ich ihm aber was erzählt! Obwohl er manchmal sogar recht hatte. Er war schon größer als wir alle und wuchs noch immer. Fast zwei Meter ist er jetzt.«

»Ja, ja doch«, sagte ich ein wenig ungeduldig, denn ich wollte von jener fatalen Nacht erfahren und war es müde, der Idealisierung seines Sohnes Joss zuzuhören.

»Nun, also Joss Madden und David Croissant. David hatte Edelsteine in ganz Australien, Amerika und auf dem europäischen Kontinent verkauft. Über Opale wußte er Bescheid wie kein zweiter. Desmond Dereham für seinen Teil war unheimlich enthusiastisch. Wir saßen

in diesem Zimmer. Desmond legte seine Pläne auf den Tisch, und wir studierten sie. Er hatte das Land untersucht und ein bißchen geschürft, dabei zwar nur winzige Opalspuren gefunden, war aber der Meinung, daß dies eines der reichsten Felder in Neusüdwaies sein könnte. Wir wollten natürlich Beweise dafür, aber bisher gab es nur wenige. Er hatte Opalsand gefunden und runde harte Silikatbrockensteine, zusammenzementierte Sandkörner, in denen sich Opaladern befinden. Immerhin ein Hinweis darauf, daß irgendwo in solchem Boden große schöne Opale sein konnten. Wir überlegten, wo wir am ehesten zu bohren anfangen konnten. Wir gedachten die Sache anfangs bescheiden anzukurbeln, und falls sich Desmonds Gespür bewahrheiten sollte, groß einzusteigen und eine Company zu gründen. David Croissant wollte die ersten Funde prüfen und sich dann über die besten Verkaufswege Gedanken machen. Wir brauchten Steinschleifer und die neueste technische Ausrüstung. All das diskutierten wir, spielten die Sache sozusagen durch.

Ich erinnere mich noch an Desmonds Enthusiasmus. Er wüßte, daß es einen ganz großen Fund geben würde, sagte er. Schürfer sind meist abergläubisch. Irgendetwas war an ihm – eine Art strahlendes Vertrauen. Ich weiß, es klingt verrückt, aber so was habe ich schon vorher erlebt, und es hat immer Erfolg bedeutet. An jenem Abend glaubten wir alle, daß da wirklich die schönsten Opale der Welt zum Vorschein kommen würden. Vermutlich schwarzer Opal, und der Markt dafür wurde langsam größer. Eine Zeitlang wollte man nur die hellen, milchigen, wie ich Ihnen schon gesagt habe. Sicher auch ganz hübsch, aber die schwarzen wurden langsam Mode. Ich sagte dann noch, etwas so Schönes wie den ›Grünen Blitz bei Sonnenuntergang‹ würden wir wohl nicht finden. Und dann sprachen wir über den Stein, und alle wollten ihn sehen. Ich bat sie hier herein und öffnete den Safe. Da lag der Stein in seinem Samtnest. Ein grandioser Anblick! Desmond Dereham streckte die Hand aus, er nahm den Stein und ließ ihn eine Weile in seiner Handfläche liegen. Dann rief er: ›Ich habe ihn gesehen. Ich habe den Grünen Blitz gesehen.‹ Ich riß ihm den Stein weg und starrte ihn selber an. Drehte ihn herum, konnte aber den Blitz nicht erwischen.

Am nächsten Morgen war Ihr Vater weg. Er hatte seine Taschen gepackt und alles mitgenommen. Klammerheimlich war er verschwunden. Und der ›Grüne Blitz‹ ebenfalls.«

»Ich kann es einfach nicht glauben, daß er ihn nahm.«

»Ihre Loyalität ehrt Sie, aber man muß den Tatsachen auch ins Auge sehen können, wenn sie sich so deutlich präsentieren. Desmond Dereham kam hierher, lebte eine Weile in diesem Haus, verführte Ihre Mutter, versprach ihr die Ehe, und dann war die Versuchung des Steines zu groß ... er nahm ihn und verschwand damit.«

»Es muß noch eine andere Erklärung geben.«

Ben lehnte sich vor und nahm meine Hand. »Ich weiß schon, was Sie denken; er war schließlich Ihr Vater. Ich verstehe Ihre Gefühle. Aber was geschah dann mit dem ›Grünen Blitz‹? David Croissant hätte ihn bestimmt nicht genommen, allein schon aus Feigheit. Als Kaufmann waren für ihn Opale nichts als Geld. Er kannte ihre Qualität besser als jeder andere, aber sentimentale Gefühle empfand er keine für Steine. Er sah den Marktwert – und welchen Marktwert hätte der ›Grüne Blitz‹ gehabt, den jeder kannte? Er wäre sofort als Dieb entlarvt worden. Und Joss?« Ben lachte. »Sicher, Joss war zu allem imstande, und ich wußte, wie er den Opal liebte. Aber er konnte ihn ja jederzeit sehen, außer es überkam ihn der Wunsch, ihn selbst zu besitzen ...«

»Sie haben selbst gesagt, daß es so ein Stein war, mit einer ganz besonderen Faszination.«

»Jetzt soll es wohl Joss gewesen sein, was? Um Ihren Vater reinzuwaschen! Es gab viele Leute, die Angst vor dem ›Grünen Blitz‹ hatten. Ich sagte Ihnen ja, man nannte ihn auch den Unglücksstein. Viele Legenden rankten sich um ihn. Ich habe es nie geglaubt, aber sehen Sie mich doch jetzt an.«

»Aber Sie haben ihn ja auch verloren. Und ich kann einfach nicht glauben, daß mein Vater meine Mutter verließ.«

»Er wußte ja gar nicht, daß Sie sich unterwegs befanden. Dann wäre es vielleicht anders gekommen – oder auch nicht. Sie haben eben den ›Grünen Blitz‹ noch nie gesehen, sonst könnten Sie vielleicht verstehen, welche Wirkung er auf manche Leute haben kann.«

»Und was war mit der Vorahnung meines Vaters?«
»Es ist heute eines der besten Opalgebiete Australiens.«

»Also hatte er doch recht.«

»Allerdings.«

»Und Sie meinen, er wäre nie zurückgekehrt?«

»Wie konnte er denn, wo er den ›Grünen Blitz‹ hatte?«

»Meinen Sie denn, er hätte seinen Traum aufgegeben ... seine ›Phantasie‹? Und meine Mutter? Und das alles für einen Opal, den er nie öffentlich sein eigen nennen konnte?«

»Ich kann nur wiederholen, daß Sie den Stein eben noch nicht gesehen haben.« Er griff nach seiner Krücke. »Jetzt passen Sie mal auf, wie ich schon durchs Zimmer marschiere. Langsam gewöhne ich mich an meinen Stelzfuß. Bald werde ich rumlaufen, als hätte ich noch beide gesunden Beine. Und dann ...«

Ich sah ihn forschend an, aber er schüttelte nur den Kopf. Ich wußte, was er meinte und daß er's mir noch nicht sagen wollte. Sobald er sich leichter bewegen konnte, wollte er wieder nach drüben fahren. Ich mochte gar nicht daran denken, wie entsetzlich es für mich ohne ihn sein würde.

Als ich an diesem Tag von Oakland herunterkam, sah mich meine Großmutter, die gerade aus dem Dorf heimkehrte. Sie blieb stocksteif stehen und starrte mich an wie eine Erscheinung. Ich fühlte, wie der Widerstand in mir wuchs – ich würde jetzt nichts mehr verheimlichen.

»Jessica!« rief sie ungläubig, »wo warst du denn?«

Ich antwortete in beinahe frechem Ton: »Zu Besuch bei Mr. Henniker!« und wartete, daß der Sturm losbrach. Was natürlich nicht sofort geschah. Ihr Gefühl für Sitte und Anstand ließ sie sich beherrschen, aber als wir ins Haus traten und Xavier und Miriam uns begegneten, ordnete sie an: »Kommt gleich in den Salon. Du, Miriam, versuche, deinen Vater von seiner Patience loszueisen, damit er uns einen Augenblick Zeit widmen kann.«

Kaum hatte sich die Familie im Salon versammelt, schloß Großmutter die Tür, damit das Personal nichts mitbekam.

»Und jetzt möchte ich eine Erklärung von dir, Jessica«, herrschte sie mich an.

»Das ist ganz einfach«, gab ich zurück. »Ich war zu Besuch bei meinem Freund Mr. Hennicker.«

»Deinem Freund?«

»Ja, und er ist ein besserer Freund, als mir je irgend jemand in diesem Haus war.«

»Bist du verrückt geworden?«

»Nein, ich bin meiner Sinne völlig mächtig, und darum suche ich ja Freundschaft außerhalb dieses Hauses, in dem es nur Schwindel und Hochmut gibt.«

»Wirst du wohl still sein! Ich fordere eine Erklärung, wie du dorthin gekommen bist.«

»Lieber solltest du mir erklären, warum du bis heute so tust, als wärest du meine Mutter, und warum du ihr das Leben so schwergemacht hast, daß sie sich ertränkte ...«

Alle starrten mich an. Offenbar fühlte sich meine Großmutter zum erstenmal in ihrem Leben aus dem Gleichgewicht gebracht.

»Jessica!« rief Miriam, die von einem zum anderen blickte und nicht wußte, was sie denken sollte, während mein Großvater wie so häufig seinen fassungs- und hilflosen Blick bekam. Nur Xavier blieb ruhig.

»Irgend jemand hat dir wohl die Geschichte deiner Geburt erzählt«, meinte er nur.

»Und sie stimmt offenbar, oder?«

»Je nachdem, was du da gehört hast.«

»Ich weiß, daß meine Mutter tot ist und wie sie starb und daß sie in der Wüstenei begraben liegt und ihr versucht habt, sie zu vergessen.«

»Es war für uns alle sehr tragisch.«

»Für sie aber wohl am meisten«, gab ich zurück.

Jetzt rührte sich Großmutter wieder. »Wir hatten nichts getan, um so ein Schicksal zu verdienen.«

»Was? Ihr gabt ihr keine Güte, keine Liebe, die sie so gebraucht hätte. Habt ihr das Leben zur Hölle gemacht – du mit deinen blöden Moralbegriffen. Du hast sie nicht geliebt und ihr nicht geholfen. Hast du denn nicht begriffen, daß sie den verloren hatte, den sie liebte?«

»Den sie liebte?« rief sie. »Diesen Dieb – diesen Verführer ... Das dumme Ding!«

»Wie unglücklich du sie doch gemacht hast! Meinst immer, alles recht zu tun – bei dir heißt recht tun grausam sein, was? Warum hast du sie nicht getröstet? Ihr das Leben erleichtert? Du hättest ihr helfen können, aber das tatest du nicht. Hast sie sterben lassen, du – meine Großmutter, die sich als meine Mutter ausgab. Ich hätte es längst wissen müssen, daß du nicht meine Mutter bist. Mir warst du nie eine. Und du« – ich wandte mich an Großvater –, »du hast nicht mal den Mumm gehabt – genauso wenig wie Miriam und Xavier –, ihr zu helfen! Ich verachte euch! Miriam kann sich nicht zur Heirat entschließen, weil ihr Vikar zu arm ist. Xavier kann Lady Klara nicht heiraten, weil sie zu reich ist. Das ist ja zum Lachen! Woraus besteht ihr eigentlich? Aus Stroh, nichts als Stroh!« Ich wandte mich wieder Großmutter zu. »Außer dir. Du bist ein Fels aus Lieblosigkeit und Nachlässigkeit und so viel Stolz, daß was anderes gar nicht mehr Platz hat ...« Ich war am Ende meiner Tirade, wandte mich abrupt zur Tür und rannte in mein Zimmer hinauf.

Ich zitterte vor Aufregung. Alles, was ich über sie dachte, hatte ich ihnen ins Gesicht geschrien, und sie hatten keine Antwort gewußt.

Als ich zum Abendessen hinunterkam, sagte niemand etwas über meinen Ausbruch von vorhin. Es war, als sei alles nie passiert, und ich konnte nur staunen über die Konversation, die sich wie stets um das Wetter und Dorfgeschichten drehte. Niemand hätte geglaubt, daß hier am Nachmittag ein solcher Sturm getobt hatte. Irgendwie fand ich das sogar bewundernswert.

Über eines war ich mir jedoch klar. Nichts würde meine Freundschaft mit Ben Hennicker stören können. Komischerweise versuchte es auch niemand, und von jenem Tag an ging ich immer völlig offen und frei nach Oakland Hall hinauf und machte kein Geheimnis mehr aus meinen Besuchen.

Der Pfau

Irgendetwas lag in der Luft. Sogar meine Großmutter war verändert. Oft bemerkte ich, daß sie mich verstohlen beobachtete. Miriam war etwas kühler geworden, Xavier schien sich noch mehr in sich selbst zurückzuziehen. Ich hatte einen Sieg zu verzeichnen, und sie ließen sich jetzt von ihr nicht mehr so einschüchtern. Miriam wurde sogar hübscher und ging dauernd unter irgendwelchen Vorwänden zur Kirche; offenbar traf sie sich öfter mit ihrem Verlobten. Die aufregendste Veränderung fand jedoch auf Oakland Hall statt.

Ben wanderte fröhlich an seiner Krücke herum. »Bald kann ich mit dem Ersatz genausogut gehen wie mit dem Bein«, sagte er immer wieder.

»Dann werden Sie nicht mehr lange hierbleiben wollen«, meinte ich.

»Die Zeiten stehen eben nicht still«, antwortete er.

»Gehen Sie zu den Opalfeldern zurück?«

»Vermutlich. Gegen Sommerende, das wäre die beste Zeit hinüberzusegeln. Das Meer ist dann weniger wild, und ich komme von einem Sommer in den nächsten.« Er zwinkerte mit den Augen, als wollte er sagen, daß er noch andere Pläne hatte. Und mir kam es vor, als ob diese mich betrafen.

Dieser Sommer wurde irgendwie unwirklich für mich. Ich hielt mich inzwischen tagtäglich in Oakland Hall auf.

Einer meiner Lieblingsplätze war die Galerie. Sie maß etwa dreißig Meter in der Länge und war gut sieben Meter breit. Hier hatten sich also meine Mutter und Desmond Dereham getroffen. Zu beiden Enden gab es Erkerfenster, und wenn ich dort saß, konnte ich mir vorstellen, wie phantastisch es ausgesehen haben mußte, wenn hier früher

unter den Familienporträts die Bälle der Cleverings stattgefunden hatten. Der Platz, an dem das Spinett gestanden hatte, war auffällig leer. Ben mußte meine Mutter wohl sehr gern gehabt haben, daß er dieses Spinett mit nach Australien nahm.

Eines Tages sagte er: »Ich werde Ihnen wohl fehlen, Jessy?«

»Bitte, reden wir gar nicht davon«, bat ich.

»Ich *will* aber darüber reden, ich muß nämlich etwas Wichtiges sagen. Denken Sie etwa, ich reise ab und lasse Sie hier zurück? Ich möchte, daß Sie mitkommen.«

»Ben!«

»So habe ich mir das jedenfalls vorgestellt – daß wir zusammen reisen. Wie wäre das?«

Ich stellte mir sofort vor, wie ich im Salon drüben meine Abreise bekanntgeben würde.

»Man läßt mich bestimmt nicht fahren«, sagte ich.

»O doch, wenn ich dafür Sorge.«

»Ich glaube, Sie kennen meine Familie da nicht gut genug.«

»Von wegen! Sie hassen mich, stimmt's? Ich habe ihnen ihr schönes Haus genommen. Hunderte Jahre haben die Cleverings auf Oakland gewohnt, und dann kommt so ein Ben Hennicker, ein alter Maulwurf, und schnappt sich das Ganze. Natürlich hassen sie mich. Aber dahinter steckt noch mehr. Ich habe Ihren Großvater schon gekannt, ehe ich herkam. Das muß ich Ihnen noch erzählen, denn ich möchte keine Geheimnisse zwischen uns haben ... jedenfalls nicht mehr, als notwendig sind. Ihre Familie hat einen besonderen Grund, daß sie mich so haßt.«

»Erzählen Sie«, bat ich.

»Einiges wissen Sie ja schon: Wahrheiten und Halbwahrheiten. Und es ist komisch, was für ein Bild man sich zusammenbauen kann, indem man nur das sagt, was man sagen will, und das andere zurückhält. Es wird ein richtig schönes Bild und sieht ganz natürlich aus. Und dann kommt die Wahrheit raus, und plötzlich steht alles in ganz neuem Licht. Ich erzählte Ihnen, daß ich einmal hierherkam, das Haus sah und mir vornahm, es zu erwerben. Daß ich dann ein Vermögen

machte und in der Lage war, es zu kaufen. Stimmt alles. Tja, da stand ich mit meinem Vermögen, und der gute Clevering konnte den Besitz kaum noch halten, aber irgendwie holperte alles weiter, wie bei seinen Vorfahren. Ich bin ein böser alter Mann, Jessy, das müssen Sie begreifen. Ich bin reich, kann mit meinem Geld spielen. Ihr Großvater war Mitglied eines Londoner Clubs. Ich kannte ihn gut. Von draußen. Mit meinem Tablett voll Ingwerbrot war ich früher oft daran vorbeigegangen. Eines Tages würde ich diese Stufen hinaufstapfen, hatte ich mir geschworen, und das geschah dann auch. Ich trat dem Club bei und lernte Ihren Großvater kennen. Wir fanden uns beim Pokerspiel. Dabei kann man in einem Nachmittag ein ganzes Vermögen verlieren, und ich sorgte dafür, daß er das tat. Allerdings dauerte es zwei oder drei Nachmittage. Ich war entschlossen, so lange an dem Tisch zu sitzen, bis er Oakland aufgeben mußte. Es war leichter, als ich dachte.«

»Das ... das haben Sie absichtlich getan?«

»Jetzt starren Sie mich mal nicht so an, Jessy. Es war alles fair und gerecht. Er hatte genau die gleichen Gewinnchancen wie ich. Nur daß ich nicht alles aufs Spiel setzte. Er war unvorsichtiger, aber Spieler waren wir beide – ich setzte ein Vermögen, er sein Haus, und er verlor. Er mußte verkaufen, ich bekam also Oakland Hall. Das haben sie mir nie vergeben ... vor allem Ihre Großmutter nicht. Es war zwecklos, den guten Nachbarn spielen zu wollen. Jetzt wissen Sie alles.«

»Ben«, sagte ich ganz ernsthaft, »Sie haben nicht geschwindelt? Das muß ich unbedingt wissen. Es wäre mir unerträglich, wenn Sie das getan hätten.«

»Ich schwöre es ...« Er grinste. »Nein, es war ein Spiel – nicht mehr. Und ich gewann eben.«

»Und meine Großmutter wußte davon?«

»Ja, sie wußte es und hat mich seither gehaßt. Das ist mir an sich egal, aber es wäre mir nicht angenehm, wenn Sie deswegen auch gegen mich eingestellt wären.«

»Nein, ich nicht. Es war ein faires Spiel, und er verlor eben.«

»In Ordnung. Jetzt verstehen wir einander. Ich meine doch, ich könnte es erreichen, daß Sie mitfahren dürfen.«

»Es klingt so aufregend, daß ich es gar nicht glauben kann.«

»Dann wollen wir mal anfangen mit dem Pläneschmieden.«

»Meine Leute werden entsetzt sein.«

»Um so aufregender, finden Sie nicht?« sagte er boshaft.

Er lachte vor sich hin, und ich überlegte, was er wohl im Sinn haben mochte. Er sprach viel von der Company, von der Ortschaft, die da drüben entstanden war und jetzt Fancy Town – Phantasiestadt – hieß. Oft erwähnte er Joss. Der Junge schien ihn zu faszinieren, was ja nur natürlich war, da es sich um seinen Sohn handelte. Aber je mehr ich von diesem arroganten Burschen hörte, umso weniger konnte ich Bens Enthusiasmus für ihn teilen. Dauernd hieß es: »Wenn Sie erst mal in Australien sind ...«, aber nie war davon die Rede, wie ich meiner Familie entfliehen sollte. In diesem Juni war ich achtzehn geworden, konnte also noch immer nicht über mich selbst verfügen.

Unsere Gespräche genoß ich jedoch weiterhin sehr. Ich ließ mir gern von seinem Heim draußen erzählen und hatte das Gefühl, dieses Prachtgebäude schon zu kennen. Denn das mußte es schon sein, wenn es »Pfauen-Haus« hieß. Immer sah ich die Pfauen davor und den menschlichen Pfau mit ihnen herumstolzieren. Eine Haushälterin gab es auch, eine Mrs. Laud. Ben erwähnte sie gelegentlich; offenbar war sie eine höchst tüchtige Person, der er gewisse Gefühle entgegenbrachte. Sie hatte einen Sohn und eine Tochter: Jimson arbeitete bei der Company, und Liliass half der Mutter im Haus. Dann gab es noch einige andere Dienstboten, sogenannte »Abos«, der australische Abkürzungsname für Ureinwohner.

Ich hörte aufmerksam zu und fragte immer wieder: »Aber wie soll ich hinüberkommen?«

Dann lachte er jedesmal verschmitzt. »Das überlassen Sie nur mir.«

Es klopfte an meiner Zimmertür, Miriam kam herein. Sie sah richtig hübsch aus.

»Ich muß mit dir sprechen, Jessica«, sagte sie. »Stell dir vor: Ernest und ich heiraten.«

Ich umhalste und küßte sie und war richtig froh, daß sie endlich Vernunft angenommen hatte. Schon lange hatte ich sie nicht umarmt, und sie wurde über und über rot vor Freude.

»Ich bin so glücklich«, sagte sie. »Ganz egal, was Mama sagt – wir warten jetzt nicht mehr länger.«

»Ich freue mich so für dich. Du hättest es schon vor Jahren tun sollen. Na ja, jedenfalls tut ihr es jetzt. Wann soll es denn sein?«

»Ernest meint, es hat keinen Sinn, weiter zu warten. Wir dachten doch, daß er die Stelle in St. Clissold kriegt. Der Pfarrer dort ist schon sehr alt. Aber er tritt und tritt nicht von seinem Amt zurück.«

»Es ist sinnlos, auf den Tod von Pfarrern zu warten. Ich finde es herrlich, daß ihr heiratet. Wie schön! Und hoffentlich seid ihr dann sehr glücklich.«

»Wir werden sehr arm sein. Papa kann mir ja nichts mitgeben, und Mama muß ich es erst sagen.«

»Laß dich ja nicht von ihr abhalten!«

»Jetzt nicht mehr. Eigentlich gut, daß wir uns all die Jahre so einschränken mußten. Auf diese Weise habe ich wenigstens Sparsamkeit gelernt, was mir nun zugute kommen wird.«

»Da hast du bestimmt recht. Wann findet die Hochzeit statt?«

Sie sah mich fast entsetzt an. »Ende August. Ernest meint, wir sollten sobald wie möglich das Aufgebot aushängen, dann kann uns niemand mehr aufhalten. Auf dem Pfarrgrundstück ist ein kleines Häuschen, in dem Ernest jetzt schon allein lebt. Da haben wir beide gut Platz.«

»Du machst es bestimmt richtig, Miriam.« Ich war so froh über ihren Entschluß und die wunderbare Veränderung in ihrem Wesen.

Natürlich zeigte meine Großmutter sich zornig und skeptisch. Sie sprach nur abfällig von »unserem liebeskranken Mädchen« und daß manche Leute glaubten, sie könnten von den Krumen leben, die von den Tischen der Reichen fallen.

»Du bist völlig unmöglich geworden«, schimpfte sie. »Ich weiß gar nicht, was hier alles vorgeht. Wenn jeder seine Verantwortung ernst

genommen hätte, würde manches anders aussehen. Dann hätten wir vielleicht keine dummen alten Jungfern, die sich vor lauter Heiratswut dem Nächstbesten an den Hals werfen und sich damit lächerlich machen.«

Miriam schmerzte dies natürlich, aber nicht so sehr, wie es früher der Fall gewesen wäre. Nichts konnte ihren Entschluß ändern, Ernests Frau zu werden. Ich sprach oft mit ihr, und wir wurden bessere Freundinnen als je zuvor. Wie recht sie doch hatte, der Tyrannei meiner Großmutter zu entfliehen. Sie würde bestimmt sehr glücklich sein.

»Was wird wohl hier geschehen, wenn ich mal weg bin«, sagte sie eines Tages. »Vor allem mit dir, Jessica.«

»Was meinst du damit?«

»Du bist so oft drüben. Manchmal ängstigt mich das. Bei deiner Mutter damals war es dasselbe.«

»Ich genieße diese Besuche so. Warum sollte ich nicht rübergehen? Du mußt doch selbst zugeben, allzu lustig ist es hier nicht.«

»Ihr Unheil nahm dort drüben seinen Ausgang.«

»Bei mir wird es aber ganz anders kommen. Mach dir keine Sorgen, Miriam. Denk lieber an die Zukunft. Ich weiß, daß du sehr glücklich sein wirst.«

»Das habe ich auch vor«, sagte sie herausfordernd.

Die Hochzeit fand wie geplant Ende August statt. Großmutter ging hin, da es natürlich unpassend gewesen wäre, der Feier fernzubleiben: Das war offenbar aber auch der einzige Anlaß ihres Besuches. Großvater dagegen war ein begeisterter Brautvater, und ich spielte die Brautjungfer. Eine sehr stille Hochzeit wurde es natürlich, denn die Verhältnisse waren ja »sehr beengt«, wie meine Großmutter nicht versäumte, zigmal zu betonen.

Hochzeitsessen gab es keines. »Was sollten wir denn groß feiern«, meinte Großmutter. »Den Traum einer alten Jungfer?«

So giftig sie sich jedoch auch gebärdete – Miriam schienen ihre Beleidigungen gar nichts auszumachen. Sie war froh, endlich verheiratet zu sein und diese Entscheidung selbst getroffen zu haben.

Eine Woche nach Miriams Hochzeit passierte dann der Unfall. Ben ging eines Morgens an seiner Krücke durch den Garten. Die Krücke rutschte auf feuchten Blättern aus, und er fiel hin. Eine Stunde lang lag er hilflos da, ehe man ihn entdeckte. Banker und Mr. Wilmot trugen ihn hinein und riefen den Doktor. Offenbar hatte er sich ziemlich schwer verletzt; die Wunde am Bein war wieder aufgeplatzt, und er mußte bis zu ihrer Verheilung das Bett hüten. Als ich ihn besuchte, sah er nicht mehr verärgert, sondern richtig krank aus.

»Schauen Sie sich nur den alten Narren an, Jessy«, murkte er. »Darenn ich durch den Garten, und im nächsten Augenblick rutscht mir schon die Krücke weg, und ich lieg im Gras. Und jetzt spür ich wieder mein kaputtes Bein. Warum haben Sie mich diesmal nicht gerettet?«

»Ich wünschte, ich wäre zur Stelle gewesen.«

»Jedenfalls müssen Sie mich oft besuchen.«

»Sooft Sie wollen.«

»Es wird Ihnen schon noch überwerden, den alten kranken Mann zu besuchen. Aber bald stehe ich wieder auf -Sie werden sehen.«

»Natürlich.«

»Das verschiebt unsere Abreise nach Australien. Ihnen scheint das allerdings gar nichts auszumachen.«

»Ich hatte mich schon vor Ihrer Abreise gefürchtet.«

»Aber Sie fahren doch mit.«

»Daran habe ich nie richtig geglaubt.«

»Das sieht Ihnen aber gar nicht ähnlich, Jessy. Sie wollten doch gern fahren, oder? In dem Haus wollten Sie doch nicht bleiben? Da ersticken Sie ja! Für einen kühnen Geist wie den Ihren ist das kein Ort. Sie wollen leben, wegziehen, Ihre Flügel ausbreiten. Sie sind eine Spielerin, Jessy. Ja, ja, es stimmt schon. Die Spielleidenschaft steckt Ihnen im Blut

wie mir. Sehen Sie die Sache einfach so an: Nur eine Verspätung, eine Verschiebung. Eines Tages geht es doch nach Australien, das verspreche ich Ihnen.«

»Jetzt müssen Sie aber erst ganz gesund werden.«

»Das überlassen Sie nur mir. Nächste Woche humple ich schon wieder herum.«

Leider sollte aber alles anders kommen.

Der September verging, der Oktober begann, und immer noch heilte die Wunde nicht. Vorher durfte er aber nicht aufstehen. Ben fluchte viel, vor allem auf die Doktoren, und behauptete, sie wüßten gar nicht, wovon sie redeten, aber unruhig machte ihn die Sache doch. Warum wollte diese dumme Wunde nicht heilen? Er hatte nicht die Absicht, im Bett zu bleiben, hatte noch Pläne. Er versuchte, trotz allem aufzustehen, aber die Anstrengung war einfach zuviel, er mußte sich geschlagen geben.

Ich besuchte ihn jeden Tag. Da ich wußte, daß er ab halb drei den Blick nicht mehr von der Tür wandte, kam ich nie zu spät, und ich war glücklich, ihn jedesmal etwas froher zu verlassen, als ich ihn vorgefunden hatte.

Und dann kam eines Tages – wohl gegen Ende Oktober – der Arzt mit einem Kollegen, dessen Meinung er einholen wollte, und man sah auf Oakland Hall nichts als ernste Gesichter. Irgendwas stimmte da nicht: Es steckte mehr dahinter als nur eine Wunde, deren Heilung sich verzögerte. Es mußte das Symptom einer anderen Krankheit sein.

Zuerst meinte Ben, das wäre alles Unsinn, und wollte wiederaufstehen, um es zu beweisen. Das Gegenteil trat jedoch ein: Trotz aller Bemühungen gelang es ihm nicht, und schließlich mußte er zugeben, daß die Ärzte wohl recht hatten.

Als Mann seines Kalibers bestand er darauf, die Wahrheit zu erfahren, und als ich ihn das nächste Mal besuchte, berichtete er mir, was er aus den beiden herausbekommen hatte.

»Ich will jetzt mal ganz ernst mit Ihnen reden, Jessy«, sagte er. »Ich habe sie gezwungen, mir die Wahrheit zu sagen. Sie weigerten sich zwar erst, aber bald sahen sie doch ein, daß sie so was mit mir nicht

machen konnten. »Das ist mein Körper«, sagte ich ihnen. »Und Sie werden mich jetzt nicht wie ein Kind oder ein altes Weib behandeln. Wenn Ben Hennicker ins Gras beißen muß, dann ist das *seine* Angelegenheit. Aber ich will alles in Ordnung hinterlassen.« Tja, und dann haben sie mir gesagt, daß ich eine Blutkrankheit habe: Darum will auch das dumme Bein nicht heilen. Selbst ohne diesen Sturz hätte sich die Krankheit früher oder später gezeigt. So sind die Symptome eben schneller zutage getreten. Sie meinen, daß ich noch höchstens ein Jahr zu leben habe und dieses Bett nicht mehr verlassen werde. Jetzt denken Sie vielleicht, all meine schönen Pläne wären zum Teufel – aber wenn Sie das meinen, kennen Sie Ihren Ben Hennicker schlecht. Es bedeutet nur eine Umstellung, und die Wahrheit wollte ich deswegen erfahren, weil ich dafür Zeit brauche. Können Sie mir folgen?«

»Natürlich.«

»Also, viel Zeit habe ich nicht mehr, ich muß alles vorbereiten. Sehen Sie mich nicht so traurig an. Ich bin ein alter Mann. Ich habe mein Leben gelebt und habe es genossen. Wie eine Kerze lasse ich mich aber nicht auslöschen. Nein, so wird es bei mir nicht gehen. Ich hatte immer schon den Traum, meine Enkel auf dem Rasen herumstolzieren zu sehen.«

»Sie meinen Kinder von Joss?«

»Genau. Hab' sie mir vorgestellt. Kleine, feste Brocken ... genau wie er. Nicht nur eines ... ich will viele haben. Kleine Jungen und Mädchen. Wenn die Mädchen seine Augen erben, werden sie sehr hübsch sein. Ich bin froh, daß er bisher noch keine Anzeichen von Heiratslust gezeigt hat. Und aus einem ganz bestimmten Grund.«

»Welchem denn? So jung ist er doch nicht mehr.«

»Gute dreißig. Mein Gott, wenn ich denke, daß es schon solange her ist, seit er mit seiner Tasche damals über den Rasen gestapft kam. Ich will, daß er die richtige Frau findet, das ist sehr wichtig. Und darum bin ich froh, daß er noch nicht geheiratet hat.«

»Sie wollten mir den Grund dazu sagen«, erinnerte ich.

»Ach, er war schon mal hier und dort verbandelt. Er mag Frauen, und Frauen mögen ihn.« Ben lachte geradezu verliebt, was mich in diesem

Zusammenhang stets irritierte. »Joss ist viel energischer und gründlicher als die meisten Menschen. Das betrifft auch seine Einstellung den Frauen gegenüber. Er sieht sich schon ordentlich um, aber allzu eilig hatte er es bisher nicht, sich festzulegen.«

»Der Mann wird immer attraktiver«, sagte ich sarkastisch. »Jetzt ist er nicht nur arrogant, sondern auch ein Frauenheld.«

»Schließlich ist er ja auch ein Mann: stark, stolz, selbstsicher – alles, was ein Mann sein sollte. Er ist genau wie ich, nur viel größer, hübscher und mit der richtigen Erziehung, denn die hat mir ja gefehlt. Ich habe ihn mit elf in England in die Schule geschickt, da blieb er bis sechzehn. Ein bißchen irritiert hat es mich schon: Es hätte ihn allzusehr verändern können – aber nicht die Spur! Die englische Erziehung hat ihm nur etwas dazugegeben. Als er sechzehn war, weigerte er sich, weiter dortzubleiben. Er brannte darauf, bei mir mitzuarbeiten. War verrückt nach Opalen und Schürfen und allem, was dazugehört. Als ich ihm an dem Abend damals den ›Blitz‹ zeigte, kam ein Blick in seine Augen ... Aber das ist ja alles Vergangenheit, ich will doch über das Jetzt reden. Höchstens ein Jahr, haben sie gesagt. Na schön, vielleicht kann ich's noch ein bißchen länger machen – aber ehe ich abtrete, muß alles in Ordnung sein. Sie könnten mir jetzt in einer Menge Sachen behilflich sein: Briefe schreiben und so weiter.«

»Ich tue für Sie alles, was ich kann, das wissen Sie doch, Ben.«

»Also, der erste Brief geht an meine Anwälte. Die sind in London und in Sydney. Schreiben Sie erst mal an die Londoner Adresse und sagen Sie, daß Mr. Felling mich umgehend hier aufsuchen soll.«

»Natürlich, sofort. Sie müssen mir nur die Details geben.«

»Mr. Felling von der Firma Felling und Caves am Hannover Square. Die genaue Adresse finden Sie in einem Buch dort in der Schublade. Das wäre das erste.«

Ich schrieb den Brief, und dann saß ich wieder an seinem Bett, und er sagte: »Ich bin froh, daß wir noch ein bißchen Zeit füreinander haben.«

»Vielleicht irren sich die Ärzte«, meinte ich. »Das soll ja schon passiert sein.«

»Ja, sicher. Ob es vielleicht doch der Fluch des ›Grünen Blitzes‹ ist? Ich habe Ihnen ja erzählt, daß alle, die ihn besaßen, vom Unheil verfolgt waren.«

»Aber Sie besitzen ihn ja nicht mehr, Sie haben ihn doch vor ... fast zwanzig Jahren verloren.«

»Ja, natürlich. Aber mein Unfall ... Und es heißt, daß meine Blutkrankheit von der Arbeit unter Tag stammt. Vielleicht ist es der Preis, den man für das Schürfen dieser Schönheiten zahlen muß, dafür, daß man sie von ihrem Platz wegholt – eine Art Rache.«

»Aber etwas derartig Schönes sollte doch nicht im Fels versteckt bleiben, das sollte man doch genießen können.«

»Wer weiß, vielleicht ist es eben doch der Fluch des ›Grünen Blitzes‹.«

»Das glauben Sie doch selber nicht, Ben. Als Sie ihn noch besaßen, fehlte Ihnen beispielsweise nicht das geringste.«

Er gab keine Antwort, nahm nur meine Hand und hielt sie eine Weile. »Später werde ich dann Joss kommen lassen.«

»Hierher?«

Er sah mich nachdenklich an. »Ihr Puls wird schneller, Jessy. Der Mann erregt Sie, nicht wahr? Ich meine, der Gedanke daran, ihn zu sehen.«

»Warum sollte er das?« fragte ich. »Ich weiß schon, Sie halten viel von Ihrem Sohn. Aber nach dem, was ich bis jetzt von ihm gehört habe, finde ich ihn nicht sonderlich bewundernswert.«

Er lachte so sehr, daß ich Angst bekam, es könnte ihm schaden. »Hören Sie auf, Ben«, sagte ich streng, »es ist gar nicht so komisch.«

»Doch – weil ich genau weiß, daß Sie Ihre Meinung ändern werden, wenn Sie ihn kennenlernen.«

»Sie wollen ihn also wirklich bitten, hierher zu kommen?«

»Jetzt noch nicht; ich habe ja noch einige Zeit vor mir. Wenn er kommt, dann erst, wenn sich mein letztes Stündlein nähert. Er hat ja draußen zu tun und kann nicht ein Jahr lang hier rumhocken. Aber wenn es aufs Ende zugeht – und ich werde wissen, wann das ist –, dann schicke ich nach ihm. Ehe ich abtrete, muß ich ihm sagen, was ich von ihm will.«

Ich war sehr unglücklich, denn ich sah, wie er von Tag zu Tag schwächer wurde. Er klammerte sich verzweifelt an das Leben, aber eines Tages würde es ihm nichts mehr nützen. Heute in einem Jahr, dachte ich und wurde ganz melancholisch dabei.

Die Wochen vergingen, und ich besuchte Ben jeden Tag. Meine Großmutter wußte natürlich darum und redete auch dagegen, aber sie versuchte nicht, mich zurückzuhalten. Wahrscheinlich war ihr klar, daß ich ihr einfach nicht gehorchen würde.

»Dein Freund, der Herr Bergmann, wird ja bald haben, was er verdient«, sagte sie giftig. »Leute aus unteren Schichten, die da in der Erde herumkrabbeln und es dann den besseren Leuten nachmachen wollen, werden immer Pech haben.«

Ich konnte nicht einmal mit einer meiner Frechheiten antworten, so sehr traf mich sein Schicksal. Immer wieder erzählte er von Australien, und ich ermunterte ihn auch dazu, da es ihn zu beruhigen schien. Oft erwähnte er den ›Grünen Blitz‹, und ein paarmal schien er sich sogar einzubilden, ihn noch zu besitzen.

»Mit Opalen ist das so eine Sache«, sagte er. »Und der ›Grüne Blitz‹ war ja kein gewöhnlicher Edelstein. Diamanten können oft viel wertvoller sein, aber sie scheinen nicht die gleiche Wirkung auf die Menschen zu haben. Wenn Leute sich der Goldsuche verschreiben, ist es eine Art Fieber. Aber nicht um des Goldes willen, sondern wegen der Möglichkeiten, die es seinem Besitzer erschließt. Bei Opalen verhält es sich wohl anders. Ein Goldkorn gleicht dem andern, aber Opale sehen alle verschieden aus. Was es da für Legenden gibt! Aus den Farben lesen die Leute Botschaften heraus. Früher waren sie ein Omen des Glücks. Dann wieder hieß es, daß sie Unglück bringen. Vielleicht, weil sie so zerbrechlich sind. Und ein Stein, den jemand als sein Vermögen und Glück betrachtet hat, verliert dadurch viel an Wert. Ich kannte auch Männer, die in ärgster Geldnot waren und dennoch den Stein nicht hergaben, der sie hätte retten können. So war es auch mit dem ›Grünen Blitz‹.«

»Und doch sagen Sie, daß er der ›Unglücksstein‹ genannt wurde.«

»Um so einen Stein *müssen* sich einfach Legenden ranken. Es war einer der ersten großen schwarzen Opale. Eigenartig, daß nie wieder ein gleichartiger aufgetaucht ist.«

»Wer hat ihn eigentlich gefunden?«

»Ein alter Schürfer ... vor fünfzig Jahren. Er hatte dauernd Pech gehabt. So einer von der Sorte, der gerade dann aufgibt, wenn er kurz vor dem Fund steht ... und dann kommt ein anderer daher und erntet die Früchte seiner Arbeit. Er hieß ›Pechvogel-Jim‹. Bis er eines Tages den Stein seines Lebens entdeckte. Es war ungefähr so wie bei mir mit der ›Grünen Dame‹. Der Felsen brach über ihm ein, man fand ihn tot auf. In der Hand hielt er noch den ›Grünen Blitz‹. Und das war wohl der Moment, wo das Gerücht von dem Fluch geboren wurde, meine ich. Der alte Jim stößt auf den ›Blitz‹ und verliert im gleichen Augenblick das Leben. Sein Sohn fand ihn und den Stein und wußte gleich, was los war. Ein Blick genügte ... obwohl der Stein noch ungeschliffen war. Er wollte ihn sofort nach Sydney bringen, zeigte ihn aber vorher noch ein bißchen herum. Er war einfach zu stolz darauf. Eine alte Eingeborene warnte ihn, daß er den Stein lieber nicht selbst durch den Busch tragen sollte, weil man bereits darüber redete ... der schönste Opal der Welt, und ein Vermögen wert! Da gab er ihn insgeheim seinem jüngeren Bruder und wurde dann selbst von einem Strauchdieb erschossen, der natürlich den Opal nicht fand, weil ihn ja der Bruder hatte. Das war schon der zweite Tote.«

»Und was passierte dann?«

»Er wurde geschliffen und poliert, und das Endergebnis warf jeden um. Die Größe, die Farbe ... man hatte gar nicht gewußt, daß es solche Steine gab. Jetzt besaß ihn also der jüngere Bruder. Ich weiß nur so ungefähr, was mit ihm passiert ist. Seine Tochter ließ sich entführen; er versuchte sie aufzuhalten, und im Kampf mit dem zukünftigen Schwiegersohn fiel er die Treppe hinunter. Nach zwei Jahren schlimmster Schmerzen starb er, aber den ›Grünen Blitz‹ gab er nicht her. Angeblich trug er ihn immer bei sich, so daß er ihn jeden Tag betrachten konnte, und das genügte ihm ... Einfach ihn nur zu besitzen ... das entschädigte ihn für alles, was passiert war. Die Tochter hatte aber

Angst davor. Sie verhökerte ihn später an einen Händler, der kurz später ausgeraubt und mit durchschnittener Kehle aufgefunden wurde. Nachdem der ›Blitz‹ noch durch einige schmutzige Hände gegangen war, gewann ihn der alte Harry eines Tages im Spiel.«

»Glaubte er an die Legende?«

»Ich weiß nur, daß jeder, der den Stein bekommt, ihn um jeden Preis behalten will.«

»Und Sie hatten keine Angst, als er sich in Ihrem Besitz befand?«

»Nein, aber Sie sehen ja, was mit mir passiert ist.«

»Das können Sie dem Stein nicht anlasten. Sie haben ihn ja nicht mehr. Was mag wohl dem passiert sein, der ihn gestohlen hat?«

Er hielt meine Hand fest. »Jessy ...« Ich wartete, was er mir sagen wollte, aber dann schien er sich zu besinnen. Er sah sehr müde aus, und ich meinte deshalb: »Jetzt sollten Sie lieber schlafen, ich werde gehen.«

Merkwürdigerweise protestierte er nicht; ich verließ leise das Zimmer.

Der Januar des nächsten Jahres war herangekommen. Ab und zu besserte sich Bens Befinden derart, daß ich schon dachte, er würde sich entgegen dem Spruch der Ärzte wieder ganz erholen. Dann gab es jedoch wiederum Tage, an denen er total erschöpft war, so sehr er es auch zu verbergen suchte. An einem kalten Februartag – Nordwind blies, es schneite leicht – empfing mich Hanna mit traurigem Gesicht. Im Kamin brannte ein großes Feuer. Sie flüsterte: »Es geht ihm schlechter. Gott helfe uns! Was soll aus uns allen werden?«

»Er hat sicher vorgesorgt«, beruhigte ich sie.

So war ich also schon vorbereitet, als ich in sein Zimmer trat. War es nur das kalte, weiße Licht vom Schneewetter draußen, das seine Haut so blau schimmern ließ? Aber das glaubte ich selbst nicht ganz.

Er lächelte mir entgegen und versuchte, fröhlich zu wirken.

»So was nenne ich ein Röstkastanienwetter«, sagte er. »Mit dem habe ich mal gut verdient ... geröstete Kastanien und Kartoffeln auf einem

kleinen Ofen an der Straßenecke. Herrlich zum Händewärmen. Kalt ist es heute, Jessy.«

Ich ging zu ihm und nahm seine Hände. Sie waren eisig. »Ich kann mich gar nicht mehr erwärmen bei diesem Wetter«, sagte er. Wir sprachen von Australien und den Minen und all den Leuten, die er gekannt hatte, und ich bereitete den Tee für ihn, wobei er mir so gern zusah.

»Ich kann mir Sie gut vorstellen draußen im Busch. Hatte uns beide schon dort gesehen. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt, wie man so sagt. Und heute lenkt er mich ganz schön, liebe Jessy.«

Er schlürfte seinen Tee. »Herrlich stark«, sagte er. »Aber so gut wie draußen im Busch schmeckt er hier doch nicht. Ich wäre gern mit Ihnen mal dorthin gefahren. Unser Tee dort draußen – da würden Sie auch sagen, daß man so etwas Gutes nicht leicht woanders findet. Na ja, Sie lernen es ja ohnehin mal kennen.«

Ich muß wohl sehr traurig dreingesehen haben, denn er fuhr fort: »Kopf hoch, Mädels! Natürlich fahren Sie mal dorthin – dafür Sorge ich schon.«

Ich schwieg bedrückt und ließ ihn weiter seine Phantastereien spinnen.

»Ich denke, Joss sollte jetzt informiert werden«, sagte er plötzlich. »Er muß ja immerhin noch einige Vorbereitungen treffen. Mit dem ersten Schiff kann er nicht gleich losfahren. Er muß erst alles arrangieren.«

»Soll ich ihm schreiben?« fragte ich. Ich nahm Feder und Papier und setzte mich neben das Bett. »Was soll ich ihm denn schreiben?«

»Das möchte ich Ihnen überlassen – es soll ein Brief von Ihnen an ihn sein.«

»Aber ...«

»Los schon! Ich will's so haben.«

Also schrieb ich:

»Lieber Mr. Madden,

Mr. Ben Hennicker hat mich gebeten, Ihnen zu schreiben, daß er sehr krank ist. Er möchte, daß Sie nach England kommen. Es ist sehr wichtig, daß Sie so bald wie möglich abreisen.

Ihre Jessica Clevering«

»Lesen Sie es mir mal vor«, sagte Ben, und ich tat es. »Klingt ein bißchen unfreundlich«, meinte er.

»Wie kann es freundlich klingen, wenn ich ihn noch gar nicht kenne.«

»Ich habe doch schon von ihm erzählt.«

»Vermutlich nichts, was mich freundlicher gestimmt hätte.«

»Dann bin ich wohl schuld, daß ich nicht das Richtige erzählt habe. Wenn Sie ihn erst mal kennenlernen, werden Sie dasselbe wie alle Frauen empfinden ... warten Sie nur ab.«

»Sie wissen genau, daß ich keine dumme kleine Pfauenhenne bin, die den großartigen Pfau anbetet.«

Da lachte er derart schallend, daß ich erneut Angst bekam, es könne ihm schaden. Als er sich wieder zurücklegte, umspielte ein glückliches Lächeln sein Gesicht.

Nach diesem bösen Tag erholte er sich wieder ein wenig, und die Antwort von Josselyn Madden kam schon bald. Sie war an mich auf Oakland Hall adressiert, und Mr. Wilmot reichte sie mir auf einem Silbertablett.

An dem australischen Poststempel und der kühnen Handschrift sah ich sofort, von wem der Brief stammte, und nahm ihn gleich mit zu Ben hinein. Ich las ihm das Schreiben laut vor:

»Liebe Miß Clevering,

vielen Dank für Ihren Brief. Wenn Sie dies lesen, werde ich bereits unterwegs sein. Nach meiner Ankunft reise ich sofort nach Oakland Hall.

Ihr J. Madden«

»Und sonst steht nichts drin?« fragte Ben ärgerlich.

»Aber wieso denn?« meinte ich. »Er braucht uns doch nur mitzuteilen, daß er unterwegs ist.«

Es war April geworden; im Juni wurde ich neunzehn. »Du wirst langsam erwachsen«, sagte meine Großmutter. »Wie anders alles hätte sein

können. Wir hätten dich pflichtgemäß in die Gesellschaft eingeführt. Aber hier ... in diesem Haus ... was können wir da erhoffen? Nicht mal einen Pfarranwärter gibt es für dich. Deine Vorliebe für ungehobelte Gesellschaft kann sogar bewirken, daß dir selbst jene Kreise verschlossen bleiben, denen sich Miriam zugewandt hat.«

»Miriam ist, glaube ich, sehr glücklich.«

»Ganz bestimmt ... vor allem, wenn sie überlegen muß, wovon sie das nächste Essen kochen soll.«

»So schlimm ist es ja nun auch wieder nicht. Zu essen haben sie genug, und das Sparen macht ihr Spaß. Sie ist viel zufriedener, als sie es hier war.«

»Sicher, sie war froh, daß irgendwer sie heiratete. Irgendwer ... egal wer. Ich hoffe, daß dir nicht das gleiche Schicksal blüht.«

»Diesbezüglich brauchst du dir keine Sorgen zu machen.«

Ich war sehr traurig, weil Bens Gesundheitszustand sich erneut verschlimmert hatte. Es ging ihm sichtbar schlechter, und ich mußte immer daran denken, was wohl sein würde, wenn er einmal tot war. Eine düstere Zukunft tat sich vor mir auf. Nach wie vor erfüllte ich jene sogenannten Pflichten, die meine Großmutter für Leute unseres Standes für notwendig hielt, auch wenn unsere Finanzen so beschränkt waren. Das hieß, sich der Armen im Dorf anzunehmen, beim Kirchweihfest einen Stand zu betreuen, bei dem Nähkränzchen im Pfarrhaus mitzuwirken, die Gräber zu schmücken, die Kirche – und was dergleichen Tätigkeiten mehr waren. Ich sah mich schon alt und sauer werden wie Miriam, ehe sie heiratete – aber sie hatte wenigstens ihren Ernest im Hintergrund.

So schrecklich jung war ich nun nicht mehr, eher schon eine Frau, und je älter ich wurde, desto schneller würden die Jahre verrinnen.

An einem windigen Apriltag wanderte ich mittags gerade am Häuschen der Jarmans vorüber. Vor der Kate des Gärtners befanden sich ein schlammiger Teich und ein winziger, von Unkraut überwucherter Garten. Eigenartig, daß Jarman, der tagsüber anderer Leute Gärten in Ordnung hielt, seinen eigenen so vernachlässigte. Wenigstens ein paar Blumen hätten sie sich hier ziehen können, dachte ich, aber auch Ge-

müse. Statt Osterglocken und blühender Büsche gab es nur des Gärtners vielköpfige Kinderschar darin, die einen Höllenlärm vollführte und in einem unvorstellbaren Wust von Abfällen herumkrabbelte.

Einer der Kleinen, etwa drei Jahre alt, schaufelte Sand in einen kleinen Blumentopf und machte »Kuchen«. Er patschte sie mit den Händen zurecht und fuhr sich danach damit über Gesicht und Schürze. Zwei Gören zerrten an einem Seil, und ein viertes Kind warf einen Ball in den Tümpel, daß das Schmutzwasser nur so spritzte – zur größten Freude derjenigen, die davon erwischte wurden. Ich wollte eben die Straße überqueren, als der kleine Bäcker beschloß, den Ball aus dem Wasser zu holen. Er stapfte hinein, griff danach und fiel flach aufs Gesicht. Die anderen Kinder sahen interessiert zu, aber keines dachte daran, das Brüderchen herauszuholen. Es war in unmittelbarer Gefahr, ich mußte also zupacken. So watete ich hinein, hob den Kleinen auf und kehrte zornig mit ihm aufs Trockene zurück.

Während ich da mit dem Kind in meinen Armen stand, bemerkte ich plötzlich, daß ein Reiter uns beobachtete. Das Pferd sah für mich riesengroß aus, ebenso der Mann: wie ein Ritter oder eine Sagengestalt. Mit herrischer Stimme fragte er: »Wo geht's denn hier nach Oakland Hall?«

Eines der Kinder, wohl sechs Jahre alt, rief: »Dort die Straße hinauf.«

Der Reiter sah mich an, als erwarte er, nur von einer Erwachsenen eine Antwort zu bekommen.

Ich bestätigte: »Ja, die Straße lang, dann nach rechts, und nach kurzer Zeit sehen Sie schon das Tor.«

»Vielen Dank.« Er holte mit der Hand ein paar Münzen aus der Tasche und warf sie uns zu. Ich war wütend. Hastig stellte ich den Kleinen nieder und wollte mich bücken, um dem Mann das Geld nachzuwerfen. Aber ehe ich es aufheben konnte, hatten die Kinder schon alles eingesammelt und waren, so schnell sie konnten, mit ihrer Beute davongerannt.

Ich blickte dem Reiter zornig hinterher und wandte mich dann dem Kleinen zu, der sein schlammbespritztes Gesicht zu mir hob und mich fingerlutschend neugierig ansah.

»Du dreckige kleine Kreatur«, fauchte ich. Und dann tat es mir leid, denn er konnte ja nichts dafür. »Ist schon gut«, schwächte ich ab. »Nun aber rein mit dir. Laß dich von einem deiner Brüder oder Schwestern abtrocknen. Und geh ja nicht wieder in den Tümpel!«

Ich marschierte heim und sah in meinem Zimmer sofort in den Spiegel, Schmutz auf der Wange, auf der Bluse, der Rocksaum naß, die Schuhe verkrustet: ein schöner Anblick! Und der Reiter hatte mich für ein Bauernmädchen gehalten. Ich konnte mir schon denken, wer es war. Hatte er nicht nach Oakland Hall gefragt? Und sich höchst arrogant gegeben? Sah er nicht eitel wie ein Pfau aus?

Daß mein erstes Treffen mit ihm ausgerechnet so verlaufen mußte! Ich wußte, daß ich ihn hassen würde.

Am nächsten Nachmittag brachte ich es nicht über mich, hinüberzugehen, denn ich dachte: *Er* wird dort sein, und ich will ihn nicht sehen. Ben hat ja heute *ihn*, seinen kostbaren Pfau. Mich braucht er jetzt wahrscheinlich gar nicht mehr. Solche und ähnliche eifersüchtige Gedanken gingen mir durch den Kopf. Ich sollte mich aber irren.

Maddy klopfte an die Tür. »Hanna hat eine Botschaft für Sie gebracht, von Mr. Hennicker. Sie möchten doch bitte so gut sein und hinüberkommen ...«

Ich zog mich sehr sorgfältig an. Mein blaues Kleid – zwar nicht mein hübschestes, aber es gab mir eine gewisse Würde.

Drüben merkte ich sofort die Veränderung. Gespannte Erregung lag in der Luft. Wilmot begrüßte mich ehrerbietig in der Halle.

»Mr. Hennicker wünscht Sie gleich in seinem Zimmer zu sehen, Miß Clevering.«

»Danke, Wilmot«, sagte ich.

Ich wußte, daß es sinnlos war, ihm die Fragen zu stellen, die mir durch den Kopf schossen. Er war viel zu korrekt, um mir etwa seine Meinung über diesen Besucher anzuvertrauen. Aber dann sah ich Hanna oben an der Treppe; sichtlich hoffte sie darauf, mich abzufangen.

»Oh, Miß Jessica«, sagte sie ganz aufgeregt. »Er ist gekommen ... der Herr aus Australien.«

»Ja?« sagte ich und wartete.

»Du meine Güte!« Ihr Gesichtsausdruck irritierte mich. Hanna war sonst recht vernünftig, jetzt sah sie richtig überdreht aus.

»Er scheint eine merkwürdige Wirkung auf dich zu haben«, meinte ich scharf.

»Mr. Hennicker ist so froh! Ich glaube, das verlängert ihm das Leben. Gestern kam der junge Mann hier herein, als gehörte ihm das alles. Wilmot sagt, wahrscheinlich wird es ihm sowieso gehören. Ich weiß gar nicht, wann ich schon einmal so einen Riesen Herrn gesehen habe. Und wie der redet! Man hört ihn überall. So eine volle Stimme! Herr im Himmel, der weiß, was er will! Wilmot meint, er wäre irgendwie verwandt, angeblich ein Sohn. Aber Mr. Hennicker war doch nicht verheiratet? Außerdem heißt der Herr Madden.«

»Wahrscheinlich soll ich ihn jetzt kennenlernen«, unterbrach ich sie. »Dann muß ich mir wohl deinen« – beinahe hätte ich »Pfau« gesagt, verschluckte es aber rechtzeitig – »deinen Riesen Herrn mit der vollen Stimme anschauen. Er scheint dich ja völlig verhext zu haben.«

Ich ließ sie stehen und wußte genau, daß sie dachte, ich sei heute wohl sehr eingebildet. Als ich an Bens Schlafzimmertür klopfte, hörte ich ihn sagen: »Das wird Jessica sein.« Laut rief er dann: »Kommen Sie herein, Liebste.« Ich ging hinein. Ben saß in seinem Stuhl neben dem Bett. Er trug seinen Morgenrock und hatte eine Decke über den Knien. Eine riesige Gestalt erhob sich und kam auf mich zu. Es ärgerte mich, daß ich so weit hinaufblicken mußte. Natürlich war es jener Mann, der vor Jarmans Häuschen nach dem Weg gefragt hatte. Er nahm meine Hand und hielt sie ein wenig zu lange fest.

»Da sehen wir uns also wieder«, sagte er.

»He, was ist denn los?« rief Ben. »Kommt mal her, ihr zwei – ich will euch richtig vorstellen. Es ist eine sehr wichtige Begegnung. Ich möchte, daß ihr euch gut kennenlernt, und glaube, daß ihr aneinander Gefallen finden werdet. Das habe ich eigentlich noch nie bezweifelt. Ihr seid von der gleichen Art.«

Unwillkürlich zog ich ein verärgertes Gesicht darüber, daß ich mit diesem Mann verglichen wurde. Dann bemerkte ich seine Augenfarbe. Es war wirklich das leuchtende Dunkelblau der Pfauenfedern. Eine ziemlich große, etwas gebogene Nase – ein Zeichen der Arroganz, die ich in ihm vermutete – spannte sich hinunter zu ziemlich breiten dünnen Lippen, die Zynismus oder Sinnlichkeit oder auch beides verrieten. Nicht allzu hübsch, das Gesicht – aber außergewöhnlich. Eines, das man in einer Menge nicht übersah und nicht vergaß. Die braune Samtjacke und die schneeweiße Krawatte wiesen erneut auf seine Eitelkeit, die braunen Reitstiefel und Kordhosen waren männlich bequem.

Am wenigsten gefiel mir sein spöttischer Ausdruck, der anzeigte, wie gut er sich an meinen Anblick gestern erinnerte – aus einem schlammigen Teich steigend, ein schmieriges Kind in den Armen. Sein erster Eindruck von mir, den er wohl nicht sobald vergessen würde.

»Wir kennen uns schon, Ben«, erklärte er.

»Dann erzähl mir, wieso?«

Ich sagte rasch: »Gestern nachmittag, als ich bei den Jarmans vorbeispazierte, fiel gerade in diesem Moment eines der Kinder in den Teich. Ich holte es heraus und Mr ... äh ...« Ich machte eine Kopfbewegung zu ihm.

»Sie müssen ihn Joss nennen, Liebste«, sagte Ben. »Wir wollen doch hier nicht förmlich sein – dazu sind wir viel zu gut befreundet.«

»Ich kenne ihn aber gar nicht«, protestierte ich.

»Aber wir haben uns doch bereits gesehen?« sagte Joss Madden nochmals spöttisch.

»Nun – Mr. Madden kam gerade vorbei und fragte nach dem Weg«, setzte ich hinzu. »Und bezahlte für die Auskunft.« Ich wandte mich ihm zu. »Das wäre weiß Gott nicht nötig gewesen. Hätten die Kinder das Geld nicht geschnappt, würden Sie es zurückerhalten haben.«

Ben lachte. »Na, so was! Und ihr habt einander nicht erkannt?«

»Da ich wußte, daß er dieser Tage aufkreuzen würde, nahm ich an, daß er es sei. Seine Handlungsweise paßte zu dem, was ich von ihm gehört hatte.«

Joss Madden lachte – ein ganz kurzes bellendes Lachen, das explodierte und gleich darauf schon wieder verstummte. »Hoffentlich soll das ein Kompliment sein«, sagte er. »Jedenfalls fasse ich es als solches auf.«

»Das bleibt ganz Ihnen überlassen«, antwortete ich.

Ben hatte sein breites Grinsen aufgesetzt.

»Schön, daß du dich so gut mit Jessica verstehst«, sagte er. »Und nun setzt euch mal und macht es euch bequem. Wir müssen eine Menge bereden, und ich weiß nicht, wieviel Zeit mir noch bleibt.«

»Nicht doch, Ben!« rief ich. »Es wird Ihnen jetzt viel besser gehen, wo er ... wo Mr. Madden da ist.«

»Wir wollen der Wahrheit in die Augen sehen«, sagte Ben. »Das ist immer die beste Methode – stimmt's, Joss?«

»Ich denke schon«, antwortete der.

»Jetzt bringt erst mal eure Stühle her, auf jede Seite einen. So, diesen Moment habe ich mir schon lange gewünscht. Gönn mir ruhig mal den Luxus, sentimental zu sein. Ein armer alter Mann, dem nicht mehr viel Zeit bleibt, hat das Recht dazu. Es gibt zwei Menschen auf der Welt, die mir mehr als alles bedeuten, und ich habe mir etwas zum Herzenswunsch gemacht – nämlich, daß sie zusammen sein sollen, zusammenarbeiten.«

Ich fühlte Joss Maddens Blick auf mir: Er schien mich abzuschätzen, in einer Art, die mich abstieß. Kein Mann hatte mich bisher so taxiert. Irgendwie wurde ich mir dadurch meiner selbst bewußt. Arrogant und kämpferisch hatte ich ihn mir vorgestellt – aber nicht geahnt, daß er Gefühle in mir erwecken würde, wie ich sie noch nie gespürt hatte ... Mir fiel plötzlich ein, daß meine Haare in der starken Brise draußen ganz unordentlich geworden waren und daß das Kleid mir nicht allzu gut stand. Am Vortag, als ich aus dem Teich kam, mußte ich entsetzlich ausgesehen haben.

Ungewöhnlich schrill hörte ich mich sagen: »Zusammenarbeiten? Was meinen Sie damit?«

»Tja, darauf komme ich noch. Joss glaubt offenbar, daß es noch zu früh dafür sei – daß ihr beide erst besser miteinander bekannt werden müßtet. Stimmt's?«

»Miß Clevering fühlt sich vielleicht überrumpelt. Laß sie sich ein paar Tage an mich gewöhnen.«

»Ich verstehe nicht ganz!«

»Eine ganz einfache, praktische Sache«, antwortete Joss Madden.

»Sind Sie ein praktisches Mädchen, Miß Clevering?«

»Ihr sollt nicht so förmlich miteinander sein«, unterbrach ihn Ben.

»Sind Sie ein praktisches Mädchen, Jessica?« wiederholte Joss.

»Ich denke schon.«

»Ja, so wirken Sie wenigstens. Ich würde sagen, daß Sie stolz darauf sind, eine vernünftige junge Frau zu sein.«

»Ein solcher Stolz scheint mir auch nur vernünftig zu sein.«

»Schnell und ohne Umschweife – das wird vieles erleichtern.«

»Ich sehe schon«, sagte Ben, »ich habe vorgegriffen. Wißt ihr, was: Morgen unterhalten wir uns richtig, alle drei.«

»Eine gute Idee«, meinte Joss.

»Na schön«, sagte Ben. »Das wäre dann geregelt. Und jetzt erzähl mir von drüben.«

»Das Wichtigste habe ich ja schon berichtet«, sagte Joss lachend. »Alles läuft so glatt, wie man es sich nur wünschen konnte. Es gibt keine größeren Probleme. Beim Derry Creek haben wir eine gute Ader entdeckt.«

»Schöner schwarzer Opal? Nicht zu sehr durchsetzt? Das freut mich! Wie macht sich Jimson Laud?«

»Ganz gut.«

»Das klingt recht vage.«

»Genau wie Jimson ist.«

»So ein Draufgänger wie du kann eben nicht jeder sein. Jimson ist ein Zahlenmensch, die regen sich nicht schnell auf. Aber Buchhaltung ist nun einmal auch wichtig. Und Lillas?«

»Wie immer.«

»Und Mrs. Laud?«

»Die ganze Familie hat sich seit dem letztenmal kaum verändert.«

Ben blickte ins Leere. Er flüsterte: »Mein Gott, wie gern ich die Pfauen noch einmal sehen würde. Ich habe ja alles noch so gut vor Augen –

jeden Ziegel liebe ich dort ... jeden Grashalm. Ganz anders als hier ist es natürlich. Die Sonne, diese brennende Sonne ... Die Trockenheit. Wie war's denn, als du abfuhrst?«

»Staubtrocken. Einige Meilen von uns entfernt gab es Waldbrände.«

»Eine dauernde Gefahr, Jessica«, erklärte mir Ben. »Sie werden dort vieles anders finden als hier, stimmt's, Joss?«

»Wenn sie deine Bedingungen akzeptiert.«

»Bedingungen?« wollte ich wissen. »Was für Bedingungen?«

»Warst du nicht der Ansicht, es sei noch zu früh, um darüber zu reden?«, sagte Ben.

»Genau«, antwortete Joss Madden. »Wenn wir jetzt davon anfangen, wird sie es glattweg ablehnen. Du mußt Miß Clevering Zeit lassen ... ich meine Jessica. Du bist kein Marionettenspieler, Ben, der einfach an den Schnüren ziehen kann. Stimmt's, Jessica?«

»Aber ich habe nicht die geringste Ahnung, wovon Sie reden. Vielleicht sollten Sie mir das Geheimnis doch gleich erklären.«

Ben sah Joss an, der schüttelte den Kopf. Dann sagte Ben: »Vorher muß ich dir noch etwas eröffnen, Jessica. Joss weiß es schon. Ich sag es dir dann, wenn wir allein sind, und dann wirst du mich begreifen.« Er warf Joss einen vielsagenden Blick zu. Das mysteriöse Getue hatte mich überaus neugierig gemacht; ich konnte mir keinen Reim darauf bilden.

»Aha, ein Wink mit dem Zaunpfahl«, sagte Joss. »Ich gehe mal in die Ställe. Mal sehen, ob ihr was Vernünftiges zum Reiten draußen habt.«

»So eine Frechheit!« meinte Ben lachend. »Wir züchten hier gute Pferde, das laß dir nur gesagt sein. Jedenfalls bessere als dein Mietgaul.«

»Hoffentlich. Die hatten nichts Besseres dort, drum mußte ich den Klepper nehmen. Soll ich euch also allein lassen? Dann könnt ihr euch unterhalten. Bis später, Jessica.«

Kaum war er hinausgegangen, wandte sich Ben an mich: »Wie finden Sie ihn?« fragte er begierig.

»Genauso, wie ich ihn mir vorgestellt habe.«

»Ich habe ihn also gut beschrieben?«

»Mein Urteil beruht auf Ihren kleinen Anekdoten.«

»Und er gefällt Ihnen?«

Ich zögerte. Ich wollte Ben ja nicht wehtun, indem ich ihm klarmachte, daß ich Joss mit jeder Minute weniger leiden konnte.

Sehr vorsichtig sagte ich deswegen: »Ich kenne ihn wohl noch zuwenig.«

»Das wird sich bald ändern. Ich hätte ihn doch früher herbitten sollen.«

»Sie wollten mir erklären, worauf das alles vorhin hinaussollte. Jetzt raus mit der Sprache!«

Diesmal zögerte er. »Ich weiß nicht, wo am besten beginnen. Ich habe mich wohl irgendwie geirrt, und es tut mir leid. Aber es ist trotzdem eine gute Sache, das werden Sie gleich verstehen; es hat mit dem ›Grünen Blitz‹ zu tun.«

»Der scheint wohl überall im Mittelpunkt zu stehen«, sagte ich trocken.

»Was ich davon erzählt habe ... wie ich ihn gewonnen habe, das stimmt alles. Ich habe ihn erworben, und er hat mein Leben verändert. Eigentlich merkwürdig! Sicher, die ihn vorher besaßen, waren vom Unglück verfolgt: Ich wußte, daß mich jetzt alle beobachteten und warteten, was nun geschehen würde. Mein Leben war damals wahrscheinlich mehr als einmal in Gefahr. Gewisse Leute hätten mir um des Steines willen durchaus die Kehle durchgeschnitten oder mich erschossen. Ich hielt heiße Ware in den Händen, und irgendwie würde ich mich daran verbrennen, das war klar.

Dann kam der Tag, wo wir alle hier waren und ich ihnen den Stein zeigte; das wird Ihnen jetzt weh tun, Jessy. Ich wollte es Ihnen nicht sagen. Sie haben ein solches Idealbild von Ihrem Vater und seiner Liebe zu Ihrer Mutter, und es ist auch ganz in Ordnung, daß junge Damen so für ihre Eltern empfinden. Aber es verhielt sich eben doch ein wenig anders. Ihre Mutter war eine liebe, süße Person, Ihnen sehr ähnlich, ja, sehr ... Ich war ganz schön verliebt in Ihre Mutter.«

»Ja, das weiß ich.«

»Ich dachte mir, sie zu heiraten, würde alles so schön abrunden: Sie würde wieder ins alte Haus einziehen ... Ich dachte an unsere Kinder

und meinen Namen auf dem Familienstammbaum in der Halle. In Australien konnte ich sie mir allerdings nicht vorstellen ... wie etwa Sie. Sie war zarter, fast zerbrechlich. Und dann kam Desmond daher. Ein hübscher junger Kerl, und reden konnte der!

Ein Filou obendrein. O ja, das muß ich leider sagen. Er war schon weit durch die Welt gekommen und hatte dabei einiges gelernt. Mit den Damen verstand er es prächtig. Nun, als er hierher kam, um mich zu überreden, daß ich in sein Projekt investieren würde und wir auf David Croissant warteten, fing er etwas mit Ihrer Mutter an, und auf seine Art war er wohl auch wirklich verliebt in sie. Sie war unschuldig und glaubte ihm jedes Wort. Vielleicht hätte er sie geheiratet; ich denke schon. Aber so, wie dann alles lief, konnte er nicht.

Ich war wahnsinnig böse auf ihn ... böse auf seine Jugend und sein Aussehen, auf seinen Erfolg bei Frauen. Dann kam der Abend, wo ich ihnen den ›Grünen Blitz‹ zeigte. Ich merkte, wie es Desmond packte, er konnte den Blick nicht mehr von ihm wenden. Er nahm den Stein in die Hand, ich sehe es noch wie heute: Begierde! Ein anderes Wort gibt es dafür nicht. Verrückte, irrsinnige Begierde ... wie Durst in der Wüste. Sie gucken mich so skeptisch an, weil Sie es eben noch nie erfahren haben, aber ich bemerkte es, und ich wußte, was das Ergebnis sein würde, und bereitete mich darauf vor. Als ich an jenem Abend zu Bett ging, ließ ich meine Tür offen und blieb angezogen sitzen. Horchte auf heranschleichende Schritte und pirschte mich dann hinüber ins Arbeitszimmer. Da stand er am Safe und hatte den Stein in der Hand. ›Was tun Sie da?‹ fragte ich. Er starrte mich nur an – leichenblaß. ›Erst verführen Sie die kleine Jessica, und jetzt wollen Sie den Grünen Blitz stehlen. Wenn Sie ihn haben – was würden Sie damit tun? Dann können Sie nur von hier verschwinden – so schnell wie möglich ... Für den Opal würden Sie das Mädchen verlassen, stimmt's? Sie haben ja gar nicht verdient, weiterzuleben.«

»Ben!« rief ich. »Sie haben meinen Vater ermordet!«

Er schüttelte den Kopf. »Nein ... das nicht. Obwohl ich eine Pistole in der Hand hielt und es auch beinahe getan hätte. Aber dann dachte ich: Nein! Das Blut dieses Menschen soll nicht über mich kommen, er ist es

nicht wert. Und so sagte ich nur: ›Ich habe Sie in flagranti ertappt. Sie legen jetzt den Opal zurück und verschwinden von hier, aber schnell! Lassen Sie sich nie mehr hier sehen und auch nicht draußen auf Ihrem Gebiet, sonst soll alle Welt erfahren, was für ein Gauner Sie sind. Raus mit Ihnen! Verlassen Sie mein Haus! Sofort! Ihre Taschen haben Sie ja sicher schon gepackt.‹ Mein Gott, war ich wütend auf ihn. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich zurückhalten mußte, die Pistole nicht abzudrücken. Aber das wäre dumm gewesen ... Eine Menge Scherereien ... und mir hätte es nichts geholfen. Also legte er den Opal zurück, und ich ließ ihn vor mir her in sein Zimmer gehen. Ja, da standen sie schon, seine Taschen ... fertig gepackt. Er hatte den Opal holen und dann damit abhauen wollen, wie ein Dieb in der Nacht: Und das war er ja auch.«

»Sie haben ihn also weggeschickt – von meiner Mutter weggeschickt!«

»Er wäre nichts für sie gewesen. Und er hatte ja gewußt, daß er verschwinden mußte, wenn er den Stein stahl. Alles so geplant: Wollte den ›Grünen Blitz‹ nehmen und sich aus dem Staub machen.«

»Meine arme Mutter!«

»Es hatte schon einige Frauen in seinem Leben gegeben, nichts von Dauer, das wußte ich. Ich wollte ihn aus dem Weg haben ... um ihretwillen. Daß Sie schon unterwegs waren, wußte ich damals nicht, sonst hätte ich vielleicht anders gedacht.«

»Und dann haben Sie behauptet, er hätte den Opal gestohlen.«

»Deswegen erzähle ich Ihnen ja das alles. Ich wußte, daß er nicht zurückkommen würde und sich auch in Australien nicht zeigen durfte, wo man sehr streng ist mit Verbrechern; das muß so sein. Diebe und Mörder werden dort ohne viel Federlesens gehängt. Also konnte er auf seinem Schürfgebiet nicht mehr auftauchen. Darüber war er sich auch völlig im Klaren, als er zum Safe ging. Hatte alles riskiert, nur wegen des einen Steines – solch eine Wirkung übte der aus! Da dachte ich mir: Ich lasse die Leute in der Annahme, daß er den Stein hat, dann wird mich niemand mehr berauben wollen, niemand mir Böses wünschen oder vermuten, daß mir etwas zustoßen könnte. Bald danach fuhr ich wieder nach Australien und nahm den Stein mit.«

»Weiß Joss davon?«

»Ja, er weiß es jetzt, ich habe es ihm auch gerade erst erzählt. Sie dürfen mir glauben, Jessy: Wenn ich gewußt hätte, daß Ihre Mutter Sie bereits unter dem Herzen trug, hätte ich anders gehandelt. Warum sagen Sie denn nichts?«

»Ich bin einfach schockiert.«

»Das liegt doch alles lange zurück. Ihr Leben beginnt ja erst. Sie werden glücklich sein und alles haben, was Ihre Mutter nicht hatte. Das Leben wird für Sie ein großes Abenteuer werden.«

»Ich kann aber nicht an die Zukunft denken, ich muß immer an meine Mutter denken.«

»Das müssen Sie jetzt alles vergessen.«

»Wo mag mein Vater sein?«

»Der fällt immer auf seine Füße ... jedenfalls tat er es damals.«

»Und all die Jahre haben Sie zugelassen, daß er unter solchem Verdacht steht – und meine arme Mutter ...«

»Sie hätte diesen Verzweiflungsschritt nicht tun dürfen.«

»Dazu wurde sie doch getrieben!«

»Nein, Jessy, keiner von uns wird getrieben. Wir handeln nach freiem Willen. Und wenn uns das Leben unerträglich wird, dann dürfen wir niemanden dafür verantwortlich machen als uns selbst.«

Ich wandte mich ab. Alles lebte ich noch einmal durch. Mein Vater beim Safe, Ben, wie er ihn hinausdrängte ... Seine gepackten Taschen, das Zeichen, daß er mit der Beute verschwinden wollte, während meine arme Mutter zurückblieb, die mich zur Welt brachte und dann sich selbst zerstörte ...

Ben streichelte meine Hand.

»Denken Sie nicht schlecht von mir, Jessy«, bat er. »Ich werde nicht mehr lange auf dieser Erde weilen. Solche Bitterkeit am Ende könnte ich nicht ertragen. Ich bin ein heftiger Mensch, habe immer gefährlich gelebt. Ich habe mein Leben lang kämpfen müssen, das hat mich hart und stark gemacht und erbarmungslos. Vielleicht lege ich weniger Wert auf Moralbegriffe, als ich sollte. Da draußen gab es Leute, die mich für den Opal getötet hätten. Begreifen Sie das? Sagen Sie – können Sie es begreifen?«

»Ja.«

»Und wir beide haben uns doch gern gehabt, oder? Hat sich Ihr Leben nicht verändert, seit wir uns kennen? Zum Guten verändert?«

»Doch, und ich mag Sie ebenfalls, Ben.«

»Dann haben Sie dabei auch bestimmt etwas gelernt. Wenn man jemanden mag, so gibt es dafür eigentlich keine Gründe, keine Vernunftgründe – und was immer der andere tut, stört einen nicht ... Jedenfalls nicht bei echten Gefühlen.«

»Sie haben recht, ich könnte Sie nie hassen. Es ist mir schrecklich, daran zu denken, daß Sie einmal nicht mehr ...«

»Macht nichts, mein Kind, denn ich lasse Ihr Leben ja nicht leer zurück. Es kommt noch Besseres als vorher, das kann ich Ihnen versprechen, wenn Sie mir zuhören und meinen Rat beherzigen wollen. Ich weiß eine ganze Menge über die menschliche Natur und kenne Sie daher besser als Sie sich selbst. Morgen werde ich mit Ihnen darüber sprechen. Für heute reicht es. Sie gehen Risiken nicht aus dem Weg, genau wie ich, und jetzt müssen Sie einmal auf die Zukunft setzen. Ich habe es immer getan. Sie wollen sich doch nicht vom Leben abwenden, Ihre restliche Zeit in diesem alten Haus drüben verbringen?«

»Ach, Ben«, seufzte ich, »wenn's doch nur alles ein wenig anders verlaufen wäre – das mit meinem Vater. Und der ›Grüne Blitz‹ ist noch immer in Ihrem Besitz, mit seiner bösen Aura? Hatten Sie deshalb den Unfall? Sind Sie deshalb krank geworden?«

»Das werden manche Leute behaupten. Aber ich habe nie bereut, ihn zu besitzen; er hat mir viel bedeutet. Oft bin ich mitten in der Nacht aufgestanden und habe ihn mir angesehen ... Hatte das Gefühl, daß er mir sagte: Mach weiter, genieße dein Leben ... auch wenn es gefährlich ist. Ich gehöre dir, und wenn du schon für mich zahlen sollst, dann tu es fröhlich.«

»Weiß Joss alles über meinen ... meinen Vater und meine Mutter?«

»Ja.«

»Und der ›Grüne Blitz‹ gehört ihm, wenn ...«

»Wenn ich sterbe. Ach, ich habe große Pläne, aber darüber müssen wir morgen alle drei reden.«

»Sagen Sie es mir jetzt – bitte!«

»O nein. Sie haben für heute genug zu verdauen. Ich mußte Ihnen erst einmal reinen Wein einschenken. Machen Sie sich keine Gedanken, Jessy. Ich möchte meine letzten Wochen froh verbringen. Viele habe ich nicht mehr vor mir.«

»Ben, sagen Sie doch bitte nicht so was!«

»Gut, gut, ich höre schon auf. Jetzt gehen Sie heim, und morgen nachmittag kommen Sie wieder. Dann erzähle ich Ihnen meine Pläne. Kopf hoch, mein Mädchen!«

Da verließ ich ihn und machte mich ganz verstört auf den Weg nach Hause. Erst das Treffen mit Joss Madden und dann diese Enthüllungen!

Nach einer schlaflosen Nacht blickte mir am Morgen ein elendes Gesicht aus dem Spiegel entgegen. Warum kümmerte ich mich plötzlich so um mein Aussehen? Natürlich wegen Joss. Er hatte eine Art, mich abschätzend anzusehen, und etwas war in seinem Gesichtsausdruck, das mir das Blut in die Wangen trieb. Ich grübelte über ihn nach, über Bens Worte, daß er Frauen gern habe. Den Typ kenne ich, dachte ich – ob ihn jede Frau unwiderstehlich findet? Ein merkwürdiger Mensch. Aber Bens Geständnis beschäftigte mich noch zu sehr, als daß ich mich im Moment allzusehr mit Joss Madden beschäftigen wollte. Am liebsten hätte ich ihn ganz aus meinen Gedanken verbannt; er schlich sich jedoch immer wieder ein.

Nachmittags warteten die beiden schon sichtlich ungeduldig auf mich.

»Endlich«, sagte Ben. »So, setzen Sie sich.« Diesmal lag er im Bett – die Aufregungen des Vortages hatten ihn wohl erschöpft. Er sah auch nicht sonderlich gut aus, um den Mund war wieder dieser bläuliche Schatten.

»Zu meinen Seiten, ihr zwei«, befahl er, und dann starrten mich die pfauenblauen Augen an. Wieder beschlich mich dieses unangenehme Gefühl, das Joss Maddens beobachtender Blick immer in mir entfachte.

»Also, um zum Anfang zu kommen. Ich muß bald sterben, obwohl ich das keineswegs beabsichtigte. Hatte noch so vieles sehen wollen. Einer meiner liebsten Träume war es, meine Enkel hier oder auf dem Rasen vor dem Haus drüben in Australien spielen zu sehen. Kleine Kinder hatte ich ja nie um mich – außer Joss, als er damals mit seiner Tasche über den Rasen kam. Aber der war eigentlich nie richtig Kind. Schon damals ein stämmiger Brocken. Geredet hast du wie ein Mann und gehandelt wie ein Mann! Daß du nie geheiratet hast, hat mich stets irritiert, bis ich hierher kam und Miß Jessica Clevering kennengelernt habe ... Für die Cleverings hatte ich immer schon was übrig. Ich kann euch gar nicht sagen, wie sehr ich mir gewünscht habe, selbst einer zu sein, wenn ich den Stammbaum in der Halle betrachtete. Und darum möchte ich auch unbedingt unser Blut mischen ... das des Jungen, der am Radcliffe Highway Kuchen verkaufte, und derjenigen, die mit den Königen historische Schlachten schlugen. Derjenigen, die reich geboren wurden, und der anderen, die sich ihren Weg nach oben erkämpfen mußten. Für die zukünftigen Generationen kann es wohl keine bessere Mischung geben.«

Ich hob den Blick und begegnete wieder diesem dunkelblauen starren. Worauf wollte Ben hinaus? Nein, das konnte doch wohl nicht möglich sein ...! Ich versuchte, in Joss Maddens Augen zu lesen: sicher war er genauso entsetzt wie ich.

»Und darum möchte ich, daß ihr zwei Freunde seid – mehr als Freunde. Schlicht gesagt: Ich möchte, daß ihr heiratet. Jetzt bleiben Sie erst mal ruhig, Jessy. Ich weiß schon, es ist ein Schock für Sie. Aber Sie haben noch nicht alles erfahren. Joss wird Ihnen ein guter Ehemann sein ... wenn Sie ihm seinen Willen lassen. Und Jessica wird dir eine gute Frau sein, wenn du sie sorgsam behandelst.«

Ich sagte wütend: »Ben, bitte lassen Sie uns diese Farce beenden! Erstens werde ich Mr. Madden nie seinen Willen lassen, und zweitens kann ich auf eine sorgsame Behandlung seinerseits verzichten.«

»Da kannst du selbst sehen, Joss, wie temperamentvoll unsere liebe Jessy zu werden vermag. Aber das macht dir ja nichts. Du willst doch keine sanfte kleine Taube, oder?«

Joss antwortete nicht. Ich hatte das Gefühl, daß er mich genauso entsetzt betrachtete wie ich ihn.

»Jetzt seid ihr also einigermaßen vorbereitet«, fuhr Ben fort, »und meine Zeit wird immer kürzer. Wer weiß, wann es für mich soweit ist? Vielleicht schon morgen oder übermorgen, möglicherweise auch erst in einem halben Jahr. Wir wissen nur, daß es irgendwann kommt. Darum möchte ich, daß die Hochzeit sobald wie möglich stattfindet, damit ich dieser Sache sicher bin. Dann kann ich in Ruhe meinen Tod abwarten.«

»Ja ist Ihnen denn überhaupt klar, was Sie da vorschlagen!« rief ich konsterniert.

»Durchaus, meine Liebe. Ich trage diesen Gedanken schon lange mit mir herum. Gleich nachdem ich Sie kennenlernte, schoß es mir durch den Kopf: Die paßt für Joss. Das ist das Mädchen, von dem ich mir Enkel wünsche. Wochenlang habe ich an nichts anderes gedacht.«

»Aber du siehst doch«, sagte Joss, »daß Miß Clevering entsetzt ist über deinen Plan. Du wirst ihn aufgeben müssen.«

Zum erstenmal blickte ich ihn verständnisinnig an.

»Heiraten ist immer ein Vabanque-Spiel«, sagte Ben. »Und ihr seid doch beide Spielernaturen. Wenn wir alles bedenken, was damit zusammenhängt, werden Sie mir schon zustimmen, Jess. Joss ist schon auf halbem Weg dahin.«

»Nein!« widersprach er. »Jetzt nicht mehr, wo ich Miß Cleverings Widerwillen gesehen habe.«

»Stolz ... stolz wie ein Pfau! Du hast immer gedacht, daß es nach deinem Kopf geht, was?« Ben wandte sich zu mir. »So ist er eben. Und warum seid ihr beide so dickköpfig? Jessica ist doch ein attraktives Mädchen! Und Sie, Jessica, müssen doch zugeben, daß Joss ebenfalls ein recht stattliches Aussehen hat. In ganz England und Australien könnten Sie keinen besseren Gefährten finden. Seid doch vernünftig, ihr beiden. Es ist mein letzter Wunsch – den könnt ihr mir doch nicht verweigern.«

»Und ob wir das können«, sagte Joss. »Ben, du bist unverschämt!«

»Das weiß ich«, gab der kichernd zu. »Aber noch nie habe ich mir etwas so gewünscht. Ich kann nur in Frieden sterben, wenn ihr beide ein Paar seid. Ich weiß, daß es richtig ist – ich kann in die Zukunft sehen.«

Ich dachte: Ben ist verrückt geworden. Früher hätte er nie so gesprochen.

»Jetzt hört mir einmal zu«, fuhr er fort. »Ich habe schon alles arrangiert. Alles gehört euch- bis auf ein paar kleine Legate – wenn ihr heiratet.«

»Und wenn nicht?« fragte Joss.

»Dann, mein lieber Joss, kriegst du nichts ... absolut nichts.«

»Aber, hör mal, Ben ...«

»Man kann nicht mit einem Sterbenden über seinen Nachlaß diskutieren«, sagte Ben streitlustig. »Keiner von euch kriegt einen Penny ... wenn ihr nicht heiratet. Und dabei bleibt es. Willst du dir die Company aus den Händen nehmen lassen, Joss?«

»Das kannst du doch nicht tun!«

»Das werden wir schon sehen. Jessica, wollen Sie den Rest Ihres Lebens bei Ihrer sauertöpfischen Großmutter verbringen ... sie pflegen, wenn sie hinfällig wird? Oder wünschen Sie sich ein Leben voller Aufregungen und Abenteuer? Sie können selbst wählen. Ihr habt beide recht: Zwingen kann ich euch nicht, nein, bestimmt nicht. Aber es euch sehr unbequem machen, wenn ihr nicht tut, was ich will.«

Unsere Blicke kreuzten sich. »Das ist doch absurd«, fing ich an, aber Joss sagte nichts mehr. Offensichtlich dachte er über die Drohung nach. Auch mir hatte Ben ein schönes Bild gezeichnet. Ich sah mich zehn, zwanzig Jahre später, mit verkniffenen Lippen, wie sie sich bereits bei Miriam zeigten ... Kirchen dekorieren, Basare für die Armen abhalten, immer älter werden, saurer werden, weil das Leben an einem vorbeigegangen ist. Ben wußte, was ich dachte.

»Es ist ein Glücksspiel«, sagte er. »Das dürft ihr nicht vergessen. Was wollt ihr jetzt tun?«

Er legte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen. Ich stand auf und wandte mich verwirrt zum Gehen.

»Ich habe Ihnen eine schöne Nuß zum Knacken gegeben, was?« Die Sache schien ihn zu amüsieren.

Joss Madden begleitete mich bis zum Eingangstor.

»Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Abend«, sagte ich.

»Es war wohl ein Schock für Sie?« meinte er.

»Allerdings. Was ja wahrscheinlich verständlich ist.«

»Ich dachte, jungen Damen Ihrer Gesellschaftskreise wählt man des öfteren die Ehemänner aus?«

»Dadurch wird die Sache nicht besser.«

»Es tut mir leid, daß ich Ihnen so zuwider bin. Das haben Sie ja deutlich genug gezeigt.«

»Sie haben auch nicht gerade über die vorgeschlagene Heirat gejubelt.«

»Wir sind wohl beide Menschen, die lieber eigene Entscheidungen treffen.«

»Ich glaube, Ben hat den Verstand verloren.«

»Da ist *er* aber ganz anderer Ansicht. Ihr Cleverings habt ihn behext – er will unbedingt euer blaues Blut in unsre Familie bringen.«

»Er wird sich einen anderen Weg ausdenken müssen.«

»Wenn *Sie* nicht mitmachen wollen, wird er kaum einen finden.«

»Würden *Sie* denn zustimmen?«

Ich war vor Überraschung stehengeblieben und sah ihn forschend an. Er verzog die Lippen zu einem spöttischen Lächeln. »Für mich steht viel auf dem Spiel.«

»Ich muß jetzt gehen. Auf Wiedersehen.«

»*Au revoir!*« rief er mir noch über den Rasen nach.

Wie im Traum ging ich nach Hause zurück. Beim Eintreten fiel mir der altbekannte Geruch nach Zitronenwachs auf, an den ich mich eigentlich in den ganzen Jahren schon hätte gewöhnen müssen. Auf dem Tisch in der Halle stand eine Blumenschale – Flieder und Tulpen, von meiner Großmutter ordentlich, aber ohne jeden Geschmack arrangiert.

Aus dem Salon hörte ich Stimmen: die Großmutter und Xaviers; ob Großvater in seiner üblichen Rolle als Sündenbock auch dabei war?

Ich blieb kurz stehen und überlegte, was wohl passieren würde, wenn ich die Tür öffnete und ihnen mitteilte, daß ich einen Heiratsantrag erhalten habe und bald nach Australien abreisen würde. Natürlich stimmte es nicht, denn einen Antrag konnte man es kaum nennen, da der Bräutigam in spe eher zögerte. Und dann merkte ich, wie sehr es mich gefreut hätte, ihnen eine solche Neuigkeit aufzutischen. – Ich ging in mein Zimmer – ein hübscher Raum mit dem Bild einer Ahnin aus der Galerie auf Oakland Hall an der Wand.

Das Baldachinbett nahm die größte Fläche ein; es war fast ein wenig zu groß. Ansonsten gab es nur einen Sessel mit Gobelinbezug, von einer anderen Ahnin gestickt; die Pendants dieses Stuhls waren auf das übrige Haus verteilt. Außerdem lag ein wunderschöner Bokarateppich auf meinem Boden, auch ein Erinnerungsstück an Oakland. All diese Dinge nahm ich jetzt viel deutlicher als sonst wahr: Vermutlich aufgrund von Bens Äußerung, wenn ich klug wäre, würde ich all dies verlassen, da ich sonst wohl mein restliches Leben hier verbringen müßte.

Erfüllt von innerer Unruhe, hielt ich es jedoch nicht lange in meinen vier Wänden aus. Einen Menschen gab es, mit dem ich reden konnte; vor einigen Monaten wäre das freilich noch nicht möglich gewesen: Miriam!

Ich lief zum ›Kirchenhäuschen‹ hinüber – so hieß das kleine Gebäude hinter der Pfarre. Es machte sich richtig hübsch, fand ich, mit den Büschen zu beiden Seiten des gepflasterten Pfades, der zur Eingangstür führte.

Miriam war zu Hause. Wie sie sich verändert hatte! Sie erschien um Jahre verjüngt und trotzdem irgendwie würdevoll. Ob sie glücklich sei, brauchte ich wohl nicht zu fragen.

Ich ging gleich ins Wohnzimmer hinein. Im Erdgeschoß gab es nur die Küche und dieses Zimmer, von dem aus eine Wendeltreppe in die Schlafräume darüber führte. Alles war blank poliert, auf dem roten Tischtuch prangte eine Schale mit Azaleen und grünen Blättern. An

den Fenstern hingen bunte Vorhänge, auf dem Kaminsims befanden sich ebenfalls Blumen, zwei bequeme Stühle standen vor dem Feuerplatz. Ein paar Dinge aus Miriams Besitz – Kerzenhalter und Silbergeräte – paßten nicht ganz dazu, machten aber den bescheidenen Raum nur um so wohnlicher.

Miriam trug ihre Haare jetzt weniger streng als früher und sah in ihrem gestärkten Kleid mit der umgebundenen Schürze äußerst hausfraulich aus.

»Miriam!« rief ich. »Ich muß mit dir sprechen.«

Sie freute sich sichtlich über meinen Besuch. »Ich mache uns Tee«, sagte sie. »Ernest ist unterwegs. Der Pfarrer gibt ihm viel zuviel zu tun.«

Ich legte den Kopf zur Seite und betrachtete sie mir genau. Was für ein erfreulicher Anblick. »Eine wandelnde Reklame für den Ehestand!«

Und es stimmte. Wie hatte sie sich doch verändert! Sie war tolerant geworden, liebte ihren Mann und liebte das Leben. Da sie diesen Segnungen so lange ausgewichen war, genoß sie jetzt das Ganze um so mehr.

»Ich habe einen Antrag bekommen«, sprudelte ich hervor. »Naja, jedenfalls könnte man es als solchen bezeichnen.«

Sie sah mich ängstlich an. »Doch nicht ... von jemandem auf Oakland?«

»Stimmt.«

»Ach, Jessica!« Jetzt glich sie jener Miriam von einst, denn meine Worte hatten sie in die Zeit von früher versetzt, da ein Besucher auf Oakland eine andere Jessica heiraten wollte. »Bist du sicher ...«

»Nein«, sagte ich, »das bin ich nicht.«

Sie sah mich erleichtert an. »Ich würde da auch sehr, sehr vorsichtig sein.«

»Das will ich auch. Miriam, wenn du Ernest nicht geheiratet hättest ... ich meine, allein geblieben wärest ...«

Ich sah das Entsetzen in ihrem Gesicht. »Das könnte ich mir gar nicht mehr vorstellen.«

»Du hast aber so lange gezögert.«

»Weil ich erst allen Mut zusammennehmen mußte.«

»Und wenn es mit Ernest nicht so gut gegangen wäre – würdest du dich dann trotzdem glücklich preisen, von zu Hause weg zu sein?«

»Inwiefern hätte es nicht gutgehen sollen mit ihm?«

»Du warst wohl nicht immer dieser Meinung, sonst hättest du dich schon viel früher entschlossen.«

»Ich hatte Angst.«

»Angst vor Mutters Spott und Voraussagen. Jetzt irritieren sie dich aber gar nicht mehr.«

»Mir ist es egal, wie arm wir sind: wir kommen schon durch. Ich bin eine gute Wirtschaftlerin – Ernest behauptet es zumindest. Und wenn sich die Dinge auch nicht so günstig entwickelt hätten ... Um die Wahrheit zu sagen: Ich wäre trotzdem froh, von zu Hause weg zu sein.«

»Das glaube ich aufs Wort.« Ich dachte an ein jahrelanges Dahinvegetieren dort – ohne Oakland und Ben – und wußte, daß ich es nicht aushalten würde. Lieber – nein ... Aber doch nicht *diesen* Mann heiraten ... Und dennoch mußte ich es bedenken. Wie wäre das wohl? Eine Konvenienzheirat jedenfalls. Vielleicht konnten wir uns einigen, es Ben zuliebe zu tun und doch jeder unser eigenes Leben zu führen.

Aufregung erfaßte mich. Ich wußte, daß ich die langweiligen Jahre daheim nicht ertragen konnte.

»Aber jetzt zu dir«, sagte Miriam. »Wer ist der Mann?«

»Ben Hennickers Sohn. Er ist von Australien hierher gekommen.«

»Den kennst du dann aber doch erst ganz kurz.«

»Schon möglich – aber es läuft eben manchmal so. Ich kann nicht mein Leben lang eine Gefangene sein, wie du es jahrelang warst. Der Heiratsantrag ist übrigens noch ein Geheimnis, sag also niemandem etwas.«

»Ich muß aber mit Ernest darüber sprechen. Wir haben keine Geheimnisse voreinander, und er hält es vielleicht für seine Pflicht ...«

»Erinnere dich, wie lange Großmutter zwischen euch gestanden hat! Das ist *mein* Geheimnis, und ich erwarte, daß es gewahrt bleibt. Ich habe es dir nur gesagt, weil ich über Ehe im allgemeinen reden wollte

und mich noch nicht entschlossen habe. Weil ich dachte, du würdest mich verstehen.«

»Das tue ich ja auch, und wenn ihr einander wirklich liebt, solltet ihr nicht zögern. Was wird Mutter wohl dazu sagen?«

»Um die geht es am wenigsten. Du hattest die ganzen Jahre Angst vor ihr – ich habe keine. Und doch bist du ausgebrochen, hast einmal deinen Kopf durchgesetzt, und jetzt bist du froh darüber.«

»Ja, und wie!« In ihrer Stimme schwang Überzeugung. Sie dachte noch eine Weile nach, wog ihre Empfindungen gegeneinander ab. Immer noch die gleiche alte Miriam! Viel würde davon abhängen, was Ernest dazu meinte, denn an diesem Felsen ruhte sie, und als Chamäleon, das sie nun einmal war, würde sie die Farbe entsprechend seinen Anschauungen ändern.

Sie ging zum Schrank und holte eine Flasche ihres selbstgemachten Obstweins, der noch von zu Hause stammte. Auf den war sie seit jeher sehr stolz gewesen.

»Trinken wir auf die Zukunft«, sagte sie. »Das eignet sich besser dafür als Tee.«

Und während wir dasaßen und auf meine und ihre Zukunft anstießen, überlegte ich, warum ich mich Miriam gegenüber so verhalten hatte, als ob ich die vorgeschlagene Ehe tatsächlich in Erwägung zog.

In dieser Nacht schlief ich wieder kaum. Am nächsten Morgen bei der allgemeinen Andacht hörte ich gar nicht auf die Stimme meiner Großmutter, sondern schickte mein eigenes Gebet hinauf: einen Hilferuf. Dabei fiel mir auf, daß ich noch nie so eifrig gebetet hatte und es offenbar nur konnte, wenn ich etwas ganz dringend wollte.

Gegen Mittag ging ich hinunter zum Bach. Die Welt war völlig verdreht für mich: Ben, den ich so mochte, hatte mich belogen. Wie konnte ich mich damit abfinden? Und wie konnte ich andererseits aufhören, Ben zu lieben und mich elend zu fühlen, weil er uns doch wahrscheinlich bald verlassen würde? Und jetzt kam er mit einem Vorschlag, von

dem er wissen mußte, daß er mir widerstrebte und Joss ebenfalls, den er so liebte – bewunderte war vielleicht das bessere Wort. Ich konnte ihn nicht begreifen. Das Alarmierendste aber war, daß ich mich selbst nicht begriff. Denn irgendwo ganz hinten in meinem Gehirn betrachtete ich die Situation völlig nüchtern und spielte durchaus mit dem Gedanken, diese Ehe einzugehen.

Während ich noch so dort saß, erschien Joss Madden auf der gegenüberliegenden Wiese und kam auf mich zu.

»Ich sah Sie schon vom Turm aus«, meinte er. »Da dachte ich mir, wir sollten miteinander reden. Kommen Sie rüber?« Damit man mich von unserem Haus aus nicht bemerkte, folgte ich seiner Bitte. Als wir das kleine Wäldchen betraten, fragte er: »Haben Sie sich entschlossen?«

»Ich finde die Situation unmöglich«, sagte ich hektisch.

»Sie existiert, also kann sie nicht unmöglich sein. Andererseits ist es ein einfacher Vorschlag.«

»Haben Sie sich denn entschlossen?«

»Ja, ich bin dazu bereit.«

»Sie meinen ... mich zu heiraten?«

»Sicher, darum geht es doch, oder? Jetzt schauen Sie mich mal nicht so traurig an. Sie werden doch nicht umgebracht dabei.«

»Mir erscheint es aber fast so.«

Wieder dieses kurze, laute Lachen. Dann wurde er ernster. »Ben hat nicht mehr lange zu leben. Heute vormittag war er sehr schwach. Er möchte uns noch zusammensehen, ehe er stirbt.«

»Also, sehr ... bald.«

»Sowie Sie einverstanden sind, besteht kein Grund zum Aufschub mehr.«

Wir kamen zu einem Baumstumpf. Er nahm mich bei der Hand und zog mich neben sich darauf, ließ aber gleich wieder los. Trotzdem war ich mir seiner Gegenwart ungeheuer bewußt: eine Erregung packte mich, die ich nicht unterdrücken konnte.

»Gibt es vielleicht bereits jemand anderen in Ihrem Leben?«

»Wie meinen Sie das?«

»Geradeheraus gesagt: Haben Sie einen Geliebten? Ist da vielleicht schon jemand, den Sie heiraten wollen?«

»Nein.«

»Dann wäre das Ganze ziemlich einfach. Ich könnte angesichts von Bens Krankheit eine Sonderlizenz bekommen. Wir könnten also sehr bald heiraten.«

»Und Sie? Gab es für Sie eine andere?«

»Nein«, antwortete er.

»Sie nehmen das wohl einfach so hin?«

»Was soll ich sonst tun? Ich sehe, worum es Ben geht. Er war auf Ihre Mutter fixiert, und dabei ging es nicht nur um sie, sondern um das ganze Drumherum: das großartige Haus, der Familienstammbaum bis zurück zu den Normannen ... Ben will einfach die Familien verbinden: Wenn wir beide heiraten, würden die Kinder durch Sie teilweise blaublütig sein und von uns den Stolz erben.« Er lachte spöttisch.

Ich hörte kaum zu. Der Satz über die Kinder hatte mich hart getroffen. Das war zuviel.

»Ich glaube, ich kann es doch nicht«, stieß ich ziemlich barsch hervor.

Er sah mir ins Gesicht, als wolle er meine innersten Gedanken erforschen, und ich fühlte mich sehr unbehaglich dabei, denn ich wußte, daß er begriff, was mich alarmiert hatte.

»Es steht viel auf dem Spiel«, antwortete er. »Und was Ben sagt, meint er auch. Ich kenne ihn gut. Er ist versessen darauf, und er weiß, daß er uns binnen kurzer Zeit nur dann dazu bringt, wenn er uns mit dem droht, was passieren wird, falls wir nicht heiraten. Er kann recht erbarungslos sein, unser lieber Ben.«

»Das weiß ich schon.«

»Er hat mir viel über Sie erzählt: Ihrer Familie, Ihrem Leben hier ... so erstickend alles. Ihnen droht ein reichlich tristes Leben, wenn Sie mich nicht heiraten. Friß, Vogel, oder stirb, heißt es bei ihm. Und für mich würde es den Verlust der Company bedeuten, die ich genauso wie er aufgebaut habe. Ich habe ein paar Anteile daran, während Ben über den Löwenanteil verfügt, und er droht damit, diesen auf jemand

anderen zu übertragen. Ich würde meine Vorrangposition einbüßen, und daß ich das nie akzeptieren würde, weiß er. So hat er mich auch im Netz. Er weiß, daß ich alles andere eher täte ...«

»Sogar mich heiraten.«

»Sogar das. Nachdem ich zweiunddreißig Jahre lang um die Ehe herumgekommen bin. Aber um bei der Sache zu bleiben: Wir stehen beide vor demselben Dilemma. Wenn wir heiraten, sind wir die Nutznießer – im andern Fall verlieren wir viel. Ich weiß, was es für mich bedeuten wird. Sie ahnen es wahrscheinlich.«

Ich stellte mir gerade vor, wie es sein würde, das alte Dasein wieder zu führen, so wie ich es vor Bens Auftauchen getan hatte. Jetzt, wo ich älter war und schon wußte, wie aufregend das Leben sein konnte, würde ich mein Dasein hassen und verfluchen.

»Also«, fuhr er fort, »ich habe mich entschlossen. Ich heirate Sie sofort – Sie brauchen es nur auch zu wollen.«

Er legte mir den Arm um die Schultern, und ich zuckte zurück. Wieder dieses kurze Lachen.

»Na schön«, sagte er. »Ich will es Ihnen leichtmachen. Wir heiraten, und es wird eine sogenannte Namensehe sein – außer beide wollen es später anders. Wie wäre es damit?«

Ich schwieg. Er fuhr fort: »Ich spüre direkt Ihre Erleichterung.«

»Ben wird dem vielleicht nicht zustimmen.«

»Das liegt doch wohl in unserem Entscheidungsbereich.«

»Da bin ich nicht so sicher. Er wünscht sich ja Enkel.«

»Er kann nicht *alles* nach seinem Willen haben. Hören Sie mir mal zu: Wir heiraten und gehen jeder unsere eigenen Wege. Sie entkommen dadurch Ihrem tristen Zuhause, und ich behalte mein Kommando bei der Company. Ist das etwa kein Ausweg?«

Ich stand abrupt auf, und er erhob sich ebenfalls. Wie ein Turm ragte er neben mir. Er legte mir beide Hände auf die Schultern, seine Lippen verzogen sich amüsiert.

»Die Verhandlungen scheinen günstig zu verlaufen«, meinte er. »Sollen wir es Ben sagen?«

»Noch nicht. Ich bin noch nicht entschlossen.«

»In Ordnung, aber lassen Sie sich nicht zu lange Zeit. Wenigstens ist es nur noch Unentschlossenheit und keine absolute Weigerung mehr.«

Ich machte mich auf den Heimweg.

Ein wenig später besuchte ich Ben; er war Gott sei Dank allein. Diesmal sah er besser aus; ich sagte es ihm auch gleich. »Ja, und ich bin auch fest entschlossen, am Leben zu bleiben, bis ihr zwei verheiratet seid. Jessy – haben Sie noch mal darüber nachgedacht?«

»Sogar sehr viel.«

»Ich nahm es an. Sie werden jetzt endlich erwachsen und wollen leben; Joss müssen Sie gut im Auge behalten. Er ist der Liebling aller Frauen.«

»Sie verlangen zuviel, Ben.«

»Na schön, dann gehen Sie eben nach Hause zurück. Ich würde ja lieber ins Gefängnis gehen als dorthin. Diese Großmutter, der reinste Essig. Wie wird sie in zehn Jahren sein? Pure Galle, bittere Zichorienbrühe ... Sie ist kein Wein, der mit den Jahren an Qualität zunimmt. Und das aufregende Leben wird Ihnen gefallen. Die Company ... Fancy Town ... das liegt Ihnen im Blut. Ab und zu werden Sie auch nach Oakland zurückkehren; was für ein wunderschönes Leben.«

Da ich schwieg, fuhr er fort:

»Jessy, Sie müssen wirklich endlich erwachsen werden ... wenn Sie mit hinauswollen. Das Leben drüben ist ziemlich rauh, aber es ist Leben, das ist das Entscheidende. Ich sehe Sie schon im Pfauen-Haus. Hat Joss Ihnen davon erzählt?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Das holt er bestimmt noch nach, denn er liebt das Haus, das später ja auch Ihnen gehört. Stellen Sie sich nur vor: in England sind Sie dann die Herrin auf dem Landsitz. Was wird wohl die alte Dame drüben dazu sagen? Ihr Gesicht sähe ich gern, weiß Gott. Und denken Sie doch an die Kleinen, wie sie auf dem Rasen hier spielen werden ... im Wäldchen, so wie Sie, wenn alles beim alten geblieben wäre.«

»Ich muß Ihnen eins sagen, Ben. Wenn ich ihn heirate, könnte ich nie ... könnte ich nicht als seine Frau mit ihm leben, so daß die Sa-

che mit den Kleinen auf dem Rasen einfach Ihr Wunschtraum bleiben dürfte. Und unter diesen Umständen werden Sie wohl auch verzichten wollen.«

Ich hatte Enttäuschung erwartet, aber es kam nichts dergleichen. Statt dessen fiel Ben in brüllendes Gelächter, daß es ihn nur so schüttelte. »Jessy«, keuchte er, nachdem er sich endlich erholt hatte, »Sie verschönern mir meine letzten Tage, wahrhaftig. Immer machen Sie mir Freude. Also haben Sie sich entschlossen, ihn zu heiraten?«

»Das habe ich nicht gesagt – nur, warum Kinder für mich unmöglich sind.«

»Jetzt passen Sie einmal auf. Ich will euch beide zusammentun, und ich weiß, daß Joss einverstanden ist. Für ihn steht zuviel auf dem Spiel. Der Stolz meines Pfaus, auf den kann ich mich verlassen. Und was die andere Kleinigkeit betrifft, das überlasse ich gern Joss.«

»Was soll das nun wieder heißen?«

»Aha, Gefahrensignal! Ich lasse die Dinge jetzt, wie sie sind. Ihr heiratet, und wenn ich sterbe, hoffe ich, daß ihr eines Tages selber seht, was euch schon jetzt in den Gesichtern geschrieben steht: daß ihr nämlich füreinander geschaffen seid. Also abgemacht? Ich akzeptiere Ihre Bedingungen und Sie die meinen. Ich möchte eine schöne Kirchenhochzeit, damit es alle wissen.«

»Das wird aber eine Weile dauern.«

»So viel Zeit habe ich wohl noch. Ich verlasse euch bestimmt nicht, ehe ich den heiligen Ehebund zwischen euch besiegelt habe.«

»Ben, wenn Sie uns lieben, wie können Sie nur derart viel von uns verlangen?«

»Gerade weil ich euch beide liebe, stelle ich solche Bedingungen. Später einmal, wenn Sie mit Ihrer Familie nach England kommen und auf diesem Rasen sitzen – einem Rasen, wie man ihn außerhalb dieser Insel nirgends findet –, dann wird die Seele des alten Ben zufrieden auf euch herabsehen, weil alles so gekommen ist, wie er es wollte. Ich werde hier sein ... und auch im Pfauen-Haus ... ein glücklicher Geist, der die Zukunft richtig eintaxiert und sein bißchen dazu beigesteuert hat, daß es so weit kommen konnte.«

»Sie sind müde, Ben.«

»Ja, müde vor Glück. Eine gute Art von Müdigkeit. Und vergessen Sie nicht, sich später an diesen Moment zu erinnern.«

»Bestimmt werde ich Sie nie vergessen.«

»Und Sie werden dem alten Ben noch dankbar sein, das garantiere ich Ihnen.«

Ich küßte ihn zart und verschwand.

Als ich das Haus verließ, wußte ich schon, daß ich die Schiffe hinter mir verbrennen würde. Ich hatte diese unglaubliche Situation akzeptiert. Ich würde Joss Madden heiraten.

Ich weiß nicht, was Joss meiner Großmutter erzählt hatte. Er war mit ihr, Großvater und Xavier eine Stunde im Salon. Von meinem Schlafzimmerfenster aus sah ich ihn dann zur Brücke hinübergehen. Er ging, als gehöre alles bereits ihm.

Maddy klopfte an meine Tür. Man wolle mich im Salon sehen. Als ich eintrat, merkte ich, daß ihre Haltung mir gegenüber sich gewandelt hatte. Ich hatte an Wichtigkeit gewonnen, aber meine Großmutter war nicht bereit, mir ihre Zufriedenheit darüber ohne weiteres zu zeigen. »Du hast also diesen Mann aus der Wildnis heimlich getroffen?«

»Wenn du Mr. Joss Madden meinst, dann stimmt es. Ich habe ihn getroffen.«

»Und dich verlobt. Er hat uns nicht um unsere Einwilligung gebeten, ehe er dich fragte – wie es sich gehört hätte. Aber von Leuten, die so wie er aufgewachsen sind, kann man wohl keine guten Manieren erwarten.«

»Er ist in England erzogen worden.«

Offensichtlich versöhnte sie diese Tatsache etwas. »Nach allem, was wir für dich getan haben, hätten wir ja wohl ein wenig Dankbarkeit erwarten können. Als die Tragödie über uns hereinbrach ...«, es folgte ein giftiger Blick auf meinen Großvater, »mußten wir große Opfer auf uns nehmen. Unsere Tochter hat uns in Schande gebracht,

und Miriam hat sich für ein Leben in der bittersten Armut entschlossen.«

Danach lächelte sie sardonisch. »Wenigstens hast du uns die Erniedrigung erspart, dich ebenfalls unter solchen Umständen dahinvegetieren zu sehen. Ich hoffe nur, daß das Angebot auch ehrlich gemeint ist. Du wirst uns hoffentlich nicht in Schwierigkeiten bringen wie deine Mutter. Wenn alles in Ordnung geht, ist es vielleicht nicht das Schlechteste. Allerdings muß ich dir sagen, daß es mich nicht freut, wenn du dich mit Leuten verbindest, die deinem Großvater nicht freundlich gesinnt waren. Aber das ist wohl die Hand des Schicksals. Wir haben viel Unglück erlitten, haben Oakland verloren ... und wenn dieser Mann die Wahrheit spricht, wird er es dereinst erben, so daß du als seine Frau dort leben wirst.«

Sie kam mir wie ein Adler vor, der sich auf sein Opfer stürzt. Oakland Hall wieder in Familienhand. Durch mich ...

Ohne daß ich etwas dagegen tun konnte, erregte dieser Gedanke auch mich. Ich wußte jetzt, daß ich gar nicht mehr aus der Sache herauswollte, selbst wenn Ben plötzlich sagen würde, es hätte sich nur um einen Spaß gehandelt. Das Erstaunliche war, daß ich mich nach den Aufregungen sehnte, die eine Ehe mit Joss Madden bringen würde – sofern wir uns an den Passus hielten, den er lachend akzeptiert hatte und der von Ben abgetan worden war, als hielte er ihn für unwichtig.

Am nächsten Sonntag verkündete Ernest, der Pfarrer Grey vertrat, unser Aufgebot.

Ben schien sich ganz ungewöhnlich zu erholen. Man sah ihm die Freude richtig an, und er schöpfte daraus anscheinend neue Energien.

»Also das Aufgebot ist schon verlesen«, rief er, »und niemand von der Familie hat Einspruch erhoben. War ja auch kaum zu erwarten – nach dem, was es für sie bedeutet.«

Großmutter hatte eine Schneiderin kommen lassen. Ich sollte ein weißes Satinkleid tragen, den schönsten Satin aus dem besten Geschäft

Londons. Dafür reiste sie eigens in die Stadt, um den Stoff und das andere Zubehör von dem Erlös der silbernen Kerzenhalter zu kaufen. Die Familie hatte sie geopfert, um mit ihrem Namen Ehre einlegen zu können.

Stundenlang zogen sich die Anproben bei der Schneiderin hin, denn ich mußte ja außer dem Hochzeitskleid auch eine Aussteuer haben. »Die Leute in Australien sollen uns nicht für Wilde halten«, sagte Großmutter. Und sie sorgte dafür, daß ich nicht nur ausreichend, sondern auch elegant gekleidet die große Reise antreten konnte.

Zweimal wurde das Aufgebot verlesen, und meine Erregung über das Kommende wandelte sich langsam in Angst. Zwischendurch mußte Joss Madden eine Woche in geschäftlichen Angelegenheiten verreisen. Während seiner Abwesenheit fühlte ich mich irgendwie erleichtert.

Als er zurückkehrte, schien er jedoch entschlossen, viel Zeit mit mir zu verbringen. »Er macht dir den Hof«, beschrieb es Ben zu meinem Ärger.

»Wir müssen einander doch noch vor dieser Hochzeit kennenlernen«, sagte Joss. »Kannst du gut reiten? In Australien wirst du es viel tun müssen.«

Gelernt hatte ich es wohl, aber bisher wenig Gelegenheit zum Ausreiten gehabt. Als unser Pony gestorben war, bekamen wir kein neues, und unser einziges Pferd benützte Xavier.

»Wir haben ja einen kleinen Stall auf Oakland; ich werde selbst mit dir ausreiten, damit ich mir von deinen Kenntnissen ein Bild machen kann.«

Seine leutselige Art ärgerte mich. Er wählte das Pferd für mich aus, ein braunes, recht wild dreinsehendes Tier, vor dem ich etwas Angst hatte. Unser Pony war nicht sehr groß gewesen, ein höheres hatte ich noch nie bestiegen.

Ich wollte schon protestieren, da sah ich seinen etwas belustigten, triumphierenden, arroganten Blick – jeder Zoll ein Pfau.

Mit ungutem Gefühl stieg ich auf. »Diese Pferde brauchen Bewegung«, sagte er, »sie sind viel zu fett. Hier reitet man anders als in Australien. Du mußt dich an die australische Methode gewöhnen, denn ohne Pferd bist du im Busch verloren.«

»Liegt denn das Pfauen-Haus im Busch?«

»Es steht auf einem großen Parkgelände etwas außerhalb von Fancy Town. Ringsum ist noch richtige Wildnis. Du mußt dich dort im Sattel so bewegen können, als hättest du nie etwas anderes getan.«

Allzuviel verstand ich nicht von Pferden, aber selbst mir war klar, daß er für sich das schönste Tier im Stall wählte. Als wir draußen Seite an Seite ritten, spürte ich seinen anerkennenden Blick auf mir ruhen. Haltung, Hände, alles ... und dann wieder dieses amüsierte Lächeln, das ich so haßte.

»Man könnte es auch so ausdrücken«, setzte er unser Gespräch fort, »das man drüben bei uns im Sattel lebt.«

»Habt ihr dort einen guten Stall?«

»Einen besseren dürftest du in ganz Australien kaum finden.«

»Selbstverständlich«, meinte ich.

»Ja, selbstverständlich.«

»Also man reitet überallhin?«

»Ja. Es gibt zwar einen Postkutschendienst zwischen den großen Städten, aber ich benutze ihn selten. Das Land ist auch ganz anders als hier.«

»Das denke ich mir.«

»Hier ... hier ist alles wie ein einziger Garten. Man sieht auf Schritt und Tritt Häuser, und all diese kleinen Felder und die Straßen ... es ist eben völlig anders.«

»Das hast du schon mehrmals erklärt.«

»Dann muß ich mich für die Wiederholung entschuldigen.«

»Ein weitverbreiteter Fehler«, sagte ich obenhin, um ihn zu erinnern, daß er nicht so fehlerlos war, wie er sich wohl einbildete.

Er wechselte in leichten Trab über, und ich versuchte, ihm zu folgen. Aber mein Pferd verweigerte; es senkte plötzlich den Kopf und fing an, Blätter von den Sträuchern am Straßenrand zu zupfen.

»Los, weiter«, flüsterte ich ihm zu. »Er wird uns auslachen.«

Das Pferd schien aber entschlossen zu sein, es darauf ankommen zu lassen.

Joss wandte sich um; wieder hörte ich sein kurzes, helles Auflachen. »Komm weiter, Joker«, rief er, und das Pferd gehorchte sofort. Es ließ

den Zweig los, an dem es herumgeäst hatte, und setzte sich mit beleidigtem Blick in Bewegung, als wolle es damit ausdrücken: Was soll ich denn tun, wenn so eine dumme Person auf meinem Rücken sitzt?

»Du mußt dein Pferd beherrschen«, sagte Joss lächelnd, den Jokers Folgsamkeit natürlich freute.

»Das ist mir schon klar«, entgegnete ich.

»Es weiß, wer sein Herr ist. Ich brauchte es nur beim Namen zu rufen, und schon gehorchte es.«

»Ich habe es ja heute zum erstenmal gesehen«, protestierte ich.

»Wenn Joker meint, er kommt damit durch, versucht er so seine Spielchen – das ist ja verständlich. Joker, keinen Unfug mehr! Du tust jetzt, was die Dame sagt. Los, weiter!«

Der ganze Morgen war mir verdorben, denn ich fühlte, wie er versuchte, mir meine Unzulänglichkeit zu beweisen. Und das gelang ihm mehrmals. Einmal galoppierte er quer über eine Wiese, und ich forderte Joker auf, es nachzutun. Vielleicht hoffte er, daß ich herunterfallen und mir den Hals brechen würde.

Während ich ihm so nachtrabte, spürte ich, daß ich den Gaul nicht beherrschte, und dachte nochmals: Er versucht, mich umzubringen, damit er mich nicht heiraten muß. Wenn ich tot bin, wird ihn Ben nicht enterben.

Dann kriegte er seine kostbare Company, ohne den Preis dafür entrichten zu müssen: die Ehe mit mir. Mein Gott, ist der arrogant. Wirklich der reinste Pfau! Spreizt sich mit seiner Überlegenheit wie ein Pfau mit seinem Schweif.

Plötzlich war er wieder neben mir, ergriff Jokers Zaumzeug, und wir galoppierten kurze Zeit nebeneinander. Als wir anhielten, lachte er.

»Ich muß dir noch das Reiten beibringen, ehe wir abreisen. Nach Australien kannst du so nicht.«

»Sollten wir nicht überhaupt das Ganze fallenlassen?«

»Was? Wo dein Kleid schon fertig ist und das Aufgebot verkündet?« Er wurde plötzlich ernst. »Außerdem – was ist mit Ben?«

»Mir ist alles so verhaßt«, stieß ich zornig hervor.

»Du haßt mich?«

»Wenn du willst, kannst du es auch so sehen.«

»Eine ausgezeichnete Basis für eine Ehe«, spottete er. »Die Gefühle ändern sich ja nachher angeblich oft. Deine können also nicht mehr schlechter werden, da sie schon an der äußersten Grenze angelangt sind.«

»Ist das Ganze nicht eine Farce?«

»Das Leben ist oft eine Farce.«

»Aber diese Ehe ist doch wohl extrem lächerlich.«

»Das macht sie ja gerade so pikant. Wir werden zur Kirche gehen und unser Gelöbnis ablegen, und alles, was wir schwören, werden wir nicht einhalten. Eine Ehe dient der Zeugung von Kindern, das kommt auch in der Hochzeitsmesse vor. In unserem Fall wird es jedoch ... nur eine Namenssehe.«

»Du sagst es«, pflichtete ich bei.

»Stimmt aber doch. Genauer könnte man es nicht ausdrücken. Wir werden den Schwur ablegen, einander zu lieben und in Ehren zu halten ... Und du erzählst mir, daß du mich jetzt schon haßt.«

»Du lieferst doch alle Gründe dafür, warum die Sache abgeblasen werden sollte.«

»Und dennoch werden wir es nicht tun, denn wir sind ja vernünftige Leute. Es ist zuviel zu gewinnen und zuviel zu verlieren. Wir sind besser beraten, wenn wir uns an die Vorteile der Sache halten. Wer weiß – vielleicht mache ich noch eine halbwegs akzeptable Reiterin aus dir, und vielleicht gelingt es dir, mich auf Distanz zu halten.« Seine Augen glitzerten plötzlich. Ich sah wieder den Stolz in ihm, der wirklich sein Hauptwesenszug zu sein schien. Er war beleidigt, weil mich seine Männlichkeit nicht anzog ... oder was immer der Grund sein mochte.

»Das zweite dürfte leichter zu bewerkstelligen sein als das erste«, sagte er hörbar zornig.

Wir ritten langsam nach Oakland zurück, im Schritt – weil das, wie er boshaft bemerkte, meinem Können eher entsprach.

Ja, ich haßte ihn, und er schien mich zu verachten. Um so besser, dann brauchte ich keine Sorge zu haben, daß er sich mir aufdrängen

würde. Und gerade weil er dies so ostentativ ausspielte, begann ich absurderweise zu hoffen, er würde es doch versuchen – nur um das Vergnügen zu haben, ihn zurückzuweisen.

Ganz Oakland Hall war aus dem Häuschen. Miriam buk den Hochzeitskuchen, Großvater sah mich schlechthin als die Retterin des Familienvermögens an, und sogar Großmutter wurde leutselig zu mir. Ben lag im Bett oder saß in seinem Stuhl und lachte vor sich hin. Alle waren also begeistert – außer Bräutigam und Braut.

Joss bestand darauf, daß ich zweimal am Tag mit ihm ausritt. »Eine absolute Notwendigkeit«, erklärte er. »Du mußt dein Pferd beherrschen können, ehe wir nach Australien kommen.«

Ich sah ein, daß er recht hatte, und nahm mir vor, seine herablassende Art zu schlucken. Ich arbeitete hart an mir und war sicher, eine gute Schülerin zu sein. Nicht, daß er es je zugegeben hätte, wenn ich mich verbesserte. Es schien ihm sogar Spaß zu machen, mich zu erniedrigen.

Sobald ich die Sache beherrschte, war ich unabhängig von ihm, und nach und nach begann ich das Reiten sogar als ungeahntes Vergnügen zu empfinden. Er machte mir nie Komplimente, und ich fand, daß er sich dauernd vor mir produzierte. Für mich nannte ich ihn nur den Pfau.

Endlich kam der Hochzeitstag heran. Es war wie in einem Traum, wie wir da an dem Altar standen und der Pfarrer uns zusammentat. Ich erschauerte unwillkürlich, als Joss mir den Ring an den Finger steckte, und wußte selbst nicht, warum. Eine gewisse Angst, sicher aber wenn ich ganz ehrlich mit mir war, mußte ich zugeben, daß ich die Sache nicht mehr hätte rückgängig machen wollen, auch wenn es noch möglich gewesen wäre. Ben war auch in der Kirche, Banker hatte ihn im Stuhl hingerollt. Ich konnte mir seine Zufriedenheit vorstellen. *Sein* Wille war geschehen! Miriam spielte den »Hochzeitsmarsch« auf der Orgel, und als ich an Joss Maddens Arm den Mittelgang herauf-

kam, fühlte ich die zufriedenen Blicke Xaviers, Großvaters und Großmutter auf mir ruhen.

Der Empfang wurde auf dem Witwensitz gegeben, danach gingen Joss und ich über die Brücke nach Oakland Hall.

Ben war schon in seinem Zimmer, aber er hatte hinterlassen, daß wir ihn gleich aufsuchen sollten. Er saß im Bett, seine Augen glänzten. »Ihr zwei habt Ben Hennicker heute zu einem sehr glücklichen Menschen gemacht«, sagte er. »Setzt euch wieder zu mir. So ist es recht! Gebt mir eure Hände. Ihr werdet mich noch für diesen Tag segnen. Ehe es zu Ende geht, möchte ich euch noch etwas mitteilen, das ich mir bis heute aufgehoben habe.«

»Sie sind erschöpft, Ben«, sagte ich, »Sie sollten sich ausruhen.«

»Nein, ich muß euch das unbedingt noch anvertrauen. Ihr kennt ja die Geschichte vom ›Grünen Blitz‹, und ihr wißt, daß ich ihn mit nach Australien genommen habe und nur so tat, als sei er verloren. Ich mußte ihn natürlich verstecken. Nur ihr beide erfahrt das Versteck, denn er gehört euch jetzt zusammen. Das Versteck habe ich selbst angelegt, damit es kein Unberufener entdeckt. Es ist der reinste Witz. Du kennst doch das Bild vom stolzen Pfau im Salon, Joss: das hast du ja immer gemocht. Man sieht darauf unseren Rasen und einen herrlichen Pfau, der sein Rad schlägt. Dieses Bild hat einen sehr schönen geschnitzten Goldrahmen, dick und massiv. An der rechten unteren Ecke ist eine Feder angebracht. Man kann sie aber nicht sehen. Wenn man darauf drückt, öffnet sich ein Spalt: Darin liegt, in Watte verpackt, der ›Grüne Blitz‹. Ich habe mich oft im Salon eingeschlossen und ihn herausgeholt und bewundert. Wenn ich sterbe, gehört der Stein euch ... euch beiden. Ihr könnt damit tun, was ihr wollt.«

Sein Atem ging stoßweise. Ich bekam Angst um ihn und sagte besänftigend: »Ich danke Ihnen, Ben, aber Sie müssen jetzt ruhen. Nun ist ja alles in Ordnung.«

Er nickte. Joss drückte ihm noch die Hand; die beiden sahen einander stumm an. Dann beugte ich mich über ihn und gab ihm einen Kuß.

»Gott segne euch beide«, meinte er noch. Wir gingen auf Zehenspitzen hinaus.

Das Brautgemach, in dem offenbar alle Neuvermählten von Oakland ihre Hochzeitsnacht verbracht hatten, war für uns vorbereitet worden. Ich betrat es ängstlich. Joss schloß die Tür hinter uns und lehnte sich dann dagegen. Er sah mich spöttisch an.

»Angeblich verbringen alle zukünftigen Herrinnen von Oakland Hall ihre erste Ehenacht hier«, sagte er.

Ich betrachtete das Baldachinbett. Er folgte meinem Blick, und ich wußte, daß er sich über mich amüsierte. »Bei uns liegt der Fall ja wohl etwas anders.«

»Der eigene Fall ist immer anders«, antwortete er. Er ging zur Nebentür. »Hier ist das Ankleidezimmer. Soll ich drin übernachten, oder möchtest du?«

»Da nach der Tradition die junge Ehefrau in diesem Bett schlafen muß, fällt meine Wahl darauf. Du kannst das Ankleidezimmer haben. Die Liege drin ist wohl ganz bequem.«

»Es ist immer wundervoll, wenn eine Frau sich um die Bequemlichkeit ihres Mannes sorgt.«

»Also dann ... gute Nacht.«

Er nahm meine Hand und küßte sie. Als er sie nicht gleich losließ, bekam ich schon wieder Angst.

»Ich hoffe, du stehst zu deinem Wort.«

Er schüttelte den Kopf. »Allzusehr sollte man mir nicht vertrauen.«

Ich entriß ihm die Hand.

»Aber keine Angst«, fuhr er fort. »Wo ich so unerwünscht bin, würde ich mich nie aufdrängen.«

»Dann noch einmal – gute Nacht.«

»Gute Nacht«, antwortete er und ging zur Seitentür.

Als sie sich hinter ihm geschlossen hatte, rannte ich hin und entdeckte zu meinem Entsetzen, daß sie keinen Schlüssel besaß. Ich stand noch da, als die Tür sich wieder öffnete. Er hielt den Schlüssel in der Hand und überreichte ihn mir mit einer Verbeugung.

»Damit du dich sicher fühlst«, sagte er.

Ich nahm den Schlüssel und sperrte ab; erst jetzt fühlte ich mich sicher.

Sechs Wochen nach der Hochzeit ging es Ben sichtlich schlechter. Es schien wirklich so, als hätte er nur gewartet, bis seine Mission erfüllt war, ehe er sich zum Abschied bereitmachte.

Wir waren dauernd um ihn; er sprach viel vom Pfauen-Haus und wie er im Geist bei uns sein würde.

»Denk an mich, Jessy«, sagte er, »und vor allem, daß ich nur das Beste wollte – für dich und für Joss. Eines Tages werdet ihr es einsehen. Ich wußte es immer schon. Ihr laßt nicht gern Pläne für euch machen, aber manchmal sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht, und so ist es bei euch beiden jetzt. Das wird sich jedoch ändern. Ich würde euch gerne weiter zusammensehen und miterleben, wie ihr euch zusammenrauft. Ihr wart füreinander bestimmt, und jetzt seid ihr Mann und Frau. Gott segne euch.«

Joss und ich ritten jeden Tag aus, und ich fürchtete und genoß die Stunden. Ich wußte, daß ich mich verbessert hatte und Joker jetzt nicht mehr wagen würde zu verweigern, wenn ich ihn antrieb. Wir warteten Tag um Tag, und mit jeder Stunde wurde es klarer, daß Bens Lebensflamme immer schwächer brannte.

Er starb im Schlaf. Hanna rief mich, ich ging zu seinem Bett und war überrascht über den völlig friedlichen Ausdruck seines Gesichts. Es sah fast aus, als lächle er. Ich küßte seine kalte Stirn.

Wir begruben ihn auf dem Friedhof in der Nähe der Cleverings, wie er sich gewünscht hatte. Joss und ich standen Seite an Seite am Grab, und als die ersten Erdklumpen auf den Sarg fielen, wußte ich, daß ein Abschnitt zu Ende war. Mein neues Leben begann.

Nun folgten eine Reihe Anwaltsbesuche, und ich hatte schon den Verdacht, Ben habe sich vielleicht einen Spaß erlaubt und sein Testament gar nicht geändert. Aber es verhielt sich alles so, wie er es gesagt hatte.

Oakland und das Haus in Australien gehörten Joss und mir. Ich erhielt einen schönen Anteil an der Opal-Company, und Joss hatte auch noch etwas dazubekommen, so daß wir gleichberechtigt waren. Einige Legate gab es, darunter für die Familie Laud, seine Haushälterin und deren Kinder. Der ›Grüne Blitz‹ gehörte ebenfalls Joss und mir zusammen.

Offenbar wollte Ben, daß uns alles gemeinsam gehörte. Falls er vor unserer Heirat gestorben wäre, wären die Bestimmungen nur in Kraft getreten, wenn wir spätestens binnen eines Jahres geheiratet hätten. Andernfalls würden die Lauds Nutznießer gewesen sein.

In den folgenden Wochen trafen wir unsere Vorbereitungen für die Abreise. Miriam war ganz begeistert, daß alles so glattgegangen war. Auch Ernest meinte nämlich, ich hätte das Richtige getan, und natürlich teilte sie seine Meinung. Gute Stickerin, die sie war, gab sie mir ein paar wunderschöne Stücke als Hochzeitsgeschenk mit. Xavier wünschte mir ebenfalls alles Gute. »Hochzeiten stecken an«, orakelte er, und ich überlegte, ob er damit andeuten wollte, daß er und Lady Klara auch endlich zusammenkommen würden.

Meine Großmutter versuchte, ihre große Zufriedenheit hinter einer amüsierten Skepsis zu verstecken. Nach der Hochzeit stichelte sie gelegentlich über das Leben in der Wildnis und meinte, manche Leute hätten eben einen merkwürdigen Geschmack und gingen aufs Eis tanzen wie der berühmte Esel, und was dergleichen Sprüche mehr waren. Daß Leute, die in einem zivilisierten Land ein gutes Zuhause hatten, auf die andere Seite des Erdballs reisen mußten, sah sie absolut nicht ein.

Über all das konnte ich nur lachen, denn ich war frei von ihr.

Joss fuhr geschäftlich nach London, und ich blieb eine Zeitlang allein. Merkwürdiges Gefühl, in dem riesigen Bett zu schlafen, als Herrin des ganzen Hauses.

Wilnot war begeistert und die anderen Dienstboten auch.

Ganz recht und in Ordnung sei es, ließ er Hanna im Gespräch wissen: »Jetzt sind die Cleverings wieder auf Oakland Hall.«

Ich ritt weiterhin jeden Tag aus, denn ich wollte mich noch verbessern; als Joss dann zurückkehrte, verkündete er, daß wir bald abreisen würden.

Banker fuhr schon kurz nach dem Begräbnis nach Hause zurück. Er wollte sich bei Melbourne niederlassen. Und im Oktober befand ich mich mit Joss auf einem Segler, der Kurs auf Sydney nahm.

Die große Reise

An einem goldenen Herbsttag schifften wir uns auf der »Hermes« ein, die uns auf die andere Seite des Globus bringen sollte. Es wurde mir bald klar, daß Joss – genau wie Ben – ein bedeutender Mann war, geachtet bei Kapitän und Mannschaft. Der Kapitän erzählte mir, daß sie in Sydney oft von Mitgliedern der Company eingeladen wurden, und dies bedeutete natürlich, daß wir auf dem Schiff auch verschiedene Vergünstigungen hatten.

»Dazu gehört ebenfalls«, erklärte mir Joss, »daß wir zwei Einzelkabinen bewohnen, was sie zwar bei einem jungverheirateten Paar sehr merkwürdig finden – aber du bist sicher dankbar dafür.«

»Allerdings.«

Meine Kabine erwies sich als sehr hübsch; die von Joss lag daneben. Ich war recht erleichtert über die Wand zwischen uns.

Das Wetter gebärdete sich zuerst ziemlich rauh, aber zu meiner Freude machte es mir nicht viel aus – und Joss sowieso nicht! Es wäre mir entsetzlich gewesen, wenn ich ihm in dieser Hinsicht nachgestanden hätte. An Bord konnte man nicht viel unternehmen außer schlafen, essen, reden oder die Mitpassagiere zu studieren. Joss und ich mußten natürlich viel Zeit miteinander verbringen. Er erzählte mir dann von der Company und dem Leben in Australien, und ich mußte eingestehen, daß ich es sehr aufregend fand.

Frühstück gab es um neun, Mittagessen um zwölf. Einmal schlingerte das Schiff so sehr und die Luft unten war derart stickig, daß ich beschloß, trotz des hohen Wellenganges an Deck zu gehen. Ich stolperte hinauf und konnte mich oben kaum gerade halten. Die Wellen schlugen gegen den Schiffsrumpf, der Bug hob sich steil gen Himmel:

es sah aus, als kämen wir nie wieder herunter. Nach einer Weile senkte er sich jedoch plötzlich so tief, daß ich fürchtete, wir würden überkippen. Der Wind riß an meinem Cape und fegte mir die Kapuze vom Kopf, die Haare fielen mir ins Gesicht, so daß ich kaum noch etwas sehen konnte. Trotzdem fand ich es aufregend schön.

Ich versuchte, ein paar Schritte zu gehen, hatte aber nicht mit dem Wind gerechnet. Er zerrte an mir und riß mir die Füße weg. Plötzlich hielt mich jemand fest. Es war Joss. Er lachte. Seine Augenbrauen waren von der Gischt besprüht, die Haare klebten ihm am Kopf, die Ohren standen noch spitzer weg als sonst.

»Was machst du denn hier? Willst du Selbstmord begehen? Bei so einem Wetter kann man doch nicht auf Deck herumspazieren!«

»Und du?«

»Ich sah dich hinaufgehen und bin dir gefolgt. Dachte mir schon, daß du so verrückt wärst, dich dem Wind zu stellen.«

Er hielt mich immer noch fest. Ich versuchte, mich zu befreien.

»Jetzt geht es schon wieder«, sagte ich.

»Da muß ich leider widersprechen.« Das Schiff legte sich auf die Seite, wir prallten gegen die Reling.

»Na, siehst du?« spottete er, sein Gesicht nahe dem meinen.

»Schon wieder eine Gelegenheit, mir zu beweisen, daß du recht hast, was?«

»Da wird es noch mehrere geben. Es lohnt sich gar nicht, mit dem Zählen anzufangen.«

»Vielleicht wendet sich eines Tages das Blatt.«

»Wer weiß? Oft geschehen Zeichen und Wunder. Schau, da drüben im Schutz der Rettungsboote ist eine Bank.

Dort können wir die Elemente beobachten, ohne hin und her gestoßen zu werden.«

Er schob seinen Arm unter den meinen und preßte ihn eng an sich. Offenbar genoß er solchen Kontakt, aber nicht aus Freude an der gegenseitigen Berührung, sondern weil er wußte, daß es mich störte.

Wir setzten uns, und er legte den Arm um mich. »So bist du sicherer«, sagte er. »Nur aus dem Grund, das schwöre ich dir.«

»Wäre ich in meiner Dummheit über Bord geschwemmt worden, dann hättest du all meine Anteile, stimmt's?«

»Ja, das ist richtig.«

»Das müßtest du dir doch eigentlich wünschen.«

»Vielleicht wünsche ich mir etwas anderes viel dringender.«

Ich entzog mich ihm.

»Du mußt dich damit abfinden, Jessica«, fuhr er fort, »daß du eines Tages erwachsen wirst.«

»Offenbar kannst du mit mir nicht sprechen, ohne zu versuchen, mich zu demütigen. Was interessiert es dich denn, ob ich erwachsen werde oder nicht?«

»Weil ich darauf neugierig bin.«

»Meinst du, daß du mir das Erwachsenwerden beibringen mußt?«

»Vielleicht eine eheliche Pflicht.«

»Und wenn ich es dann bin ...«

»Ach, dann werden wir weitersehen. Ich bin schon sehr gespannt.«

»Erzähl mir lieber wieder von der Company und dem Leben in Australien.«

»Das mußt du jetzt alles selber erfahren. Ben hat dich ja auch schon ausführlich informiert. Auf dich wartet jedenfalls ein wichtiger Aufgabenbereich. In Fancy Town sind wir alle Opalleute. Eines mußt du drüben lernen: unsere Verhaltensweise akzeptieren. Daran mußt du dich anpassen.«

Dann erzählte er mir von einigen besonderen Funden auf ihrem Gebiet. Erklärte mir, wie die Stücke an versteinerten Holzteilen hingen, die selbst wieder mit Opal durchsetzt waren, aber nur Partikelweise – nichts Brauchbares.

»Manchmal sieht es aus wie ein Sandwich«, sagte er. »Und was für einer! Das kostbare Stück in der Mitte, obenauf Sandstein und darunter Opalstaub. Dahinter sitzt dann sozusagen das Fleisch. Aber nicht die Riesenbrocken, von denen ich dir erzählte. Nur lauter kleine Sandkörnchen nebeneinander – in den Spalten zwischen den einzelnen Klumpen ein paar Opalspuren. Manchmal kann man genug wegschürfen, um einen kleinen Stein herauszukriegen, aber die Anstrengung lohnt sich

meistens gar nicht. Nur: *Wenn* man so was findet, diese Art Spuren, so ist bestimmt in der Nähe etwas Kostbareres. Egal, ob man Opalmatrix findet, Opalstaub oder einfach nur Spuren – es besteht jedenfalls stets Hoffnung, daß in der Nähe das Wichtige versteckt ist. Man muß es nur aufspüren. Und jeder Schürfer meint, er würde dabei mehr Glück haben als alle anderen vor ihm.«

Es faszinierte mich, ihm zuzuhören. Bei diesen Gesprächen vergaß er offenbar, daß er immer um einen Grad besser sein mußte als ich, was sicherlich darauf beruhte, daß ich ihm zuwider war und weil ich auf meinen Ehebedingungen bestand. Als Direktor der Company, als Mann, der etwas von Opalen verstand und sie liebte – denn dies zeigte sich, wenn er von ihnen sprach –, lernte ich eine andere Seite seines Wesens kennen. Die Kehrseite dieses hochmütigen Mannes, der sich in seiner Ehre gekränkt fühlte, weil die Frau, die er um eines Vermögens willen heiraten mußte, darauf bestand, daß diese Ehe nicht vollzogen wurde.

Da saßen wir also, vom Sturm umtobt, und während er mir von dem Leben erzählte, auf das ich jetzt zufuhr, änderten sich meine Gefühle ihm gegenüber ein wenig. Ich hatte begriffen, daß sein Wesen vielschichtig war und daß ich mich nicht, weil ich einen Teil davon ablehnte, gegen den Rest verschließen durfte.

Teneriffa war der erste Hafen, in dem wir anlegten, und wir nutzten die Gelegenheit, eine Tour rund um die Insel zu machen. Wir fuhren in einem lustig bemalten kleinen Eselskarren nach Santa Cruz, und Joss, der sehr viel über die Gegend wußte, berichtete mancherlei über Land und Leute. Das Wetter war angenehm warm, und ich empfand derartige Begeisterung, daß für mich der Tag kein Ende mehr hätte nehmen dürfen. Wie hübsch die blühenden Büsche aussahen, wie grün alles war! Joss zeigte mir auch Bananenpflanzungen, und wir aßen in einem kleinen Lokal am Meer – eine Art Kressesuppe und Fisch, den man erst am Morgen gefangen hatte, mit der herrlichen *Mo-jo-Picon*-Soße dazu. Alles war so exotisch und aufregend.

Während wir aufs Meer hinausblickten, erklärte mir Joss, daß die Römer einst auf diesen Inseln eine Unzahl von Hunden angetroffen

und sie deswegen »Canaria« genannt hatten, die Hundeinseln. Die Eingeborenen hießen »Guanches« – ein ursprünglich wildes Volk, das dann von den Spaniern später unterworfen wurde.

Während wir aßen, führten junge Männer und Frauen Volkstänze vor, auch Lieder wurden vorgetragen. Uns gefielen besonders die »Isa« und »Fulia«: beide, wie Joss sagte, typisch spanisch. Meine Erregung und Freude, mit der ich alles auskostete, machte ihm sichtlich Spaß, und selbst sein Vergnügen daran, wieder einmal mehr zu wissen als ich, konnte mir die Freude nicht verderben. Es tat mir leid, zurück aufs Schiff zu müssen, und als es ablegte, lehnten wir beide noch lange an der Reling, bis der *Pico de Teide* in der Ferne verschwamm.

In Kapstadt hatte Joss geschäftlich zu tun und schlug vor, ich solle doch mitkommen. Es wäre gut für mich als nunmehrige Teilhaberin der Company, in die Geschäftsgepflogenheiten Einblick zu nehmen.

Kapstadt dürfte wohl zu den schönstgelegenen Städten der Welt zählen. Die Tafelbucht, mit dem flachen Tafelberg im Sonnenschein dahinter, und die hochragenden zwölf Apostelberge boten einen traumhaften Anblick. Eine Pferdedroschke brachte uns den Hügel hinauf zu unserem Geschäftspartner. Kurt van der Stel bewohnte ein hübsches Haus in holländischem Kolonialstil, in dessen wundervoll kühlen Räumen ich mir vorkam wie in einem holländischen Genrebild. Steintreppen führten auf eine Terrasse.

Grete van der Stel, eine rundliche Frau von frischer Gesichtsfarbe, war recht streng gekleidet. Sie brachte Wein, der aus den Rebhügeln der Umgebung stammte, und selbstgebackenen Kuchen. Über Bens Tod zeigten sich beide tief erschüttert. Lange drehte sich das Gespräch um ihn, seine Lebensfreude und seine Unberechenbarkeit. Ohne ihn würde die Opalwelt nicht mehr die gleiche sein wie früher, war die einhellige Meinung.

Dann bot mir Grete an, das Haus zu besichtigen, was ich gern annahm.

Wie schön es war in diesen Räumen – eine Atmosphäre von Frieden und Ordnung, die ich bisher nur aus den feingemalten Details der holländischen Maler gekannt hatte. Alles war glänzend poliert und sichtlich sorgsamst behandelt.

Gretes Familie lebte schon seit zweihundertfünfzig Jahren in Kapstadt. »Es ist schön hier und unsere Heimat geworden«, sagte sie. »Wußten Sie, wie es zu dieser Kolonie kam? Vor etwa zweihundertfünfzig Jahren verschlug es zwei schiffbrüchige Holländer hierher. Die Gegend gefiel ihnen über alle Maßen, wie sich denken läßt – das Klima, die Früchte, die Blumen –, und sie meinten, hier müßte sich doch eine große Kolonie errichten lassen. Wieder zu Hause angekommen, berichteten sie bei der holländischen Ostindien-Kompanie von ihrer Entdeckung, und es wurden daraufhin unter dem Kommando Jan van Riebecks drei Schiffe ausgesandt. Man siedelte sich am Kap an, es kamen noch mehr Holländer nach, und so entstand langsam die Stadt, die uns nun schon seit Generationen Heimat ist.«

Ich sah durch das Fenster auf das funkelnde Meer, aus dem der Berg – er wirkte wirklich wie eine riesige Festtafel – sich stolz erhob. Grete führte mich dann noch in den wunderschönen, gepflegten Garten. Schließlich kehrten wir zu der Terrasse zurück, auf der die zwei Männer noch saßen, vor sich auf dem Tisch die Opale, die Joss in einem Behälter mitgebracht hatte.

Grete eröffnete, daß gleich das Mittagessen serviert würde, und Joss rollte seine Schätze wieder ein. Im gleichen Augenblick hörten wir unten Pferdegetrappel.

»Da ist ja schon David«, sagte Kurt van der Stel.

»Fein, daß ich ihn hier treffe«, meinte Joss. »Vielleicht kann er mir das Neueste von drüben berichten.«

Ein Mann kam die Treppe herauf; Joss erhob sich und begrüßte ihn herzlich. »Schön, dich hier zu sehen, David«, sagte er.

»Ich freue mich auch, Joss.« Der Angekommene schüttelte noch Kurt die Hand, als Joss mich nach vorn zog.

»Darf ich dir meine Frau vorstellen?«

Im Gesicht des Mannes malte sich sichtliches Erstaunen ab.

»Jessica, das ist David Croissant.«

Den Namen hatte ich doch schon gehört? Ja, David Croissant – der Kaufmann, der mehr über Opale wußte als jeder andere. Er war nur mittelgroß, die dunklen Haare wuchsen ihm tief in die Stirn, sie trafen sich in der Mitte zum sogenannten Witwenspitze. Er hatte helle, ein wenig zu eng beieinanderstehende Augen, die zu seinem sonnenverbrannten Gesicht einen seltsamen Kontrast bildeten.

»Du hast noch nicht von Ben gehört?« sagte Joss.

David Croissant sah ihn überrascht an, und Joss berichtete, daß Ben nach schwerer Krankheit gestorben sei.

»Mein Gott!« sagte David. »Nein, ich hatte keine Ahnung! Guter alter Ben.«

»Er wird uns allen sehr fehlen«, sagte Kurt.

»So ein Unglück«, meinte David. »Wenn er noch den ›Blitz‹ hätte, möchte man meinen, daß er dem Fluch zum Opfer gefallen sei. Was mag wohl mit Desmond Dereham passiert sein? Er ist einfach vom Erdboden verschwunden. Sicher hat er sich irgendwo weit weg verkrümelt. Mag sein, daß er der Pechsträhne entgeht.«

»Wieso das?« fragte Grete.

»Es soll ja ein Unglücksstein sein, und wenn daran etwas Wahres ist, hätte er dem Dieb kein Glück gebracht.«

»Verrückte Idee«, sagte Joss. »Ich muß mich wundern, David, daß du als Opalhändler so einen Unsinn verzapfst. Hörst bloß auf mit dem Gerede, das schadet unserem Geschäft.«

Er warf mir einen warnenden Blick zu, der bedeuten sollte, daß ich auf keinen Fall erwähnen durfte, wo der ›Grüne Blitz‹ tatsächlich war. Warum wohl? Ich war böse, daß mein Vater immer noch eines Diebstahls bezichtigt werden sollte, den er allenfalls probiert hatte. Aus Unsicherheit schwieg ich aber.

»Ja, das stimmt«, sagte Kurt. »Wer wird Opale kaufen, wenn man sie für Unglücksbringer hält.«

»Unglück – Glück!« sagte Joss heftig. »Lauter Unsinn. Vor langer Zeit galten Opale als Glückssteine. Dann entdeckte man, daß sie manchmal spröde sind und brechen, und damit fing das Unglücksgerede an.«

»Was hast du uns Schönes mitgebracht, David?« wechselte Kurt das Thema.

»Oh«, erwiderte der, »ein paar Steine, bei denen ihr vor Freude tanzen werdet. Besonders bei einem.«

»Laß sehen«, sagte Joss.

»Billig ist er allerdings nicht«, warnte David.

»Wenn er so schön ist, wie du andeutest, wohl kaum.«

Als ich dann den »Harlekin«-Opal zu Gesicht bekam, begriff ich zum erstenmal, welche Faszination von so einem Stein ausgehen konnte. Seinen Namen trug er zu Recht. Viele Farben waren in ihm, die dauernd wechselten, während man ihn betrachtete, und ungemein fröhlich sah er aus. Hier konnte sogar ich ein Werturteil abgeben.

»Ja, der ist wirklich schön«, bestätigte Joss.

»Ich kenne nur einen Stein, mit dem er sich vergleichen ließe.«

»Spielst du schon wieder auf den ›Grünen Blitz‹ an? Mit dem läßt sich überhaupt nichts vergleichen.«

»Natürlich nicht, aber dieser hier ist trotzdem außergewöhnlich.«

»Ist es nicht gefährlich, mit einem solch wertvollen Stück herumzureisen?«

»Ich zeige ihn nur Leuten, die ich kenne, und halte ihn in einem Sonderfach. Meine Geheimverstecke verrate ich nicht einmal euch. Wer weiß, vielleicht werdet ihr auch einmal zu Buschräubern.«

»Sehr weise von dir«, sagte Joss, der mir den Stein entgegenhielt. »Sieh dir das einmal an, Jessica.«

Ich hielt ihn in der Hand und spürte bereits ein Widerstreben, ihn wieder herzugeben. »Ist er nicht wunderschön?« begeisterte sich Joss. »Völlig fehlerfrei. Und die Farben, die Größe ...«

»Lob ihn nicht zu sehr, Joss«, warnte Kurt. »Du treibst ja den Preis hinauf. Ich kann da allerdings ohnehin nicht mithalten. Der übersteigt meine Verhältnisse.«

»Ich habe aber auch noch andere schöne Stücke, Kurt«, sagte David Croissant. »Ich will nur erst den ›Harlekin‹ wegstecken, sonst überglänzt er alle.«

Ich starrte den Stein noch immer an.

»Siehst du«, sagte David, »deine Frau ist schon ganz verzückt davon.«

»Sie fängt jetzt gerade an, über Opale zu lernen, stimmt's, Jessica?«

»Ich bin noch sehr unerfahren«, sagte ich und gab David den Stein zurück. »Aber wenigstens weiß ich, daß ich nichts über Opale weiß.«

»Womit die erste Lektion absolviert wäre«, sagte Joss. »Das hättest du hinter dir.«

Und dann betrachteten wir die anderen Opale; David rollte ein Behältnis nach dem anderen auf, und Joss erklärte mir jeden Stein und seine Eigenschaften. Plötzlich sah er auf die Uhr und drängte zum Aufbruch.

»Wir müssen gehen, sonst ist unser Schiff weg. Auf Wiedersehen in Australien, David – du kommst ja sicher bald nach.«

»Sobald ich kann. Nur noch ein paar Besuche, und dann folge ich euch.«

Somit verabschiedeten wir uns und fuhren mit einer Droschke zur Anlegestelle der »Hermes« zurück.

Es gab Tage in ruhigen Gewässern, an denen sich das Schiff kaum zu bewegen schien. Ich saß mit Joss auf Deck, und wir vertrieben uns die Zeit mit Gesprächen, während wir an unseren kühlen Getränken nippten.

Irgendwie hatte man das Gefühl, daß dies endlos so weitergehen würde. Manchmal sprang vor uns ein Schwarm Delphine aus dem Wasser, oder fliegende Fische flatterten aus der Tiefe empor. Ein Albatros folgte uns drei Tage lang. Von unseren Liegestühlen aus betrachteten wir seine unendlich grazilen Bewegungen und überlegten, wie kräftig wohl diese riesigen Flügel sein mochten, mit denen er über uns scheinbar mühelos seine Kreise zog. Dies war der absolute Friede – ob Joss es auch fühlte? Bis zum Sonnenuntergang, gegen sieben Uhr, blieben wir an Deck. Es war faszinierend, den raschen Übergang zur Nacht zu beobachten – so anders als zu Hause, wo das Dämmerlicht noch lan-

ge nach Sonnenuntergang anhält. Gerade eben herrschte noch heller Tag, während der riesige Feuerball im Niedersinken seine Hitze auf uns verstrahlte, und kaum war er in der See verschwunden, wurde es fast unmittelbar darauf finster. Wunderschön waren die Sonnenuntergänge, und eines Abends meinte Joss:

»In diesen Gewässern könnte man den ›Grünen Blitz‹ erleben.«

Jeden Abend blieben wir also oben sitzen und hofften auf das Ereignis, forschten den Himmel und Horizont nach Anzeichen dafür ab. »Es müssen die idealen Bedingungen herrschen«, erklärte Joss. »Keine Wolken, ruhige See – jedes Detail muß stimmen.«

Abend für Abend fragten wir uns, ob es wohl heute passieren würde.

Es war der reinste Fetisch geworden. Joss hatte den Blitz schon einmal gesehen – allerdings nur ein einziges Mal.

»Und dabei befand ich mich an einem Ort, wo es viele Male hätte passieren können«, erzählte er. »Aber nur dieses eine Mal war es mir vergönnt gewesen.«

So beobachteten wir jeden Abend den Sonnenuntergang – aber das Naturphänomen verbarg sich genauso wie sein Namensvetter unter den Edelsteinen.

Als die ›Hermes‹ Bombay anließ, standen wir an Deck und genossen das herrliche Panorama der hügeligen Inseln und zum Osten hin die sanft im Wind schwankenden Palmen und die hohen westlichen Berge. Bombay, das Tor Indiens!

Mit Joss durchstreifte ich am ersten Vormittag begeistert diese exotische Welt. Wie schön die Frauen in ihren leuchtenden Saris waren! Aber welcher Kontrast zwischen ihnen und den unzähligen Bettlern, die einen deprimierenden Anblick boten. Wir gaben den Bettlern Geld; je mehr wir ihnen jedoch schenkten, um so mehr dieser Elendsgestalten schienen sich um uns zu sammeln, und wir mußten schließlich vor den großen bittenden Augen und den emporgestreckten braunen Händen die Flucht ergreifen.

Eine Gruppe Frauen wusch Kleider an einem Fluß. Wegen der Bettler konnten wir jedoch auch da nicht lange zusehen und kehrten in unser buntbemaltes Muliwägelchen zurück. Noch lange sollten mir diese jammervollen Krüppel in Erinnerung bleiben.

Auf einem Markt gab es Stände mit wunderschönen Sachen, und dicke Händler bemühten sich, uns zu einem Kauf zu überreden. Teppiche hingen da und des weiteren alle möglichen geschnitzten Waren aus Holz und Elfenbein sowie Messinggeräte. Wir waren fasziniert.

Die glänzend schwarzen Augen eines Händlers lagen auf uns. »Ein kleines Geschenk, ja?« meinte er. »Um Liebe zeigen ... Glück bringen.«

Ich zögerte noch, während Joss mir zuflüsterte: »Er wäre sehr enttäuscht, wenn wir nichts kauften.«

»Das hier, meine Dame – sehr viel Glück«, schwatzte der Mann. »Elfenbeinzauber. Göttin des Glücks ... Talisman gegen Böses.«

»Das kauf ich für dich«, sagte ich, »denn jetzt gehört der ›Grüne Blitz‹ ja dir. Vielleicht brauchst du es.«

»Vergiß nicht, daß er zur Hälfte auch dir gehört. Und um dir zu beweisen, daß ich nicht an so was glaube, schenke ich dir die kirschrote Seide da für ein Kleid.«

So tätigten wir unsere Einkäufe, nachdem wir ein wenig herumgefeilscht hatten, da Joss meinte, der Verkäufer wäre betrübt, wenn wir das nicht täten.

Als wir wieder zum Wagen gingen, hatte ich das Gefühl, daß sich unsere Beziehung langsam veränderte. Während eines leichten Mittagessens fragte ich Joss, warum er David glauben machte, daß der ›Grüne Blitz‹ noch immer verschwunden sei und mein Vater ihn gestohlen habe. »Über diesen Stein wird viel herumspekuliert, und David redet gern. Ich will nicht darüber sprechen, bis ich ihn in Sicherheit weiß. Das halte ich für das klügste.«

Dagegen konnte ich nun nichts sagen.

Nach dem Essen fuhren wir weiter zu dem eindrucksvollen Rajabai-Turm aus dem vierzehnten Jahrhundert und dann zum Malaba-Hügel hinauf. Wir kamen am Turm des Schweigens vorbei, auf dem die Par-

sen die Toten nach ihrer religiösen Sitte deponierten, also die Leichen den Vögeln, dem Wetter und der Sonne überließen.

»Keine Frau darf ihn betreten«, erklärte der Fahrer.

»Warum nicht?« wollte ich wissen. »Warum schließt man sie aus?«

Der Fahrer verstand uns nicht, sein Englisch war nur begrenzt, aber Joss antwortete mir an seiner statt: »Das minderwertige Geschlecht, du weißt doch.«

»Welch ein Unfug«, erwiderte ich böse.

Es machte ihm wieder einmal Spaß, meinen Zorn herausgefordert zu haben. Die Veränderung in unserer Beziehung, die ich kurz vorher glaubte feststellen zu können, hatte sich bereits wieder verflüchtigt, und wir befanden uns genau dort, wo wir angefangen hatten.

Gegen Ende der Reise wurde die Stimmung immer gespannter. Joss schien in Nachdenken versunken, und ein paarmal bemerkte ich, wie er mich aufmerksam beobachtete.

Abends saßen wir wie immer gemeinsam an Deck und beobachteten schweigend den Untergang der Tropensonne. Bei unseren Gesprächen kam oft die Rede auf Ben, – vor allem Joss zitierte ihn häufig. Er war sichtlich sein Leben lang sehr von ihm beeinflusst worden.

»Glaubst du, daß wir den ›Grünen Blitz‹ einmal sehen werden?« wollte ich wissen.

»Vielleicht. Viel Zeit bleibt uns allerdings nicht mehr. Man muß darauf warten. Manche Leute bilden sich auch nur ein, ihn gesehen zu haben.«

»Gehörst du auch zu denen?«

»Nein, ich nicht, dazu bin ich zu praktisch veranlagt. Ich habe keine Tagträume.«

»Vielleicht täte es dir gut, welche zu haben.«

»Warum sollte man sich an Luftschlössern ergötzen, wenn man rundum die Wirklichkeit hat?«

»Weil es zeigt, daß man Phantasie hat.«

Er lachte mich aus, und ich spürte, daß er es genoß, mir stets aufs neue klarzumachen, wie jung und unerfahren und manchmal direkt dumm ich noch war.

Einmal sagte er: »Ben behauptete immer, die Liebe komme manchmal wie der Blitz, und das sei dann auch das Wahre. Viele Leute meinen, sie gefunden zu haben, weil sie es sich wünschen. Genauso ist es mit dem ›Grünen Blitz‹. Sie wollen ihn sehen, und darum bilden sie sich ein, sie hätten es.«

»Ich bilde mir bestimmt nie etwas ein.«

»Sieh doch mal die Sonne an! Heute glitzert der Himmel wie ein Opal: der gelbe Schimmer da drüben mit dem Blau. So einen Opal habe ich einmal gefunden. Wir nannten ihn ›Die Primel‹, weil jemand meinte, die Form dieser Blume in ihm zu sehen. In einer halben Stunde ist die Sonne unten. Wer weiß – vielleicht haben wir heute Glück. Alle Anzeichen sprechen dafür.«

Wir warteten schweigend.

»Jeden Augenblick kann es soweit sein«, sagte Joss schließlich. »Wie grell die Sonne ist! Als ob sie uns blind machen wollte, damit wir ihn versäumen. Gib acht, blinzle ja nicht!«

Der große rote Ball am Horizont tauchte gerade ins Wasser, nur noch die Hälfte war zu sehen, dann noch weniger; schließlich blieb nur der rote Rand.

»Jetzt!« flüsterte Joss, und dann hörte ich, wie er enttäuscht den Atem ausstieß. Die Sonne war hinter dem Horizont verschwunden, und weder er noch ich hatten den Blitz gesehen.

Die Brandstätte

Große Aufregung bemächtigte sich aller, als wir uns dem Land näherten, und ich glaube, es gab keinen Passagier, der nicht vom Deck aus fasziniert hinüberstarrte. Es war aber auch ein sehenswerter Anblick, denn kein Hafen der Welt läßt sich wohl mit dem Sydneys vergleichen. Der Kapitän hatte mir unterwegs ein Buch zu lesen gegeben, das von der Ankunft der ersten Flotte dort handelte.

Was mochten die Verbannten gefühlt haben, als sie nach monatelanger Gefangenschaft im stinkenden Unterdeck eines Schiffes sich plötzlich von so viel Schönheit umgeben sahen? Damals mußte die Szenerie noch farbiger gewesen sein durch die bunten Vögel – Papageien, Liebesvögel und jene zartfarbigen Galahs, deren Grau und Rosa sich so zauberhaft mischt. All das sollte ich erst später zu Gesicht bekommen, denn die Hafeneinfahrt präsentierte sich jetzt ganz anders. Anstelle der schönen wilden Blumen standen Gebäude da, die Vögel hatten sich schon lange ins Inland zurückgezogen.

Die Stadt erhielt ihren Namen nach Lord Sydney, den damaligen Innenminister. Kapitän Arthur Philip, der erste Gouverneur der Kolonie, nach dem ebenfalls ein Hafen benannt wurde, hat behauptet, daß dies der schönste Hafen der Welt sei, in dem gut tausend Schiffe Platz finden, ohne sich gegenseitig ins Gehege zu kommen.

Vielleicht hatten mir jene Berichte über die Vergangenheit die Augen verklärt, oder es war wirklich einer der schönsten Orte, den ich je erblickt hatte. Jedenfalls verdrängte meine Freude darüber schnell die leichte Depression, die ich bei dem Gedanken daran spürte, dieses Schiff, mein Heim seit Wochen, verlassen zu müssen. Ich lehnte an der Reling, als wir durch die Haupteinfahrt an zahllosen sandigen, grün-

umrandeten Buchten vorbei einliefen. Dann tauchten die ersten Gebäude auf, die erkennen ließen, daß dahinter eine mächtige Stadt lag.

»Wie wunderschön es doch hier ist!«

Joss schien dies zu freuen. »Fancy Town ist gar nicht so weit ab von hier«, erklärte er. »Zum Einkaufen kannst du immer wieder mal herkommen. Es gibt schöne Geschäfte und auch Hotels. Natürlich muß man unterwegs ein- bis zweimal kampieren. Es hat aber auch Herbergen, in denen man übernachten kann.«

»Das klingt direkt aufregend.«

»Ist es auch. Wart es nur ab. Ob uns irgend jemand abholt? Wir wohnen im ›Metropol‹. Zum Pfauen-Haus brauchen wir dann etwa zwei Tage.«

»Wie kommen wir denn hin?«

»Es gibt zwar eine Postkutschenlinie, aber die fährt nicht genau in unsere Richtung. Also reiten wir am besten selbst hinaus. Du wirst froh sein, daß ich dich reiten gelehrt habe.«

Jedermann schien Joss zu kennen, so daß wir die Formalitäten im Nu hinter uns gebracht hatten. Unser Gepäck wurde erst später ausgeladen und ins Hotel nachgeschickt.

»Wir bleiben eine Woche im ›Metropol‹«, sagte Joss. »Ich habe einiges zu erledigen, und du wirst dich bestimmt umschaun wollen, ehe wir heimfahren. Komm, steig in den Buggy, er bringt uns zum Hotel. Wir nehmen jetzt nur das Nötigste mit.«

Das Hotel lag mitten im Zentrum. Am Empfangspult drängten sich laut redende Leute, aber Joss bahnte sich seinen Weg hindurch und kam mit zwei Schlüsseln zurück.

Ironisch grinsend gab er mir einen. »Genau nach Abmachung«, sagte er, dabei genüßlich meinen aufwallenden Ärger auskostend.

Unsere Zimmer lagen nebeneinander, und sie hatten eine Verbindungstür. Boshaft beobachtete er, wie ich ängstlich dorthin blickte, dann zog er den Schlüssel heraus und übergab ihn mir wie damals in der Hochzeitsnacht.

Das Zimmer war sehr hübsch und hatte einen kleinen Balkon. Ich trat hinaus und blickte auf die Straße hinunter mit ihrem Getümmel

von Menschen und Pferdegespannen. Ja, wir waren in einer Großstadt.

Rasch wusch ich mich und zog mich um, dann setzte ich mich aufs Bett und wartete. Bald darauf klopfte es, und Joss holte mich zum Essen ab. Wir gingen die breite Treppe in die Halle hinab, in der viele Männer in intensive Gespräche vertieft waren.

»Schafzüchter aus Neusüdwaless«, erklärte Joss, »einige auch aus der Region hinter den blauen Bergen. Ein paar Goldwäscher befinden sich ebenfalls darunter. Einen Goldwäscher erkennt man immer an seinem Blick. Er scheint stets nach etwas zu suchen. Ewige Hoffnung vermutlich, die macht das Herz krank. Viele von ihnen sind krank, seelisch krank, weil die Träume großartiger waren als die Wirklichkeit. Und dann trifft man auf die, die ihr Scherflein beieinander haben. Oft sind sie gar nicht so glücklich, weil sie entdeckt haben, daß es Dinge gibt, die man mit Gold nicht kaufen kann, und sie gerade diese Dinge haben wollen. Schließlich sind da noch welche, die etwas zusammengescharrt haben und es verprassen. Sie alle kann man hier antreffen. Der Schafzüchter ... das ist ein anderer Typ. Weiß Gott, er hat seine Schwierigkeiten: Trockenheit, Überschwemmungen und Krankheiten, die Pflanzen und Tiere vernichten können. Ich sag dir, hier gibt's mehr Plagen als damals in Ägypten.«

Wir gingen in den Eßsaal, und er sagte: »Wir nehmen Steak. Endlich mal wieder frisches Fleisch!«

Obwohl es mich irgendwie ärgerte, daß er mir vorschrieb, was ich zu essen hatte, nickte ich.

Das Steak war wirklich gut; nachher tranken wir noch Kaffee in der Halle, aber dort herrschte ein derartiges Getöse, daß wir einander kaum verstehen konnten. Joss meinte, es sei ein ermüdender Tag für mich gewesen, ich sollte mich lieber zurückziehen. Wieder einmal wußte ich nicht, ob ich für seine Sorge dankbar sein oder seine Befehle anmaßend finden sollte.

Ich war tatsächlich müde, also sagte ich gute Nacht und ging in mein Zimmer hinauf. Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß die Zwischentür verschlossen war, fiel ich in tiefen erholsamen Schlaf.

Wir trafen uns beim Frühstück am nächsten Morgen. Joss hatte sich ein deftiges Essen bestellt: Lammkotelett und Nieren.

»Wir essen gern herzhaft«, sagte er, »das kommt vom Leben an der frischen Luft. Heute werde ich dich herumführen, später muß ich mich dann meinen Geschäften widmen. Einige der Leute, die Opale kaufen und verkaufen, sollst du auch kennenlernen, denn wenn es hier auch nur um Geselligkeit geht, wirst du doch dies und jenes aufschnappen. Und nachher machst du vielleicht Einkäufe. Aber erst muß ich dir alles zeigen, damit du dich in der Stadt auskennst.«

Ich fand das eine gute Idee, und gleich nach dem Frühstück brachen wir auf.

Diesmal kutschierte er den Buggy selbst und fuhr zuerst zum Hafen. Ich hatte ihn zwar bereits vom Schiff aus gesehen, aber jetzt bot sich mir ein ganz anderer Anblick. Wir konnten die einzelnen Buchten abfahren und das prächtige Panorama genießen. Die See war saphirblau.

»Sieht so schön aus«, sagte er, »aber unter diesem unschuldigen Blau lauern die Haie. Wenn du hier hinausschwimmen würdest, könntest du leicht im Rachen eines Hais enden.«

»Wie gräßlich!«

»Der Schein trügt eben oft«, sagte er grinsend.

»Bei diesem Wasser bestimmt, es sieht wirklich so ruhig und friedlich aus.«

»Genau dann ist es am gefährlichsten. Aber wenn dich schon Haie erschrecken – wie wird es dir in Fancy Town ergehen?«

»Das kann ich erst sagen, wenn ich dort bin.«

»Jedenfalls ist alles ganz anders als in England.« Er hatte den Buggy angehalten und fixierte mich scharf. »Manche Leute, die hierher kommen, halten es vor Heimweh nicht aus. Sie packen und fahren zurück.«

»Es ist auch schwer, seine Heimat zu verlassen.«

»Meine Ahnen kamen vor siebzig Jahren in dieses Land.« – »Hatten sie Heimweh?« – »Das hätte ihnen auch nicht geholfen, sie mußten ja bleiben. Der Vater meiner Mutter kam auf einem Sträflingsschiff. Er

war kein Verbrecher, sondern seine Meinungen paßten denen nicht, die an der Macht waren. Er hatte einige Leute vor den Kopf gestoßen, und da wurde eine Anklage gegen ihn konstruiert, und man verurteilte ihn: vierzehn Jahre Verbannung. Die Mutter meiner Mutter war eine Kammerzofe, die man beschuldigte, eine wertvolle Brosche gestohlen zu haben. Die Familie behauptet, daß sie unschuldig war, aber das tun wahrscheinlich alle Angehörigen von Verbannten. Die meisten Leute hier sehnen sich nach England zurück.«

»Und du?«

»Manchmal schon. Mir ist es eine zweite Heimat geworden, es zieht mich zwischen beiden Kontinenten hin und her. Wenn ich hier bin, möchte ich in England sein – wenn ich in England bin, sehne ich mich nach Australien zurück. Absurd, aber ich bin wohl überhaupt widersprüchlich.«

Daß ich darauf die Antwort schuldig blieb, amüsierte ihn. Es war mir oft peinlich, wie genau er meine Gedanken zu lesen schien.

»Oakland hat mich fasziniert, genau wie Ben. Einerseits wäre ich gerne dort geblieben und eine Art Gutsbesitzer geworden, und jetzt – als Mann einer Clevering sozusagen – wäre ich ja wohl dazu prädestiniert. Andererseits sind die Opale hier – und Opale bedeuten mein Leben. Ich bin also in einem Dilemma.«

»Ein wahrer *Zwiespalt der Gefühle*, wie mir scheint.«

»Ja, aber ich lasse mich davon nicht irritieren. Meine Lebensart ist es nun einmal, das Beste aus beiden Welten herauszuholen.«

»So möchtest du also nach Oakland auf Besuch fahren?«

»Ja. Schade, daß es auf der anderen Seite der Welt liegt. Aber was bedeuten schon ein paar tausend Meilen?«

»Dir natürlich nichts«, sagte ich lachend.

»Du würdest doch sicher auch gern ab und zu hinkommen?«

»Allerdings.«

»Dann stimmen wir wenigstens darin überein. Wir machen direkt Fortschritte.«

»Es ist doch wohl nur natürlich, daß ich gern mal nach Hause fahren möchte. Ich sehe da keinen Fortschritt.« Er lachte nur.

Auf der Rückfahrt durch die Stadt zeigte er mir, wie unordentlich die Straßen angelegt waren, da die Siedlung zu Anfang entlang der Pfade entstand, die von den Wagen und Reitern rund um die Hügel benutzt wurden.

»Es ist eher gewachsen als geplant worden.«

»Finde ich auch ganz richtig für eine Stadt«, erwiderte ich. »Ist doch viel interessanter, wenn etwas aus einem bestimmten Grund an einer Stelle steht, als nur, weil es jemand auf einen Plan gezeichnet hat.«

»Romantisch bist du also auch?«

»Was wäre daran Schlechtes?«

»Das ist mir jetzt zu tief sinnig. Ich muß in dem Verkehr auf mein Pferd aufpassen.«

»Ich dachte immer, dich könnte nichts aus dem Gleis bringen.«

»Tatsächlich? Wie schön, daß du so eine gute Meinung von mir hast.«

»Ben sagte stets, daß man die Leute nach ihrer eigenen Anschauung einschätzt.«

»Und das tust du bei mir?«

»Ich muß erst herausfinden, wie andere Leute dich einschätzen.«

Interessant war es jedenfalls mit Joss immer. Er erzählte geradezu fesselnd von Kapitän Cook, der im Jahre 1770 Neusüdwailes für die britische Krone in Besitz genommen hatte, und daß es Neusüdwailes genannt wurde, weil diejenigen, die das Land zuerst sahen, Ähnlichkeit mit der südwalisischen Küste daheim zu entdecken vermeinten. Erst siebzehn Jahre später entschloß man sich, dieses wunderschöne Land als Sträflingskolonie zu verwenden. Die erste Schiffsladung traf 1787 ein.

»Die reinsten Sklaven«, sagte Joss. »Für das geringste Vergehen wurden sie ausgepeitscht. Damals herrschten grausame Zeiten. Dabei waren keineswegs alles Verbrecher, sondern es befanden sich auch politische Gefangene sowie Männer von Geist und Wissen darunter.«

»Wie dein Großvater.«

»Genau. Später kamen noch andere nach, die sich hier ein neues Leben aufbauen wollten. Man konnte für zehn Pfund ein riesiges Stück

Land kaufen, fünf Quadratmeilen. Also brauchte man nicht viel Startkapital. Die Sträflinge waren billige Arbeitskräfte, und außer harter Arbeit war eigentlich nichts erforderlich. Und wie die Leute schufteten! Du hast ja die Schafzüchter im ›Metropol‹ gesehen. Rauhe Männer, dickköpfig, schlau und mit mancherlei Unbilden vertraut. Du hast von den Krankheiten, Überschwemmungen und Trockenzeiten gehört. Dazu gibt es noch ein Übel: das Buschfeuer. Es kann verheerende Auswirkungen haben. Wir haben also gegen vieles anzukämpfen. Das leichte, bequeme Leben mußt du hier vergessen.«

»Warum warnst du mich dauernd?«

»Wenn du es als Warnung auffaßt, wird sie wohl am Platze sein.«

»Du scheinst eine sehr schlechte Meinung von mir zu haben. Das wundert mich, denn ich habe eine recht gute von mir, und wenn Ben recht hatte ...«

Er lachte, aber – wie mir diesmal schien – mehr *mit* mir als *über* mich.

Auf der Rückfahrt zum Hotel sagte er: »Alle, die hier herauskommen, sind irgendwie Abenteurernaturen. Die Goldsucher haben natürlich diese Mentalität im höchsten Grade. Jeden Tag schwören sie sich vor Arbeitsbeginn: ›Heute wird es klappen.‹ Bei Sonnenuntergang wissen sie, daß es eine Täuschung war – aber die Hoffnung bleibt. Die Opalschürfer sind genauso: Stets denken sie, sie werden noch einen ›Grünen Blitz‹ finden.«

»Du hast ja den echten schon gesehen.«

»Ja, und einmal in der Natur.«

»Wo es keinem gelingt, wirst du immer noch Erfolg haben.«

Die Tage in Sydney genoß ich sehr; abends trafen wir uns mit Geschäftsfreunden von Joss. Einer hatte seine Frau dabei, mit der ich dann ein paarmal einkaufen ging.

In der geschäftigen George Street besorgte ich mir Stoffe zu praktischer Kleidung für mein neues Leben. Dann wanderten wir durch

die Pit sowie die Elisabeth Street und bewunderten die Auslagen. Auf Anraten meiner Begleiterin kaufte ich zwei riesige Stroh Hüte gegen die stechende Sonne. Sie gefielen mir außerdem gut und dienten so zwei Zwecken – einem nützlichen und der Verschönerung. In der King Street erstand ich Bänder und Haarnadeln.

Bald rückte der Abreisetag heran. Joss wählte lange unter den Mietpferden. Unser großes Gepäck kam erst mit der Kutsche nach; für unsere Zweitagestour reichte ein Packpferd für das Dringendste und die Eßwaren.

Die Reise von England hatte etwas über sechs Wochen gedauert. Es war jetzt hier Ende November, was unserem Mai entspricht. Die Schönheit der wilden Blumen konnte ich gar nicht genug bewundern. Am eindrucksvollsten aber waren die hohen Eukalyptusbäume. Abweisend und hochmütig ragten sie über die Baumfarne und Grasbäume, als wollten sie nach dem Himmel greifen. Joss kannte sich in der Landschaft ebenso aus wie in der Stadt, und ich war froh, in ihm einen so guten Mentor zu haben.

»Diesen Eukalyptus nennen wir Faserrindenbaum, weil seine Rinde aus so zähen Fasern besteht. Schlechter Whisky heißt bei uns im Slang auch so. Unsere Sprache ist recht farbig, du wirst einige Ausdrücke lernen müssen.«

»Aber mit Vergnügen.«

»Das freut mich. Ich helfe dir gern dabei. Sieh mal da drüben. Ein gefleckter Gummibaum. Erkennst du die Punkte auf der Rinde?«

Die Gegend war ganz flach, und ihre Trockenheit im Vergleich zu England fiel mir auf. Ich hatte vorher nicht gewußt, wie grün England war. Die Straßen waren rauh und voller Löcher, die Hufe unserer Pferde wirbelten riesige Staubwolken empor. Über eine kleine Hügelkette ging es und dann wieder in die Savanne. Durch ausgetrocknete Flußbetten ritten wir weiter bis zu einer Herberge – einem flachen Gebäude mitten im Grasland. Joss meinte, wir sollten die Nacht dort verbringen, weil es bis Fancy Town doch noch weit über eine Tagesreise sei. Die nächste Nacht wollten wir bei den Trants verbringen und am übernächsten Tag das restliche Stück zurücklegen. Er ritt in den Hof und

stieg ab. Mittlerweile war eine Frau im voluminösen schwarzen Kleid, über dem sie eine weiße Schürze trug, herausgetreten.

Joss sprach mit ihr und kam dann zu mir.

»Sie haben nur ein Zimmer«, sagte er. »Das ist hier natürlich kein Stadthotel. Was ist? Sollen wir es nehmen oder lieber draußen schlafen?«

Die Frau war ebenfalls herangetreten. »Willkommen, meine Liebe«, sagte sie. »Es ist ein schönes Zimmer. Sind Sie Mann und Frau?«

»Ja«, antwortete Joss.

»Dann will ich mich mal beeilen und das Bett machen. Ein sehr gutes Bett. Herrliche weiche Federn aus England. Jack kümmert sich um Ihre Pferde. Jack! Wo ist denn Mary?«

Joss half mir vom Pferd. Ich bemerkte, daß ihn die Situation amüsierte.

»Nur Mut«, flüsterte er, »wir werden die Sache schon deichseln. Ich finde immer einen Ausweg.«

Das Zimmer war wirklich hübsch und sehr sauber; ein riesiges Doppelbett beherrschte es. Joss betrachtete es sehnsüchtig. »Da steht ein bequemer Sessel«, sagte er, »der wird mir schon reichen. Oder ich schlage mein Lager wie ein Ritter in alten Zeiten zu Füßen deines Bettes auf.«

Er legte mir die Hände auf die Schultern und sah mich ernsthaft an. »Eines darfst du nie vergessen. Ich habe mich noch nie einer Frau aufgedrängt, die mich nicht wollte, und beabsichtige auch jetzt nicht, es zu tun. Ich habe meinen Stolz, wie du weißt.«

»Das weiß ich allerdings. Wirst du nicht auch zum Spaß Pfau genannt?«

»Ja, aber offen hat mich noch niemand so zu rufen gewagt. Denk daran, was ich dir sagte, es kann dir viele Ängste ersparen.«

Wir wuschen uns den Straßenstaub mit lauwarmem Wasser herunter und gingen zum Abendessen. Auf einem Eisengrill wurden Steaks gebraten, daneben stand ein langer Tisch mit Bänken davor.

Während die Steaks noch fertig brutzelten, löffelten wir Känguruhsuppe aus dicken Tontassen. Unsere Wirtin buk Fladenbrote, die gleichzeitig mit den Steaks fertig wurden. Danach gab es Käse mit »Johnny-

Kuchen« – Fladenküchlein –, und das Getränk dazu schmeckte wie englisches Bier.

Weil es nach dem Essen noch nicht dunkel war, wanderten wir noch ein wenig herum und sahen zu, wie die Schafe von den Kelpiehunden, die auf die Pfeife des Farmers hörten, zusammengetrieben wurden. Sie hielten die verwirrten Herden eng beisammen, indem sie geschickt über deren Rücken liefen.

Trotz aller Beteuerungen meines Ehemannes störte mich der Gedanke an unser gemeinsames Schlafzimmer. Er hatte sich für den Sessel entschlossen, der ihm doch mehr Bequemlichkeit als der Fußboden zu bieten schien, und ich zog' nur Rock und Mieder aus. Beide schliefen wir nicht allzugut.

In der reinen Morgenluft ging es am nächsten Tag weiter. Gegen elf kamen wir dann an einen Fluß, wo Joss haltmachen wollte. Die Pferde brauchten Ruhe und konnten getränkt werden. Ich sammelte trockenes Holz zusammen, das er dann mit bewundernswerter Geschicklichkeit zu einem Feuer für unser Teewasser entzündete. Unter einem Baum machten wir es uns bequem und packten unsere Vorräte aus. Die Wirtsleute hatten uns Sandwiches mitgegeben, außerdem besaßen wir noch etwas Käse. Merkwürdigerweise hatten mir Tee und Sandwiches noch nie so gut geschmeckt.

Die Sonne wurde heißer, wir fühlten uns beide nach dieser Nacht ziemlich zerschlagen. Ich schlief rasch ein und träumte, auf dem Schiff zu sein. Es war Sturm, ich ging an Deck spazieren und wurde von einer Seite zur anderen geschleudert. Plötzlich packte mich jemand. Es war Joss.

»Willst du Selbstmord begehen?« fragte er, und ich konnte nicht an mich halten, zu sagen: »Wäre doch ganz gut für dich, oder? Dann gehört alles dir. Du müßtest dich nicht mit einer Frau belasten, die du genausowenig willst wie sie dich. Alles wäre dein: die Häuser, die Anteile, der ›Grüne Blitz‹.« Als ich den Opal erwähnte, veränderte sich sein Gesichtsausdruck, und der Griff wurde härter. »Gute Idee«, antwortete er mit mörderischem Blick. »Ohne dich wäre ich besser dran. Selbstmord? Nun, man könnte dafür sorgen, daß es so aussieht.« Ich schrie: »Nein! Nein! Bring mich nicht um!«

Erschrocken wachte ich auf, mein Herz schlug vor Entsetzen, denn ganz dicht vor meinem Gesicht sah ich seines. Er beobachtete mich genau. Einen Augenblick lang dachte ich, mein Traum sei Wahrheit gewesen.

»Was war denn los?« fragte er.

»Ich habe geträumt.«

»Es klang aber wie ein Alptraum.«

»Ja, das war es auch.«

»Ein Alptraum am hellichten Tag? Was hast du denn nur auf dem Herzen? Irgend etwas beängstigt dich.«

»Da ich mich ganz gut um mich selbst kümmern kann, habe ich auch keine Angst.«

»Worum ging es in dem Traum?«

»Ach, um nichts weiter. Ein wirres Zeug, wie eben Träume so sind.«

»Es ist schon schwierig, seine Heimat zu verlassen und einfach in ein fremdes Land zu kommen. Macht dir das so zu schaffen?«

»Manchmal überlege ich, ob ich mich anpassen kann.«

»Und dazu die Ehe ... mit einem Fremden ... eine sinnlose, leere Ehe. Hoffentlich kommen wir da wenigstens mit der Zeit zu einem Kompromiß.«

Was mochte er mit »Kompromiß« meinen?

»Es gibt hier gesetzlose Menschen«, fuhr er fort.

»Die gibt es überall.«

»Hast du schon von den Buschräubern gehört?«

»Natürlich.«

»Aber du weißt nicht, wie sie tatsächlich sind. Verzweifelte Männer, die bei der Goldsuche oder auf den Opaloder Saphirfeldern Fehlschläge erlitten haben. Desperados, die vom Raub leben. Hier ist das ideale Gelände für sie. Sie können sich gut verstecken und ihr Gewerbe relativ leicht betreiben. Fangen lassen wollen sie sich auf keinen Fall – denn das würde bedeuten, daß man sie zur Warnung für andere am nächsten Baum aufknüpft. Sie töten ohne zu zögern, wenn es sich gerade ergibt.«

»Mir scheint, du möchtest, daß ich gleich wieder umkehre.«

Er lachte. »Ich wollte nur sehen, ob du der Mensch bist, der wegen ein paar Unbequemlichkeiten sofort aufgibt.« – »Ich will dir mal was sagen: Ich gehöre zu jener Sorte Mensch, die sehr viel auf sich nehmen würde, nur um dir zu beweisen, daß du unrecht hast.«

Er mußte lachen, und ich starrte vor mich hin, weil ich ihm nicht in die Augen sehen wollte, die mir allzu kühl und frech schienen.

»Suchst du nach Buschräubern? Keine Angst. Du hast ja einen Beschützer.«

»Etwa dich?«

»Und das hier.« Er nahm eine kleine Pistole aus seinem Gürtel. »Eine richtige Schönheit«, sagte er. »Ohne sie reise ich nie. Kompakt, kaum zu sehen und tödlich in Aktion. Viel Chancen haben die guten Leuten bei uns beiden nicht.«

Seite an Seite ritten wir weiter durch den Busch.

»Die Herberge der Trants ist noch gute zwanzig Kilometer weit entfernt«, sagte er. »Wenn wir dort ankommen, werden die Pferde Ruhe brauchen und wir auch.«

Ich blickte mich in der wilden und interessanten Gegend um. »Was sind das dort für bleiche Bäume?«

»Geistergummibäume. Manche Leute glauben, daß Menschen, die im Busch durch Gewalt sterben, ihren Wohnsitz in solchen Bäumen nehmen. Es heißt, wo ein solcher Geisterbaum ist, würden bald andere dazukommen. Du solltest diese Gebilde im Mondlicht sehen, dann würdest du die Legende verstehen. Es gibt Leute, die nach Einbruch der Abenddämmerung an solchen Bäumen nicht mehr vorübergehen. Sie meinen, daß die Äste sich in Arme verwandeln und am nächsten Morgen ein weiterer Geisterbaum bei den anderen stehen wird.«

»Jedes Land hat so seine Legenden.«

»Aber wir sind hier sonst recht vernünftige, realistische Leute!«

Plötzlich ertönte ein gackerndes Lachen über uns, das mich so erschreckte, daß ich im Sattel rutschte. Joss bemerkte es und lachte.

»Das ist nur ein Kookaburra«, sagte er. »Auch Lachender Hans oder Königsfischer genannt – ah, da kommt ja seine Gefährtin. Sie sind oft

zu zweit, und sie scheinen das Leben sehr amüsant zu finden. Um unser Haus wirst du sie oft hören.«

Wir ritten weiter durch ausgetrocknete Bachbetten und Schluchten.

»Mit den wilden Blumen hier wäre es erst schön gewesen«, sagte Joss.

»Aber leider sind diese Plätze zu trocken.«

Gegen sieben Uhr abends hielt Joss auf einem Hügelchen an und blickte sich in der Savanne um.

»Von hier aus müßte man die Farm schon sehen können«, sagte er.

»Sie liegt in einer Mulde.«

»Es wird bald dunkel sein.«

»Ja, und ich möchte vor Sonnenuntergang hinkommen. Das Buschland ist gefährlich. Ich kenne es zwar gut, aber auch alte erfahrene Australier haben sich schon verirrt. Man darf auf keinen Fall allein hinauswandern. Es ist immer die gleiche Landschaft, durch die man zieht, man wandert Meile um Meile und geht zum Schluß im Kreis. Nichts kann man sich merken, weil alles sich wiederholt. Also paß auf, ich glaube, ich sehe das Haus. Schau mal, dort drüben in der Senke.«

Wir ritten weiter. Die Sonne war bereits hinter dem Horizont verschwunden, die ersten Sterne tauchten auf, eine schmale Mondsichel leuchtete. Er galoppierte voraus, ich folgte ihm. Und dann hielt er ganz plötzlich an, und ich stoppte ebenfalls.

»Du lieber Himmel!« rief er. »Sieh dir das an!«

Ein unheimlicher Anblick in dem blassen Mond- und Sternenlicht: die Ruine eines Hauses. Joss ritt weiter, ich folgte ihm vorsichtig über das verbrannte Gras. Ein Feuer hatte die eine Seite des einstöckigen Gebäudes verbrannt, der Rest war von den Flammen schwer verwüstet.

»Sehen wir uns erst einmal um«, sagte Joss und stieg vom Pferd. Ich folgte seinem Beispiel; er pflockte die Pferde an einem eisernen Zaun an.

»Paß auf, wo du hintrittst«, rief er über die Schulter, dann wandte er sich um und nahm mich bei der Hand. Wir überschritten die schwarze Schwelle.

»Sie müssen alles verloren haben«, meinte er. »Wo mögen sie hingezogen sein?«

»Hoffentlich haben sie wenigstens das Leben gerettet.«

»Wer weiß?«

»Wie weit sind wir noch von Fancy Town?«

»Rund dreißig Meilen. Die guten Trants! Hier übernachtete fast jeder, der durchzog. Es war wie eine Oase in der Wüste. Auf Meilen im Umkreis gibt es kein weiteres Haus.« Er wandte sich zu mir. »Wir müssen aber heute nacht hierbleiben, die Pferde können nicht mehr weiter. In der Nähe ist ein Fluß – hoffentlich führt er Wasser. Die Gäule könnten dann trinken, und vielleicht finden wir einen Grasfleck, den das Feuer nicht erwischt hat. Warte mal, ich gehe nachsehen.«

Als ich allein in dieser ausgebrannten Ruine stand, empfand ich plötzlich Entsetzen. Eine Atmosphäre der Verdammnis lag über allem. Hier hatte sich eine Tragödie abgespielt. Tod und Unheil schienen in der Luft zu liegen, es durchschauerte mich, und mir wurde plötzlich kalt. Ich meinte, allein zu sein mit den Toten. Ich berührte die geschwärzten Mauern. Das hier schien der Salon gewesen zu sein, in dem die Leute saßen und redeten und miteinander lachten. In diesen vier Wänden hatten sie gelebt; waren wohl von England gekommen, Siedler, die ein neues Leben suchten und auf die Idee kamen, hier eine Herberge zu eröffnen, die Reisenden im Busch eine Übernachtung ermöglichte. Das Land ringsum wollten sie ebenfalls bebauen, denn es kamen nicht genug Leute vorbei, daß sie davon leben konnten. Wenn sie spazierengingen, sahen sie niemanden, nur wildes Buschland. Ob sie Angst hatten vor Buschräubern? Die schwarzen Mauern erfüllten mich mit einer Ahnung, ich hatte bis dahin die entsetzliche Einsamkeit in der Wildnis noch nicht richtig gespürt.

Dann sah ich, daß noch einige Überreste der Einrichtung vorhanden waren – ein halbverbrannter Tisch, Metallstücke von irgendeinem Gerät, zwei kaputte Kerzenhalter, einstmals schönpoliertes Messing und eine Metallkiste, wie sie unsere Maddy zu Hause hatte.

Plötzlich tauchte eine Gestalt neben mir auf; ich erstarrte vor Entsetzen.

»Entschuldige, ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Es ist einfach die Atmosphäre hier. Irgendwie wirkt alles so unheimlich.«

»Außer den Mauern ist wohl nicht viel übriggeblieben. Ich habe den Fluß gefunden, Gras gibt es auch dort, wir können die Pferde hinbringen.«

»Wollen wir wirklich hier bleiben?«

»Einen gewissen Schutz bietet es doch, und fürs Campieren sind wir nicht ausgerüstet.«

»Und wenn wir weiterreiten?«

»Dreißig Meilen? Die Pferde brauchen Ruhe. Wir bleiben bis zur Morgendämmerung, dann brechen wir sofort auf. Mal sehen, ob wir irgendwas hier noch benutzen können. Aber gib acht.«

»Da drüben steht eine Metallkiste, vielleicht ist was drinnen.«

Beim Weitergehen stieß mein Fuß gegen etwas; ich bückte mich und hob eine halb abgebrannte Kerze auf. Joss nahm sie und sagte: »Irgend jemand muß vor kurzem hiergewesen sein und hat offenbar die gleiche Idee gehabt wie wir.« Er untersuchte den Stumpf und zündete ihn dann mit einem Streichholz an. Als er die Kerze ganz hochhielt, sah alles noch viel unheimlicher aus als vorher im Dämmerlicht. Auch sein Gesicht war verändert, die Augen dunkler, die gebräunte Haut nicht mehr so stark erkennbar. Halb amüsiert, halb rätselhaft schien mir sein Blick. Ich sah, daß seine Ohren groß waren und oben spitz zuliefen, was ihm das Aussehen eines Satyrs gab. Ein Glitzern in seinen Augen ließ mich ahnen, daß ihm die Situation gar nicht so mißfiel. Meine Angst verstärkte sich natürlich noch mehr.

»Gut, daß wir die Kerze gefunden haben«, meinte ich. »Wer mag sie liegengelassen haben? Ein Buschräuber?«

»Warum nicht Reisende wie wir selbst?«

»Natürlich auch möglich.«

Er klopfte sich auf den Gürtel. »Jetzt weißt du, warum man gut vorbereitet sein muß. Keine Angst, du bist ja nicht allein.«

Sein Blick lag auf meinem Gesicht, und mir kam es vor, als wolle er mich verängstigen.

»Laß uns doch einmal in die Kiste schauen«, lenkte ich ab.

Er ging hinüber und berührte sie mit dem Fuß. »Dem Feuer scheint sie gut widerstanden zu haben.« Er bückte sich und öffnete sie, und sah dann mit hochgehaltener Kerze hinein. »Ach, wie schön – eine Decke; sie ist dem Feuer entgangen. Ein guter Fund! Die können wir auf dem Boden ausbreiten.« Er nahm sie heraus und schnupperte daran. »Man riecht noch den Rauch.«

Ich ging zu ihm und nahm ihm die Decke ab. »Meinst du, daß der, der die Kerze benützte, die Decke auch hatte?«

»Wer weiß? Aber wir können uns jetzt nicht leisten, heikel zu sein, wir werden sie einfach brauchen.«

Als ich sie herausnahm, bemerkte ich ein Buch darunter. Es war das Gästebuch der Trants. Auf dem Innendeckblatt stand: »Haus Trant« – 1875. Dieses Buch gehört James und Ethel Trant, die 1873 England verließen und sich hier ein Heim errichteten, das sie »Haus Trant« nannten.«

Ich stellte mir vor, mit wieviel Hoffnung James und Ethel ihre Heimat verlassen und sich an dieser einsamen Stelle angesiedelt hatten. Auf den folgenden Seiten waren dann Linien gezogen für die Eintragungen der Gäste. Eine Datumskolonne, die mittlere für den Namen, die letzte für Bemerkungen. Da stand unter anderem: »Danke, James und Ethel. Es war schön.« Und eine andere: »Genau wie zu Hause.« Oder: »Mein dritter Besuch. Spricht für sich selbst.«

Die Entdeckung dieses Buches hatte Ethel und James für mich plastisch werden lassen, und ich hoffte sehr, daß sie mit dem Leben davongekommen waren.

Joss blickte mir über die Schulter. »Ach, das Gästebuch; schau doch mal nach, wer der letzte Gast war. Dann wissen wir, wann das Feuer ausgebrochen ist.«

Ich sah nach. »Tom Best und Harry Wakers sind vor drei Monaten hier gewesen.«

»Vor so kurzer Zeit also erst«, kommentierte Joss.

»Was mag bloß mit James und Ethel Trant geschehen sein?«

»Wer weiß? Aber wir müssen jetzt schlafen. Vergiß nicht, daß es in der ersten Morgenfrühe weitergeht.«

»Irgendwie gefällt es mir nicht, daß wir hierbleiben.«

Er lachte laut. »Immerhin ein bißchen Schutz. Außerdem das Wasser in der Nähe und Gras für die Pferde. Wir haben noch Glück. Sicher, du hast an ein bequemes Bett gedacht, aber im Busch geht's eben nicht immer. Komm, halt mal das Licht.«

Ich tat wie geheißen, während er die Decke auf dem rauhen verkohlten Boden ausbreitete. Dann nahm er mir die Kerze ab, hielt sie schief, daß Wachs auf den Boden tropfte, und befestigte sie darin.

»Wie lange wird sie wohl noch brennen?«

»Wenn wir Glück haben, ein paar Stunden. Ein wahrer Segen, daß du sie gefunden hast. Hier draußen weiß man sein Glück zu schätzen.«

»Das tut man wohl überall.« Ich setzte mich auf die Decke und blätterte weiter im Buch herum. Dann sprang mir ein Name entgegen. »Desmond Dereham, Juni 1878«. Daneben stand: »Ich komme bestimmt wieder.«

»Was ist denn los?« fragte Joss bei meinem unwillkürlichen Ausruf.

»Mein Vater war hier – sein Name ist im Buch. Ich finde, die Leute sollten jetzt die Wahrheit wissen. Daß er den »Grünen Blitz« gar nicht stehlen konnte und dieser sich weiterhin in Bens Besitz befand. Wir müssen es eben bekanntgeben, daß wir ihn haben.«

»Mal sehen. So was kann man nicht so rasch entscheiden. Da hängt zuviel davon ab.«

Vielleicht hatte er recht, dachte ich, und es war besser, daß niemand wußte, daß wir den berühmten Stein besaßen.

Ich las weiter und entdeckte jetzt David Croissants Namen. »Da ist noch jemand drin, den wir kennen.«

Joss blickte hinein. »Ich stoße bestimmt auf viele bekannte Namen. Fast jedermann ist hier abgestiegen. Wir sollten jetzt Feuer machen und Tee kochen. Ich dachte ja auch, daß wir heute abend am Herbergs-tisch sitzen und vielleicht wieder ein Zimmer teilen würden, wie letzte Nacht. Zimmer sind rar in diesen Unterkünften. Für Leute mit besonderen Wünschen haben die nichts. Der Sessel war übrigens verdammt unbequem. Noch einmal wollte ich nicht das gleiche erleben, und jetzt

muß ich statt dessen die Nacht auf einer stinkenden Decke in einem abgebrannten Haus verbringen.«

Er hatte sich schon ausgestreckt und starrte zu den Resten des Daches hinauf, die im Kerzenschein wie ein Saurierskelett aussahen. Die Sterne blitzten zwischen den Balken hindurch.

»Eigentlich eine gute Einführung in unser Leben hier. Nach dieser Lektion wirst du auf alles vorbereitet sein. Bist du schon müde? Du hast auch nicht gut geschlafen, stimmt's? Schade, es soll doch ein so gutes Federbett gewesen sein.«

Ergriff mit der Hand nach mir und zog mich neben sich.

»So eine kleine Decke«, sagte er ganz ruhig.

Ich verkroch mich an den äußersten Rand.

»Du enttäuschst mich, Jessica«, sagte er. »Ich dachte nicht, daß du dich so leicht einschüchtern ließest. Riskier doch mal was! Warum bist du nicht bereit, neue Erfahrungen zu machen?«

»Was für Erfahrungen?«

»Ich wollte dich genausowenig heiraten wie du mich. Wir waren zwei realistische Leute, die mit offenen Augen ihre Chance ergriffen. Die Heirat paßte uns beiden in den Kram. Wenn wir es nicht getan hätten, würden wir viel aufs Spiel gesetzt haben. Nun ist es einmal geschehen: Warum versuchen wir nicht, etwas daraus zu machen?«

»Ich will alles über die Company lernen – soviel ich nur kann. In dieser Hinsicht werde ich mir jede erdenkliche Mühe geben.«

»Das meine ich nicht. Du hast Angst. Was für eine blödsinnige Situation. Hier bist du allein mit deinem Mann in einem ausgebrannten Rasthaus. Sei doch nicht so ein Kind, Jessica! Du bist doch eine erwachsene Frau.«

»Du hast mir versprochen ...«, rief ich. »Hast gesagt, du wärest zu stolz!«

»Es ist zum Verrücktwerden mit dir.«

»Weil ich dir nicht nachlaufe?«

»Ja«, rief er. »Weiß Gott, ich wünschte ...«

»... daß du zu Ben nein gesagt hättest? Das hättest du doch nie getan! Du wolltest ja Oakland, das Pfauen-Haus und den ›Grünen Blitz‹

haben. Leider mußt du mich dabei mit in Kauf nehmen, das gehörte dazu. Wenn du mich loswerden könntest, wärest du zufrieden. Das hast du mir schon deutlich gezeigt. So ein Kind bin ich wieder nicht, daß ich das nicht bemerkte. Wahrscheinlich hattest du eine andere im Sinn. Aber es sieht dir ganz ähnlich ... die beste Chance zu ergreifen. Meinst du, ich verstehe das nicht? Sogar jeden Tag zunehmend mehr. Und was ich da entdecke, gefällt mir gar nicht. Ich wünschte ...«

Joss erhob sich. »Ich muß mal nach den Pferden sehen«, sagte er und ließ mich allein. Als ich mich in dem ausgebrannten Raum umsah, überkam mich eine böse Ahnung. Er wollte mich nicht, ich widerte ihn an. Es mußte ihm klargeworden sein, wieviel bequemer es für ihn wäre ohne mich. Er wollte frei sein und doch nichts dadurch verlieren.

Ich hörte noch seine Stimme: »Ein Menschenleben ist hier nicht viel wert.«

Buschräuber durchstreiften das Land; wie leicht konnte er mich töten! Hunderte Begründungen dafür erfinden.

»Ich ging zu den Pferden hinunter«, würde er vielleicht später sagen. »Als ich zurückkam, lag sie tot da ... erwürgt ... erschossen. Es waren Buschräuber in der Nähe. Ihr Schmuck fehlte ... und das Geld ...« Oder: »Sie war nicht an das Reiten in solchem Land gewöhnt. Ich hatte ihr in England Unterricht gegeben, aber hier war es doch anders. Sie stürzte und brach sich das Genick. Ich begrub sie bei der ausgebrannten Herberge.«

Begehrte er meinen Körper? Vielleicht. Ben hatte ja angedeutet, daß er ein Filou war. Erst Liebe und dann Mord. Solche Leute gab es!

»O Gott, hilf mir!« flüsterte ich und dachte: Schon wieder bitte ich *Ihn*, wenn ich in Schwierigkeiten bin. Nur dann bete ich. Wie kann ich da Hilfe erwarten? Irgend etwas lag hier in der Luft. War es die Dunkelheit, der scharfe Brandgeruch, das Unheimliche? Mein Vater hatte einmal hier geschlafen. Wo befand er sich jetzt? Vielleicht war er schon tot, und sein Geist warnte mich. Schließlich war ich seine Tochter. Hatte sich Joss wirklich zu den Pferden begeben, oder schlich er sich plötzlich von hinten an?

Unsinn, sagte ich mir, er ist doch dein Mann.

Mein Mann, der mich heiraten mußte, damit er nicht alles verlor, und der alles gewinnen konnte, wenn er mich loswurde.

Ich schrak zusammen. Schritte, langsam, gleichmäßig, immer näher, aber nicht vom Fluß her.

Ich sprang auf und hockte mich hinter die Tür. Jenen Rest Tür, der knarrte, als jemand sie aufstieß. Ein Mann trat ein. Ich hörte seinen raschen Atem, dann sagte er: »Um Himmels willen!«

Ich schrie auf, und er wirbelte herum. Ich glaubte zu träumen: Es war David Croissant. »Mr. Croissant ...«

Er starrte mich an. »Ja ... was ... um alles in der Welt ...?«

»Die Herberge ist ausgebrannt – Joss und ich wollten hier übernachten.«

»Mrs. Madden ...? Das wird ja immer merkwürdiger. Wo ist Joss?«

»Bei den Pferden.«

Und da hörten wir ihn schon kommen, und David rief ihm entgegen; dann gab es große Erklärungen hin und her. David hatte eine Woche nach uns in Kapstadt ein Schiff bestiegen, jetzt war er auf dem Weg in unseren Ort und hatte ebenfalls beabsichtigt, bei den Trants zu übernachten.

»Ich hatte auf Ethels gutes Essen gehofft«, sagte er. »Meine Pferde können auch nicht mehr weiter.«

»Daß ausgerechnet du auftauchst!« meinte Joss. »Wir fanden deinen Namen im alten Gästebuch.«

»Kein Wunder, ich war ja oft hier. Die angenehmste Herberge weit und breit. Was mag aus James und Ethel geworden sein?«

»Ich zeige dir, wo unsere Pferde sind«, sagte Joss. »Ein schönes Plätzchen habe ich gefunden. Was hast du in den Satteltaschen?«

»Wir werden schon sehen«, sagte David und ging dann mit seinen Pferden Joss nach.

Wie erleichtert ich war, die Nacht nicht allein mit meinem Mann verbringen zu müssen!

Bald kamen die beiden zurück, und Joss machte jetzt doch Feuer und kochte Tee. David hatte kaltes Hühnchen und »Johnny-Kuchen« dabei; wir aßen alle mit großem Appetit.

Beim Essen sprach David von seinen vielen Besuchen bei den Trants. »Bin regelmäßig hier abgestiegen, einmal auch mit Desmond Dereham. Was mag mit ihm passiert sein? Wo ist er wohl hin mit dem ›Grünen Blitz‹? Seinen Namen wird man nie vergessen.«

»Wer weiß«, sagte Joss wieder, und ich mußte an mich halten, um nicht mit allem herauszuplatzen.

David hatte mehrere Decken bei sich, so daß wir doch etwas gemütlicher schlafen konnten.

In der Dämmerung des nächsten Morgens ritt ich zwischen den beiden Männern der Sonne entgegen. Geraume Zeit später erreichten wir jene Ortschaft mit dem beziehungsvollen Namen Fancy Town. Und an diesem Tag sah ich zum erstenmal mein neues Heim: das Pfauen-Haus.

Das Pfauenhaus

Fancy Town hatte sich an den Ufern eines Flüsßchens ausgebreitet, das die Natur glücklicherweise in der Nähe des Opalgebietes vorbeifließen ließ. Manche Arbeiter lebten in Zelten, es gab aber auch Hütten aus rohbehauenen Stämmen oder ungebrannten Ziegeln mit groben Kaminen aus Kalkstein oder Rinde.

Die Geschäfte waren wie Schuppen gebaut und auf einer Seite offen, damit man die Waren sehen konnte. Nach der unendlichen Weite des Buschlandes bot der Ort einen recht kümmerlichen Anblick.

Wir trafen spät nachmittags ein, und die Aufregung über unser Erscheinen zeigte, wie selten dort Besuche waren. Kinder kamen herausgerannt und starrten uns an – die meisten ziemlich ungepflegt, was nicht überraschend schien, da sie ja in diesen unzulänglichen Unterkünften lebten. Ein Mann rief Joss zu: »Schön, Sie wiederzusehen, Sir!«

»Danke, Mac«, antwortete Joss.

»Tut mir leid, das mit Mr. Hennicker.«

Das Pfauen-Haus lag etwas außerhalb des Ortes. Als erstes fiel mir auf, in welchem Kontrast es doch zu all der Armseligkeit dort stand. Wir bogen in das Parktor ein, und vor uns lag noch eine Auffahrt von gut fünfhundert Metern, an deren Ende ich das Gebäude erkennen konnte, das im alten Kolonialstil erbaut war. Grazil und leuchtend weiß bot es sich mir in der klaren Luft dar. Die Terrasse und der Vorplatz wurden von reichverzierten Säulen getragen, die an griechische Baustile erinnerten, das Haus selbst war jedoch keiner Periode zuzuordnen. Es enthielt gotische, Queen-Ann- und Tudor-Züge in einer Mischung, die nicht eines gewissen Charmes entbehrte. Sozusagen als Omen erschien ein Pfau auf dem Rasen, gefolgt von seiner ergebenen kleinen Pfauenhenne. Er stolzierte die Terrasse entlang, als wolle er unsere Bewunderung herausfordern. Der Rasen war so tadellos gepflegt, daß man meinen konnte, er existiere schon seit Hunderten von Jahren. Überhaupt machte das Ganze den Eindruck eines alten Herrnsitzes – was ja unmöglich der Fall sein konnte.

»Nimm mir die Pferde ab, Tom«, sagte Joss. »Wer ist denn daheim?«

»Mrs. Laud, Mr. Jimson und Miß Lillas, Sir!«

»Kann ihnen jemand mitteilen, daß wir angekommen sind?«

Wir stiegen ab, Joss nahm meinen Arm und führte mich zum Vorplatz hinauf; David Croissant folgte uns. Oben stand die Tür zur Halle offen, wir traten ein. Drinnen umfing uns angenehme Kühle, denn die dünnen Lattenrollos hielten den grellen Sonnenschein ab. Die Halle war groß und luftig, der Mosaikboden leuchtete pfauenblau; in seiner Mitte war eine große Fliese mit einem riesigen Pfauenbild darauf eingelassen.

»Das Hausmotiv«, sagte Joss, der meinem Blick gefolgt war. »Benannte das Haus absichtlich nach diesem stolzen Vogel und schaffte sich eigens eine ganze Schar davon an. Leider kann ich dir nicht mit einer Geschichte aufwarten, daß das Pfauen-Haus so lange der Familie gehört, wie sich Pfauen hier tummeln werden, denn solche Traditionen gibt es hier ja noch nicht. Wir sind ein zu junges Land. Zu einem

war Ben jedoch entschlossen: Jeder, der das Haus betritt, müsse sich über dessen Namen klarsein. Das Leitmotiv wird überall ins Blickfeld gerückt.«

Eine breite Treppe führte im Bogen zum ersten Stock, und ich sah eine Frau uns von oben beobachten. Sie hatte offensichtlich schon eine Weile still dort gestanden und Joss zugehört. Wir bemerkten sie beide gleichzeitig.

»Ah, Mrs. Laud«, begrüßte er sie.

Jetzt kam sie herunter – eine großgewachsene, schlanke Frau mit feinem grauem Haar, das sie in der Mitte gescheitelt und im Nacken zu einem Knoten geschlungen trug. Auch ihr Kleid war grau – hochgeschlossen, mit peinlich weißem Kragen und Manschetten. Die Einfachheit ihrer Kleidung ließ sie wie eine Quäkerin erscheinen.

»Ich habe eine Überraschung für Sie«, rief Joss ihr jetzt entgegen. »Das ist meine Frau!«

Sie wurde um eine Nuance blasser und packte das Geländer, als müsse sie sich stützen. Ihr verwirrter Ausdruck wich schließlich einem leichten Lächeln, als sie recht gepreßt fragte: »Einer Ihrer Scherze, Mr. Madden?«

Joss faßte mich unter dem Arm und zog mich vor. »Kein Scherz, nicht wahr, Jessica? Wir haben in England geheiratet. Ben war auch dabei.«

Sie ging betont langsam weiter herunter, ihr Gesicht hatte sich etwas verzogen; es sah aus, als würden ihr gleich die Tränen in die Augen treten. Hörbar erschüttert sagte sie:

»Die traurige Nachricht von seinem Tod erreichte uns erst vor einer Woche. Von Ihrer Ehe erwähnten Sie aber nichts.«

»Nein, das sollte ja eine Überraschung sein.«

Ich trat auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen, die sie ergriff.

»Was werden Sie jetzt von mir denken? Wir hatten ja alle keine Ahnung! Wir waren alle so traurig. Uns ist ein guter Freund und Herr verlorengegangen.«

»Ich teile Ihre Trauer«, sagte ich. »Auch mir war er ein wunderbarer Freund.«

»Mr. Croissant ist uns unterwegs begegnet«, fuhr Joss jetzt fort. »Sind Jimson und Liliass daheim?«

»Ja, irgendwo im Haus. Ich habe schon nach ihnen schicken lassen, sie kommen bestimmt gleich herunter.«

»Mrs. Laud kann dich im Haus in alles einweihen, Jessica«, wandte sich Joss an mich.

»Davon werde ich bestimmt Gebrauch machen«, sagte ich.

Mrs. Laud lächelte mich fast unterwürfig an. Ich erinnerte mich an Bens Erzählungen über sie und wunderte mich, daß sie nicht so dominierend war, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Sie wirkte sehr sanft, und auch die Stimme klang eher sanft und beruhigend.

»Ich glaube, wir könnten jetzt eine Erfrischung brauchen«, sagte Joss.

»Mein Gott, da stehe ich herum und tue nichts«, rief Mrs. Laud und hob fast hilflos die Hände. »Ich bin so erschüttert. Erst Mr. Hennickers Tod ...«

»... und jetzt diese Ehe«, beendete Joss ihren Satz. »Ich weiß schon – aber Sie werden sich daran gewöhnen ... Wir werden uns alle daran gewöhnen.«

»Ich lasse gleich Tee bereiten«, sagte Mrs. Laud. »Das Abendessen gibt es in einer Stunde – es sei denn, Sie möchten es gern früher haben.«

»Wir haben unterwegs Hühnchen und Fladenkuchen gegessen«, sagte Joss, »also reicht uns der Tee. Mit dem Abendbrot hat es keine Eile.«

Mrs. Laud öffnete die Tür zum Salon. Seine Balkontüren gingen bis zur Decke, die besonders hübsch dekoriert war. Auch dieser Raum war außergewöhnlich luftig; die Vorhänge waren ebenfalls pfauenblau, aber sie leuchteten nicht, denn das Tageslicht wurde durch die verschlossenen Fensterläden ausgesperrt. Mrs. Laud stellte sofort die Latten etwas schräg, um den Raum heller zu machen.

Mein Blick fiel auf das Bild eines Pfaus an der Wand. Joss folgte wieder meinem Blick, und dann sahen wir einander an: Eine Welle der Erregung erfaßte uns beide. Der ›Grüne Blitz‹ war hinter diesem

Bild verborgen, und bei der ersten Gelegenheit wollten wir ihn betrachten.

Im Salon stand ein Glasschrank mit schwarzsamtenen Regalen, auf denen verschiedene Gesteinsstücke mit Opalstreifen lagen. Joss, der mich weiterhin beobachtet hatte, erklärte: »Das war Bens Idee. Alle Stücke darin bedeuteten ihm was. Sie stammen aus verschiedenen Minen, die für ihn wichtig waren. Ah, da kommt ja Jimson!«

Jimson Laud schien etwa im gleichen Alter wie Joss zu sein, und er wirkte genauso sanft wie seine Mutter.

»Jimson, darf ich dir meine Frau vorstellen«, sagte Joss. Auch er war sichtlich überrascht. Joss grinste mir zu – er genoß diese Überraschungseffekte.

»Das hat wohl wie eine Bombe eingeschlagen«, meinte er. »Jessica und ich haben vor unserer Abreise in London geheiratet.«

»Mei-meinen Glückwunsch.«

»Vielen Dank«, sagte ich.

»Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen.« Er hatte sich offenbar von der Überraschung erholt. Dann fügte er noch hinzu, wie tief Bens Tod ihn erschüttert habe.

»Ja, so ging es uns allen«, pflichtete Joss bei. »Leider gab es keine Rettung für ihn, darum mußte ich ja auch nach England fahren.«

»Und dort haben Sie Ihre Frau kennengelernt«, sagte Mrs. Laud leise.

»Jimson arbeitet für die Company«, erklärte mir Joss. »Er und seine Schwester Lillas leben in der Wohnung ihrer Mutter.«

»Ein Riesenhaus«, meinte ich.

»Mr. Hennicker wollte immer viel Platz für Gäste haben«, erklärte Mrs. Laud. »Oft war das ganze Haus voll. Ah, hier kommt ja meine Tochter Lillas.«

Wie ähnlich sich die drei waren! Lillas eine jüngere Ausgabe ihrer Mutter – unterwürfig, unscheinbar.

»Lillas, das ist Mrs. Madden ... unsere zukünftige Herrin«, sagte Mrs. Laud. Die Überraschung des Mädchens war genauso unverkennbar wie die der Mutter und des Bruders. Ich sah, wie ihr Blick auf Joss

ruhte, und überlegte, was das Ganze wohl bedeuten mochte. Die Tatsache, daß wir verheiratet waren, schien sie zu überwältigen. Der Ausdruck verlor sich jedoch wieder, und sie wirkte genauso ergeben wie wenige Augenblicke zuvor.

»Sie bleiben doch eine Weile, Mr. Croissant?« fragte jetzt Mrs. Laud.

»Ja, ein bis zwei Tage«, antwortete dieser. »Dann muß ich nach Melbourne weiter.«

»Ist in meiner Abwesenheit alles gutgelaufen, Mrs. Laud?«

»Im Haus ja – ansonsten weiß ich ja nicht Bescheid.«

Joss sah Jimson an.

»In der Firma gab es ein paar Unannehmlichkeiten, aber nichts Ernstes. Sie kommen ja morgen sicher runter.«

»Natürlich. Morgen müssen Sie meiner Frau das Haus zeigen, Mrs. Laud.«

Sie neigte den Kopf.

»Ja, ich bin schon ganz begierig drauf«, warf ich ein.

Dann wurde der Tee aufgetragen. »Soll ich eingießen?« fragte Mrs. Laud.

»Ich denke, daß meine Frau das gern übernimmt«, meinte Joss, womit er sie offensichtlich entließ.

»Lilias wird sich darum kümmern, daß Ihre Zimmer gerichtet werden«, sagte sie im Hinausgehen.

»Wir beide unterhalten uns später noch«, wandte sich Joss zu Jimson. »Ich möchte gern Näheres wissen.«

Der nickte und verschwand.

Jetzt waren wir allein mit David Croissant. Ich merkte, daß Joss es kaum mehr erwarten konnte: Sein Blick wanderte immer zum Bild. Meine Ungeduld war nicht geringer. Bald würde ich zum erstenmal den legendären ›Grünen Blitz‹ zu Gesicht bekommen.

David erzählte von seinen wunderbaren Steinen, die wir ja zum Teil in Kapstadt schon gesehen hatten. Er sei sehr begierig, die neuen Funde der hiesigen Minen zu begutachten.

»Ich ebenfalls«, sagte Joss.

Bald hatten wir unsere Teestunde beendet, Joss brachte mich nach oben. Auf der Treppe sagte er: »Ich habe deinen Blick bemerkt – hast du dasselbe gedacht wie ich?«

»Vermutlich.«

»Bei der ersten Gelegenheit wollen wir nachsehen; ich sperre aber dann die Tür ab, damit man uns nicht überrascht. Solange David Croissant im Hause ist, möchte ich es nicht riskieren. Er verfügt nämlich über eine fabelhafte Nase für Opale. Ich hatte fast das Gefühl, daß er spürte, was sich im Raum befindet. Wir warten lieber den richtigen Augenblick ab. Wie gefällt dir dein neues Heim?«

»Ich habe noch so wenig davon gesehen.«

»Mit dem deiner Ahnen läßt es sich natürlich nicht vergleichen, aber es kommt ihm sehr nahe. Ich glaube, Ben hatte an Oakland gedacht, als er dieses Haus plante. Du wirst einige Ähnlichkeiten entdecken. Na ja, Imitationen sind angeblich das beste Kompliment. Wenn es stimmt, ist dieses Haus eine einzige Huldigung an Oakland Hall. Also müßte es dir im Grunde gefallen.«

»Was ich bisher gesehen habe, gefällt mir auch.«

»Das kannst du wohl erst nach der Besichtigung beurteilen. Eigentlich hätte ich dich ja über die Schwelle tragen müssen.«

Ich tat, als hätte ich diese Bemerkung überhört.

»Was hältst du von den Lauds?« fuhr er fort.

»Sehr bescheiden kamen sie mir vor – sehr ergeben.«

»Sie sind geradezu eine Institution geworden. Mrs. Laud kam vor ... ich glaube, vor siebenundzwanzig Jahren her. Als Witwe mit zwei kleinen Kindern. Der Mann war Goldsucher, er hatte Pech gehabt, starb und ließ sie ohne einen Penny zurück. Ben nahm sie dann auf. Liliass war erst ein Jahr alt und Jimson etwa fünf. Sie war ihm mehr als Haushälterin.«

»Das dachte ich mir schon.«

»Ben und sie waren eine Zeitlang sehr befreundet.«

»Du meinst ...?«

Er sah mich boshaft an. »Das verstehst du ja sowieso nicht.«

»Ich denke doch«, widersprach ich.

»Es gibt ihnen einen gewissen Status im Haus. Jimson arbeitet für die Company, er ist ein guter Rechner, leider ein bißchen phantasielos.«

»Und Liliass?«

»Ein liebes Mädchen ... begabter, als du denkst.«

»Woher weißt du von meinen Gedanken?«

»Mein liebes Eheweib, ich lese in dir wie in einem Buch. Ich sah vorhin deinen abschätzenden Blick.«

»Sie schien dir gefallen zu wollen. Meinst du das mit Begabung?«

»Natürlich, es bewies ihre Klugheit. Ah, man hat das Brautgemach für uns bereitet.«

Er öffnete die Türe, wandte sich blitzschnell zu mir um, hob mich auf und trug mich über die Schwelle.

Ich protestierte absichtlich nicht, da ich spürte, daß er darauf hoffte. Ganz passiv blieb ich in seinen Armen, bis er mich wieder herunterließ. »Ogottogott«, sagte er gespielt entsetzt, »schon wieder der gleiche Übelstand.« Mit scheinbarem Abscheu betrachtete er das riesige Baldachinbett. »Einen Ankleideraum gibt es hier auch.«

Er schob seinen Arm unter meinen und führte mich dorthin. »Für Zeiten, in denen zwischen den Eheliebsten nicht alles in Ordnung ist. Das Bett sieht aber recht unbequem aus. Außerdem würde meine Nähe dir wohl unangenehm sein.« Er zog an einer Glockenschnur.

Liliass kam herein; offenbar war sie nicht weit weg gewesen.

»Liliass«, sagte Joss, »läßt du mein altes Zimmer für mich herrichten? Ich werde es brauchen.«

Sie sah ihn überrascht an, ein Hoffnungsschimmer schien in ihren Augen aufzuglänzen. Wieder überlegte ich, welche Beziehung zwischen den beiden bestehen mochte.

»Ich kümmere mich gleich darum«, antwortete sie. Während sie hinausging, wandte sich Joss zu mir. »Du siehst, wie du uns alle frapierst.«

Ich antwortete nicht: Meine glühenden Wangen sprachen für sich selbst.

Ein Mädchen kam mit heißem Wasser herein. »Ich lasse dich jetzt allein«, sagte Joss. »In einer knappen Stunde hole ich dich zum Abend-

essen ab.« Er ging hinaus, und ich sah mich erst einmal im Zimmer um: hellgelbe Vorhänge, der Teppich etwas dunkler, das Primelgelb der Tagesdecke schattiert; auch das andere Interieur war wunderbar aufeinander abgestimmt.

Ich wusch mich, zog ein grünes Seidenkleid an und überlegte, wann wohl unser großes Gepäck eintreffen würde. Dann ging ich zum Fenster und zog die Jalousie hoch. Sofort fiel greller Sonnenschein herein. Ich sah über den Park hinaus bis auf die Zelte an der Peripherie von Fancy Town. Wie mochte Ben sich an den Ähnlichkeiten des Hauses mit Oakland erfreut und auf jenen Ort hinübergeblickt haben, der mit dem Gespür meines Vaters seinen Anfang genommen hatte. »Bist du jetzt zufrieden?« flüsterte ich und dachte an die plötzliche Angst, die mich in der ausgebrannten Herberge überkommen hatte. Diese Angst war noch immer in meinem Gehirn – verdrängt, aber bereit, jederzeit wieder hervorzukriechen. Wie ich mich nach Ben sehnte – ihm erklären wollte, daß er sich, als er unser zukünftiges gemeinsames Leben geplant hatte, der Gefahr nicht bewußt war, in die er mich brachte.

Ich meinte, sein Lachen zuhören. »Du hast es doch selbst gewollt, oder? Du mußtest ja nicht. Ihr wolltet alles, was diese Ehe euch bieten konnte – euch beiden. Und du hast dir auch genommen, was du wolltest. Jetzt mußt du dafür bezahlen.«

Ach, Ben, dachte ich, wie rücksichtslos du doch warst. Und dein Sohn gerät dir nach. Du hast ein hartes Leben geführt und alle, die dir im Wege standen, beiseite gedrückt. Hast du je daran gedacht, Ben, daß ich Joss im Weg sein könnte?

Was war das nur für ein Gedanke, der mir im Sinn haften geblieben war seit jenem Alptraum im Busch? Wie eine Warnung erschien er mir langsam.

Joss holte mich pünktlich ab. Auf dem Weg ins Erdgeschoß sagte er: »Die Lauds speisen mit uns, das war immer schon so. Du wirst sie mögen müssen, und sie werden sich sehr um dein Wohlergehen bemühen. Mrs. Laud ist eine ausgezeichnete Wirtschaftlerin, ihr kannst du alles überlassen. Hier sind oft Leute zu Gast – zum Essen, meine ich; da bewährt sie sich bestens.«

Auch das Eßzimmer war getäfelt – wie unseres auf Oakland Hall – und die Balkontüren mit blauen, silberumrandeten Draperien umgeben. Ein Kandelaber stand in der Mitte des Tisches, dekorativ von Blattschmuck flankiert. Mrs. Laud hatte alles äußerst geschmackvoll hergerichtet.

Ich sah, wie sie alle Details in sich aufnahm, als müsse sie sich doppelt vergewissern, daß alles in Ordnung sei. Die Suppe wurde aufgetragen und danach Brathühnchen, die sehr delikats zubereitet waren.

Mir war nicht recht wohl zumute, ich fühlte eine gewisse Spannung bei Tisch. Offenbar mußte ich hier noch vieles herausfinden. Unter der Oberfläche schien etwas zu brodeln, das die ganze Atmosphäre verändern würde, sobald es ans Licht kam. Ein merkwürdiges Gefühl!

Immer wenn ich zu Lillas hinübersah, begegnete ich ihrem Blick. Sie lächelte dann oder blickte hastig weg, und ich fragte mich, ob mein Gefühl richtig war, daß sie viel für Joss empfand und daß unsere Ehe einen schweren Schlag für sie bedeuten mußte. Mrs. Laud dirigierte das Hauspersonal ohne viele Worte, und ich hatte das Gefühl, daß ihr nichts entging.

An diesem Abend beschränkte ich mich hauptsächlich aufs Zuhören, da sich das Gespräch ums Geschäft drehte und ich dabei ja noch nicht mitreden konnte.

Mrs. Laud berichtete: »Tom Pailing ist schwer verunglückt. Ein Rad seines Buggys löste sich während der Fahrt. Es passierte nach einem Besuch hier bei Jimson – beinahe wäre er tot gewesen.«

»Pailing?« rief Joss. »O Gott! Hoffentlich geht es ihm schon wieder gut.«

»Laufen wird er nie wieder können. Jimson hat sein Ressort übernommen, und ich glaube, die Abteilung funktioniert jetzt besser denn je zuvor. Aber das erzählst du lieber, Jimson.«

»Tja, als das passierte, dachten wir, um den alten Tom wäre es geschehen. Er hat sich die Wirbelsäule verletzt, ist halb gelähmt. Ich bin sofort für ihn eingesprungen.« Joss schien sichtlich beunruhigt. »Pailing war einer unserer Besten. Was ist mit seiner Familie?«

»Man hat sich um sie gekümmert«, sagte Jimson. »Sie werden morgen sehen, daß in der Abteilung nichts darunter gelitten hat.«

»Jimson hat auch Tag und Nacht geschuftet«, sagte Mrs. Laud.

»So ein Schock«, murmelte Joss. »Und was ist noch passiert?«

»Die Herberge der Trants ist abgebrannt«, sagte Liliass. »Das wissen wir«, antwortete David Croissant. »Wir wollten ja dort einkehren.«

»Was ist mit den Trants?« fragte Joss. »Sie konnten sich doch hoffentlich retten?«

»Glücklicherweise ja. Jetzt haben sie eine Art Garküche im Ort. Ist ganz angenehm für die Leute drüben.«

»Muß ein schrecklicher Schlag für sie gewesen sein.«

»Ja, das war es. James konnte sich erst gar nicht erholen, aber Ethel hat ihn wieder hochgekriegt, und dann kam ihnen der Gedanke mit dem Küchenbetrieb, und inzwischen läuft die Sache recht gut. Für die Leute in den Faktoreien ist es schön. Sie können sich dort mittags verköstigen, und viele nehmen sich auch warmes Essen mit nach Hause.«

»So hat es wenigstens was Gutes gehabt«, meinte Joss.

»Auch Tom Pailings Unfall hat eine positive Kehrseite«, sagte Mrs. Laud. »Es heißt, die Abteilung würde noch nie so effektiv gearbeitet haben wie unter Jimsons Leitung.«

»Aber Mutter, bitte«, versuchte Jimson sie zu bremsen.

»Wir werden ja sehen«, antwortete Joss.

»Ich dachte, daß Sie vielleicht gern die Bannocks mal einladen möchten«, fuhr Mrs. Laud fort. »Sie treffen ihn ja sicher morgen drüben. Soll ich sie für den Abend herbitten?«

»Isa wird neugierig sein, was ich mitgebracht habe«, meinte David.

»Ja, keine schlechte Idee«, sagte Joss. »Wir werden viel zu besprechen haben.« Er wandte sich zu mir. »Ezra Bannock ist unser Direktor. Er lebt nicht weit von hier: etwa fünf Meilen – das nennt man bei uns noch nah. Sie haben ein Farmhaus, er und seine Frau Isabell, oder Isa, wie sie meist genannt wird.«

»Also, dann morgen abend«, wiederholte Mrs. Laud.

»Ja, sehr gern.«

»Ach, wir haben ja Mr. Madden noch nicht von Desmond Dereham erzählt«, rief Lillas.

»Was?«

Alle schienen sich unwillkürlich vorzubeugen ... nicht nur ich.

»Ja, über die Trants kam da was«, sagte Mrs. Laud.

»Richtig«, nahm Jimson den Faden auf. »Kurz vor dem Brand übernachtete dort jemand, der war gerade aus Amerika gekommen. Er sei mit Desmond Dereham beisammen gewesen, und der wäre gestorben, erzählte er. Sie waren Freunde und auch Geschäftspartner. Hauptsächlich für Edelsteine und auch Opale. Desmond war eine Zeitlang krank, er starb an einer Lungensache und hat vorher dem Mann noch die Geschichte vom ›Grünen Blitz‹ anvertraut.«

»Was für eine Geschichte?« fragte Joss.

»Er schwor, ihn nie gestohlen zu haben. Wohl sei er in Versuchung gewesen, aber von Ben ertappt worden, der ihn zwang, auf der Stelle zu verschwinden, wenn er nicht wollte, daß diese Angelegenheit bekannt würde. Ben beabsichtigte, ihn verhaften zu lassen: Schließlich hatte er ihn ja auf frischer Tat ertappt. Zum Schluß warnte er ihn noch, sich ja nicht mehr in Australien blicken zu lassen. Daher ging Dereham nach Amerika.«

»Und die Geschichte wird jetzt natürlich im ganzen Ort herumge-tratscht?« sagte Joss.

»Ja, des langen und des breiten«, bestätigte Jimson. »Anscheinend erzählte Dereham seinem Freund, daß er seit jener Schicksalsnacht ständig vom Unglück verfolgt worden sei. Ein paar Minuten lang habe er den Stein ja schon besessen, nämlich in der Hand gehalten; wäre Ben nicht hereingekommen, hätte er ihm gehört ... Und deswegen hätte sich der Fluch auch auf ihn übertragen.«

»Und wo ist dann der ›Grüne Blitz?« fragte David.

»Dereham behauptete, Ben habe ihn noch. Dann muß er also in England sein oder hier.« Er sah Joss an. »Es sei denn, Sie wüßten ...«

»Seit dem Abend, an dem er angeblich gestohlen wurde, habe ich den Stein nicht mehr gesehen«, sagte Joss. »Hoffentlich reden die Leute nicht zuviel vom Fluch der Opale, das ist ja geschäftsschädigend. Versuch dagegen aufzutreten, wo immer du es bemerkst.«

»Der ›Grüne Blitz‹ hat ja nun wirklich eine recht erstaunliche Geschichte«, meinte David Croissant.

»Lassen wir doch dieses Thema«, schlug Joss vor.

»Ob der Kerl wohl die Wahrheit gesagt hat?« David schien beharrlich. »Wenn ja, muß man herausfinden, wo Ben den ›Blitz‹ versteckt hat.«

»Noch ein bißchen Apfelmachen, Mr. Madden?« fragte Mrs. Laud. »Extra für Sie gebacken – Sie mögen ihn doch so.«

Joss nahm ein Stück und begann dann, über unsere Schiffsreise zu erzählen. Offensichtlich wollte er das Gespräch auf andere Bahnen bringen.

In einem kleinen Salon neben dem Eßzimmer wurde Kaffee serviert.

»Morgen zeigt dir Mrs. Laud das ganze Haus.« Joss lächelte mich an. »Ich muß rüber in den Ort und feststellen, was sich in meiner Abwesenheit getan hat. Später begleitest du mich dann, damit ich dir alles Nötige zeigen und erklären kann.«

»Mit dem größten Vergnügen.«

Das Schlafzimmer nahm sich im Kerzenschein ganz anders aus. Joss hatte es ein »Brautgemach« genannt, was es natürlich nie gewesen sein konnte, denn Ben als der Bauherr war ja nie verheiratet.

Ich setzte mich an den Toilettentisch, nahm die Nadeln aus der Frisur und ließ meine Haare auf die Schultern fallen. Bilder zogen mir durch den Kopf – Teile der Unterhaltung tauchten wieder auf. Diese so unterwürfigen, diskreten Lauds interessierten mich: Irgend etwas irritierte an ihnen. Was verbargen sie? Da war einmal Lillas, die mich so intensiv beobachtete. War sie in Joss verliebt? Und Jimsons Unterwürfigkeit, die bei seinem Bericht über das Ressort, das er von Tom Pailing übernommen hatte, plötzlich wie weggeblasen war. Irgend etwas spürte ich da ... aber was?

Offensichtlich hatten meine Nerven doch gelitten. Es war schon ein merkwürdiger Tag gewesen. All diese neuen Eindrücke, und meine Phantasie, die mit Streiche spielte. – Ich zog das Kleid aus und schlüpfte in den Morgenrock – ein Stück meiner Aussteuer, auf der Großmutter bestanden hatte. Er war aus rotem Samt und stand mir recht gut.

Ich sah wieder in den Spiegel und begann, meine Haare zu bürsten. Mit verwunderten und besorgten Augen blickte mich mein Spiegelbild an. Abwartend. Auch das Interieur hinter mir zeichnete sich im Halbdunkel ab: die Bettpfosten, die Fenstervorhänge, die schattenhaften Möbel. Ich mußte an mein Zimmer zu Hause in England denken, wo die boshafte Ahnin Margaret Clevering mich ständig warnend von der Wand angestarrt hatte.

Plötzlich schrak ich zusammen – so sehr, daß ich den Atem anhielt und nur horchte: Schritte auf dem Korridor. Jemand schlich auf mein Zimmer zu, blieb vor der Tür stehen. Ich erhob mich halb, als es leise klopfte.

»Wer ist da?« rief ich.

Die Tür wurde geöffnet, Joss stand mit einer Kerze im silbernen Leuchter draußen.

»Was willst du denn jetzt?« fragte ich ängstlich.

»Mit dir über den Opal reden. Ich glaube, wir sollten ihn suchen gehen.«

»Jetzt?«

»Alle schlafen schon; ich wollte zwar warten, bis Croissant wieder abgereist ist, aber ich habe es mir überlegt. Ich kann einfach nicht so lange warten.«

»Ich auch nicht«, antwortete ich.

»Dann laß uns nicht länger zögern. Gehen wir hinunter.«

»Und wenn wir ihn gefunden haben?«

»Lassen wir ihn in seinem Versteck, bis wir entschieden haben, was damit passieren soll. Komm!«

Ich zog den Morgenrock enger um mich und folgte ihm die Treppe hinab in den Salon. Joss verschloß die Tür von innen und zündete noch ein paar Kerzen an. Dann ging er zum Gemälde, nahm es von der Wand und legte es mit der Vorderseite auf den Tisch.

»Die Feder, von der Ben sprach, müßte hier irgendwo sein«, sagte er. »Wird natürlich nicht leicht zu finden sein, sonst hätte das Ganze ja keinen Sinn gehabt. Hältst du mal die Kerze höher?«

Nach einigen Minuten rief er: »Jetzt hab' ich's. Der Rücken läßt sich ablösen.«

Er hob die Rückenplatte ab, und da sahen wir schon die Höhlung für den Stein. Hastig griff Joss hinein.

»Jessica«, flüsterte er erregt. »Jetzt wirst du das wunderbarste Stück deines ganzen Lebens sehen ...«

Er hielt inne und starrte mich an. »Das gibt es doch nicht ... es ist leer. Hier ... überzeug dich selbst.«

Ich griff mit den Fingern in die Höhlung: tatsächlich – nichts.

»Jemand hat sich schon vor uns bedient«, sagte er knapp. Während wir einander noch ansahen, bildete ich mir ein, einen Schatten am Fenster vorübergleiten zu sehen. Ich wandte mich rasch um, konnte aber niemanden entdecken.

»Was ist?« – »Ich meinte, eben jemand am Fenster gesehen zu haben.«

Joss nahm mir die Kerze ab und blickte nach draußen. Dann beschied er: »Warte hier.«

Er spernte die Tür auf und eilte durch die Halle ins Freie; ich sah ihn am Fenster vorüberkommen. Ganz ängstlich blickte ich über die Schulter, ohne zu wissen, was ich zu sehen erwartete.

Er kehrte gleich wieder zurück. »Es ist niemand draußen. Wahrscheinlich hast du es dir nur eingebildet.«

»Durchaus möglich – aber ich war mir fast sicher ...«

»Wer kann nur davon gewußt haben?« flüsterte er. Dann riß er sich zusammen. »Jetzt heißt es überlegen, was tun. Jemand muß das Versteck vor uns entdeckt haben. Wir müssen herausfinden, wer – und wo der Opal ist ...«

»Und wie sollen wir das anstellen?«

»Das weiß ich eben selbst noch nicht. Im Augenblick können wir nur das Bild zurückhängen und schlafen gehen. Morgen werden wir weitersehen.«

»Es muß jemand aus dem Haus gewesen sein, oder jemand, der öfter herkam und sich hier gut auskennt.«

»Ben neigte doch manchmal dazu, ändern einen Streich zu spielen«, meinte Joss. »Ob er den Opal wirklich im Bild versteckt hat?«

»Warum sollte er es dann behaupten?«

»Das weiß ich selbst nicht. Das Ganze ist mir ein Rätsel. Vermutlich wurde der Stein gestohlen, aber im Moment können wir nichts tun.« Er ließ den Bildrücken wieder einrasten und hängte das Gemälde an die Wand. Wie zuvor blickte der stolze Pfau wieder auf uns herunter; er schien gefangen von seiner eigenen Schönheit.

»Ich bringe dich noch hinauf«, sagte Joss. Bei meiner Tür verabschiedete er sich.

Es wurde eine recht unruhige Nacht für mich.

Als ich am nächsten Morgen aufstand, war Joss schon mit Jimson Laud und David Croissant nach Fancy Town aufgebrochen. Die Ereignisse des Vortages lagen mir nach wie vor schwer im Magen, vor allem jener Augenblick, als wir entsetzt feststellen mußten, daß der Opal fehlte. Mrs. Laud erwartete mich unten.

»Mr. Hennicker hatte gern alles so wie in England«, sagte sie. »Deswegen gibt es bei uns englisches Frühstück:

Speck, Eier und Nieren. Wenn Sie sich selbst bedienen wollen von der Anrichte?«

Ich tat es.

»Ich hoffe, Sie hatten eine erholsame Nacht.«

»O doch, danke. So gut man eben in einem fremden Haus schläft. Ich werde mich bestimmt bald eingewöhnen.«

»Mr. Madden hat mir noch ans Herz gelegt, Ihnen alles zu zeigen, und wenn Sie etwas anders haben wollen, sollen Sie es nur sagen. Ich führe diesen Haushalt ja schon seit siebenundzwanzig Jahren. Mr. Hennicker war sehr gütig zu uns. Meine Tochter Liliass hilft mir bei der Wirtschaft, denn wir haben oft Gäste. Es finden auch zahlreiche Partys statt. Mr. Hennicker liebte es, Leute um sich zu scharen. Die Bannocks besuchen uns häufig.«

»Die lerne ich ja wohl heute abend kennen.«

»Ja.« Sie preßte die Lippen fast unmerklich zusammen. Gab es was an den Bannocks, das sie nicht mochte?

»Mr. Bannock ist Direktor der Company?«

»Ja, er soll sich gut mit Opalen auskennen. Das tun natürlich hier alle, aber einige haben eine besondere Gabe dafür. Seine Frau ist eine begeisterte Steinsammlerin.«

»Ich freue mich schon darauf, die beiden kennenzulernen. Wie alt sind sie etwa?«

»Er dürfte etwa fünfundvierzig sein, sie ist wesentlich jünger: mindestens zehn Jahre – aber ihr wirkliches Alter verrät sie ja nie.« Wieder diese aufeinandergepreßten Lippen. Offenbar war sie doch nicht so ruhig, wie sie gern erschien, aber jedenfalls eine Frau, die unter allen Umständen ihr Inneres vor anderen verbergen wollte.

Nach meinem Frühstück begannen wir unseren Rundgang. Halb amüsierte mich die Besichtigung, halb stimmte sie mich traurig, weil ich so häufig an Ben denken mußte. Er hatte dieses Haus zu einem zweiten Oakland Hall machen wollen und natürlich Schiffbruch erlitten. Die Zimmer waren luftig und hoch, es gab einen Salon – bei seinem Betreten mußte ich unwillkürlich wieder das Pfauenbild ansehen – und dahinter den Arbeitsraum, genau wie auf Oakland. Aber da hörte es schon mit der Ähnlichkeit auf. An allen Fenstern waren Jalousien gegen die sengenden Sonnenstrahlen, die sich so sehr von dem milden, raren englischen Sonnenlicht unterschieden.

Mrs. Laud zeigte mir Zimmer um Zimmer. Sie schienen kein Ende zu nehmen, und schließlich kamen wir in die Galerie, ebenfalls eine genaue Nachbildung derjenigen auf Oakland.

»Das hier mochte Mr. Hennicker sehr«, erklärte Mrs. Laud. »Es soll genauso aussehen wie in seinem Haus drüben in England.«

»Das tut es auch«, sagte ich. »Oh, dort steht ja ein Spinett.«

»Ja, das hat er von England herübergebracht. Jemand, den er über alles schätzte, hatte daraufgespielt. Eine jungverstorbene Frau. Da hat er das Instrument hergeschafft.«

Mir wurde warm ums Herz. Es war jenes Spinett, von dem meine Mutter in ihren Aufzeichnungen gesprochen hatte. Ben war sehr sentimental gewesen.

Sie nahm mich in den englischen Garten, den wie bei uns auf Oakland eine Mauer im Tudor-Stil umgab. »Er meinte stets, das hier wäre ein Stück England«, erklärte Mrs. Laud. »Aber es sei schwierig, mit den vielen Dürrezeiten. Trotzdem sollte es für ihn immer so heimatlich wie möglich aussehen. Dort an den Spalieren ziehen wir Passionsblumen.

Er hat noch Winden dazugepflanzt, damit es sich damit vermischt und freundlicher aussieht. Und jetzt müssen Sie sich unbedingt noch den Obstgarten ansehen.«

Hier wuchsen Orangen, Zitronen, Feigen und Guaven mit Kletterbananen daran.

»Wir hatten eine Zeitlang auch viele Apfelbäume, aber Mr. Hennicker meinte, so gut wie daheim würden die Früchte hier nicht.«

»Er hat ja direkt einen Heimattick gehabt.«

»Ja, dabei hing sein Herz gleichzeitig an den verschiedensten Dingen. Er wollte mehrere Leben auf einmal führen und sie alle zugleich genießen.«

»Ich denke, das ist ihm wohl auch gelungen.«

»Mr. Hennicker war ein außergewöhnlicher Mann«, antwortete sie. »Schade, daß er den ›Grünen Blitz‹ hatte.«

Ich sah sie scharf an, sie senkte den Blick. »Der bringt doch Unglück«, verteidigte sie sich fast leidenschaftlich. »Jedermann weiß das. Warum wollen ihn nur alle? Warum lassen sie nicht die Hände davon?«

»Er scheint jedermann zu faszinieren.«

»Als ich hörte, daß Desmond Dereham ihn gestohlen hatte, war ich richtig froh ... ja: froh! Ich sagte damals noch: ›Der hat jetzt den Fluch mitgenommen.‹ Und dann kam Mr. Hennickers Unfall, von dem er sich nie erholte, und jetzt ist er gestorben. Ich glaube, das geschah alles nur, weil er den ›Grünen Blitz‹ hatte, und dafür mußte er bezahlen ... Und wenn er ihn tatsächlich die ganze Zeit über besessen hat, ist das ja auch erklärlich. Und wo ist das Teufelsding jetzt?« Sie sah mich unverwandt an. »Vielleicht sogar im Haus – das wäre mir gar nicht recht. Ich habe Angst vor ihm. Er wird uns Unglück bringen, das hat er ja schon genügend getan. Mehr brauchen wir wirklich nicht!«

Ich war überrascht, daß es ihr trotz aller Anstrengung nicht gelang, ihre Erregung zu verbergen. Vorher war sie so unerschütterlich gewesen.

»Diese Geschichten über den Fluch darf man doch nicht glauben, Mrs. Laud«, sagte ich. »Sie sind völlig grundlos. Bloße Gerüchte und Hirngespinnste.«

Sie legte mir die Hand auf den Arm. »Ich habe aber Angst vor dem Stein, Mrs. Madden. Hoffentlich wird er nie gefunden.«

Der Opal erregte sie sichtlich über alle Maßen – genau wie mich der Gedanke an unsere Entdeckung am Abend zuvor. Also verließ ich sie und ging auf mein Zimmer. Unser großes Gepäck war inzwischen eingetroffen, und ich machte mich ans Auspacken.

Der Harlekinstein

Joss sah ich erst beim Abendessen wieder; am Nachmittag kam dafür Lillas in mein Zimmer und fragte, ob sie mir beim Einräumen helfen solle. Ich dankte ihr und erklärte, das könnte ich gut allein schaffen. Lillas setzte sich aber dennoch hin, sah mir zu und bewunderte meine Kleider. Sie seien so elegant, meinte sie. Isa Bannock würde bestimmt eifersüchtig werden. »Sie hält sich für eine Femme fatale«, fügte sie hinzu.

»Ist sie denn eine?«

»Man behauptet es allgemein. Jedenfalls gibt es in Fancy Town und Umgebung keine Frau, die sich mit ihr messen könnte.«

»Das muß ja eine interessante Dame sein.«

»Wie man's nimmt. Meine Mutter hat Ihnen schon das Haus gezeigt?«

»Ja, ich finde es faszinierend.«

»Ist es so wie das in England?«

»Nein, mit dem ist es eigentlich nicht zu vergleichen.«

»Bloß eine Nachahmung vermutlich.«

»Mr. Hennicker hatte wohl zuerst diese Absicht, und dann entdeckte er aber selbst, daß sie sich nicht verwirklichen ließ.«

»Mrs. Madden, Sie müssen uns unbedingt sagen, wenn Ihnen was nicht gefällt. Sie halten uns doch nicht für aufdringlich?«

»Aber nein.«

»Wissen Sie – als meine Mutter hierherkam, war Mr.

Hennicker so gut zu uns; ich war noch keine zwei Jahre alt, für mich ist es immer mein Zuhause gewesen.«

»Das soll es auch weiter bleiben, bis Sie heiraten.«

Genau wie ihre Mutter senkte sie wieder den Blick.

»Wir waren ziemlich überrascht. Hatten ja keine Ahnung, daß Mr. Madden drüben ... heiraten würde.«

»Ich weiß, es war ein Schock für Sie alle. Man hätte Sie benachrichtigen sollen.«

»Es steht uns wohl nicht an, Ihnen Vorschriften zu machen.«

»Trotzdem tut es mir leid, daß man es Ihnen nicht vorher mitgeteilt hat. Aber wir werden uns bestimmt gut miteinander verstehen.«

»Mein Bruder ist sehr tüchtig in der Company, besonders jetzt in Tom Pailings Ressort. Mr. Madden wird sich sicher freuen.«

»Wie gut, daß er Mr. Pailings Arbeit gleich übernehmen konnte.«

»O ja, ohne Jimson wären sie in Schwierigkeiten gekommen. Wir sind sehr stolz auf ihn. Ein merkwürdiger Name, nicht? Unser Vater hieß Jim, und darum nannte man ihn Jimson.«

»Klingt doch recht hübsch.«

»Wir hängen sehr aneinander. Jimson und ich vergessen nie, was wir unserer Mutter schulden. Aber ich langweile Sie, Mrs. Madden. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich jederzeit zur Verfügung stehe. Haben Sie genug Platz für Ihre Sachen? Mr. Madden hat seine wohl alle noch drüben.« Wieder dieser Blick zu Boden. Verbarg sie ihren Triumph?

»Doch, es ist genug Platz«, antwortete ich kühl.

»Das Abendessen ist auf halb acht angesetzt«, informierte sie mich. »Da sind die Bannocks dann schon hier. Kommen Sie hinunter, wenn Sie umgezogen sind?«

Ich bejahte, und sie verließ das Zimmer.

Vielleicht war sie froh, daß Joss und ich das Zimmer nicht teilten; ihre Bemerkungen über Isa Bannock kamen mir auch ziemlich pointiert vor. Schon wieder fing ich an, mir Dinge einzubilden. Suchte nach Geheimnissen, nach versteckten Spannungen! In der letzten Zeit war

einfach zuviel passiert, und die Entdeckung gestern abend hatte mich wirklich aufgewühlt. Ich fing an zu überlegen, was sich in diesem Haus eigentlich tat. Und immer mußte ich daran denken, daß uns gestern jemand vom Fenster aus beobachtet hatte. Wenn meine Annahme stimmte, dann konnte es sich nur um jemand aus dem Haus gehandelt haben.

Für das abendliche Zusammensein zog ich mich sehr sorgfältig an: Meine Wahl war auf ein festliches Kleid aus braunblauer Seide gefallen. »Dies wird dir für Feierlichkeiten dienen«, hörte ich dabei in der Erinnerung die Stimme meiner Großmutter.

Schließlich ging ich hinunter, die Bannocks zu begrüßen.

Als ich den Salon betrat, wurden gerade Aperitifs gereicht. Joss kam mir entgegen und nahm meinen Arm. »Komm, Jessica, ich muß dich Isa und Ezra vorstellen.« Isa sah ich im ersten Moment gar nicht, denn Ezra, ein äußerst kräftig gebauter Mann, hatte gleich meine Hand ergriffen und zerquetschte sie mir fast mit der sanften Gewalt eines Schraubstocks.

»Na, so eine Überraschung!« rief er mit dröhnender Stimme. »Meinen herzlichen Glückwunsch, Joss. Eine richtige Schönheit hast du dir gewählt.«

Ich wußte nicht recht, was ich auf dieses gutgemeinte Kompliment erwidern sollte. Lächelnd sagte ich dann, daß ich schon viel von ihm gehört hätte.

»Hoffentlich nichts Schlechtes.«

»Ganz im Gegenteil.«

»Und das ist Isa«, sagte Joss.

Sie war sichtlich um Jahre jünger als ihr Mann, und der Blick ihrer topasfarbenen Augen erinnerte mich an den einer Tigerin. Winzige Nase, eine ziemlich breite Oberlippe und sandblonder Schimmer im Haar, der mit den Augen übereinstimmte.

Sie erweckte in mir Dschungelassoziationen, denn auch ihre Bewegungen waren wie die einer Raubkatze. Es gab nur ein Wort, um sie zu beschreiben: katzenhaft.

»Sie sind also Joss' Frau? Wir dachten schon, er würde nie heiraten. So ein hinterhältiger Kerl ... Überrascht uns einfach damit. Hoffent-

lich gefällt es Ihnen hier. Schön, daß wieder eine Frau mehr da ist – Sie werden bald merken, wie wenige wir hier sind. Dafür schätzt man uns mehr als anderswo, stimmt's, David?« Sie lächelte David Croissant zu, der von ihrem Charme völlig gefangen zu sein schien.

»Das hängt wohl von der jeweiligen Frau ab.«

»Unsinn!« Sie lachte geschmeichelt. »Wenn etwas Mangelware ist, steigt der Preis automatisch, das sollten Sie als Geschäftsmann doch wissen.«

David grinste sie hingerissen an.

»Darf ich Ihnen einen Drink servieren lassen, Mrs. Madden?« meldete sich Mrs. Laud.

Als man mir das Glas brachte, flötete Isa gerade: »Und was haben Sie in Ihrem Wandersack, David? Ich kann's schon gar nicht mehr erwarten.«

»Nach dem Essen zeigt er uns bestimmt alles«, sagte Joss.

»Für schwarze Opale ist der Markt zur Zeit sehr gut«, berichtete Ezra. »Hoffentlich entsteht keine Schwemme.«

»Sie haben hier ein paar gute Funde gemacht?« fragte David. – »Das allerdings«, bestätigte Ezra.

Isa lächelte mir zu. »Brennen Sie nicht auch schon darauf, die Steine zu sehen?«

»Ja, doch. Einige konnte ich schon in Kapstadt bewundern. Wir trafen Mr. Croissant dort bei den van der Stels.«

Isas Blick wurde träumerisch. »Was für ein schönes Erlebnis! Flitterwochen auf See! Und jetzt in einem neuen Heim. Wie romantisch! David hat Ihnen also schon seine Opale gezeigt?«

»Ja. An einen erinnere ich mich noch genau. Den ›Harlekin‹-Opal. Etwas so Wundervolles habe ich noch nie gesehen.«

»Harlekin? Ein schöner Name: den muß ich unbedingt sehen. Haben Sie ihn dabei, David?«

»Nach dem Essen«, versprach er.

»Und er ist wirklich einmalig?«

»Er wird einen ganzen Batzen kosten«, warnte Croissant.

»Für David sind Opale nur Geschäft«, erklärte Isa. »Er sieht nicht die Schönheit der Steine, nur ihren Marktwert. Ich bin da ganz anders:

Ich liebe Edelsteine, vor allem Opale. Ihr Feuer erregt mich. Na, ihr Experten hier – was war euer schönster Opal? Natürlich der ›Grüne Blitz‹ bei Sonnenuntergang.«

»Es ist angerichtet«, meldete Mrs. Laud im selben Augenblick.

Joss saß an dem einen Ende des Tisches, Isa zu seiner Rechten; ich befand mich am anderen Ende, mit Ezra an meiner Seite. Es war mir bald klar, daß die Männer sich alle auf Isa konzentrierten, und sie betrachtete es wohl auch als ihr natürliches Vorrecht. Ich fühlte mich etwas vernachlässigt; außerdem irritierte mich ihre Art, vor allem, da mir schien, daß sie das alles bewußt tat und genoß. Vielleicht sogar noch mehr als sonst, weil ich dabei war.

Dicke saftige Steaks wurden mit frischem Gemüse gereicht, danach gab es Passionsfruchtgelee; aber ich merkte kaum, was ich aß. Meine Aufmerksamkeit war genau wie die der Männer auf Isa gerichtet – insbesondere auf ihr Gebaren Joss gegenüber. Ich sah, wie sie einige Male ihre Hand auf die seine legte, und wie er sie anlächelte. Zudem konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Mrs. Laud und Lillas mich beobachteten, um meine Reaktionen festzustellen.

Ezra schien die Wirkung seiner Frau zu freuen; offensichtlich war er einer ihrer größten Bewunderer. Ich versuchte, mir einzureden, daß sie ein hohlköpfiges frivoles Wesen war. Aber ich wußte andererseits, daß mehr in ihr steckte. Sie war geheimnisvoll, schlau und verschlagen. Und während sie Joss scheinbar Vorwürfe wegen seiner plötzlichen heimlichen Heirat machte, ärgerte sie sich im Grunde sehr darüber.

Dann kehrte sie zum Thema ›Grüner Blitz‹ zurück und berichtete auch von Desmond Derehams angeblichem Tod in Amerika und seinem Geständnis.

»Offenbar hat Ben den Opal die ganze Zeit über besessen. Aber wo befindet er sich dann?«

Nach kurzem Schweigen hob Joss den Blick, sah mich an und sagte: »Ehe Ben starb, hat er meiner Frau und mir verraten, wo der ›Grüne Blitz‹ versteckt ist. Er hat ihn uns gemeinsam vermacht.«

Isa schlug die Hände zusammen. »Ich möchte ihn sehen – jetzt gleich.«

»Das wird leider nicht möglich sein«, sagte Joss, »denn wir fanden ihn nicht in dem angegebenen Versteck.«

Mrs. Laud war ganz blaß geworden. »Wollen Sie damit sagen, daß er hier im Haus aufbewahrt worden ist?«

»Ja, ursprünglich schon. Offenbar hat ihn aber jemand gestohlen.«

»Also ist er nicht mehr hier?« sagte sie erleichtert. »Gott sei Dank.«

»Ach, diese dummen Geschichten«, mischte sich Ezra ein. »Die kursieren doch über jeden schönen Edelstein. Reiner Neid! Die Leute wollen einfach nicht, daß jemand etwas genießt, was sie selber nicht haben können, und da behaupten sie, daß ein Fluch darauf liegen würde, und so entstehen diese Legenden. Aber jetzt mal zur Sache: Was willst du unternehmen, Joss?«

»Ich werde ihn natürlich suchen. Aber ich weiß noch nicht, wo ich damit anfangen soll.«

»Wer hätte von dem Versteck wissen können? Ob Ben es irgend jemand gesagt hat?«

»Bestimmt nicht. Ich erfuhr es auch erst vor seinem Tod; da hat er es uns beiden verraten.«

»Wo war er denn?« wollte Isa wissen.

»In der Aushöhlung eines Bilderrahmens.«

»Wie aufregend und geheimnisvoll!« rief Isa. »Wer mag ihn nur gestohlen haben?«

»Ich beneide den Dieb nicht«, flüsterte Mrs. Laud.

»Ach, Mutter, nimm doch die Gerüchte nicht so ernst«, dämpfte Jimson.

»Darf ich hier eben noch mal was sagen«, meldete sich Joss wieder. »Ich habe es schon einmal zur Sprache gebracht und werde es wahrscheinlich noch mehrere Male tun müssen ... Ich will nicht, daß dauernd über Steine geredet wird, die Unglück bringen, sonst hören die Leute womöglich noch auf, Opale zu kaufen.«

»Joss, wie willst du denn die Suche nach dem ›Grünen Blitz‹ arrangieren?« flüsterte Isa.

»Na ja – ein Plakat ›Der ehrenwerte Dieb wird gebeten, den wertvollen Opal aus dem Pfauen-Haus zurückzugeben‹, wird wohl kaum sinnvoll sein.«

»Natürlich nicht. Also, wie willst du es dann anfangen?«

»Das muß ich mir noch überlegen – aber finden werde ich ihn.«

»Und was Joss sich vornimmt, das führt er auch aus, nicht wahr, Mrs. Madden?« Ihre Tigeraugen blitzten spöttisch. »Das werden Sie wohl inzwischen ebenso wie wir erfahren haben.«

»Ja, er ist sehr willensstark.«

»Ich möchte auf keinen Fall, daß etwas von dieser Geschichte an die Öffentlichkeit dringt.« Joss blickte alle Anwesenden nacheinander drohend an.

»Daß Desmond Dereham ihn nicht gestohlen hat und der Opal die ganze Zeit bei Ben war, darüber reden ohnehin schon alle«, sagte Ezra.

»Ich weiß, aber das wird auch wieder abebben.« Er wandte sich an Ezra, und mir fiel wieder auf, wie deutlich er es zum Ausdruck brachte, wenn er ein Thema beenden wollte. »Hast du dir in letzter Zeit gute Pferde zugelegt?«

»Ja, ein paar. Eines wird dich interessieren: eine richtige kleine Schönheit, eine graue Stute. »Wattle« heißt sie. Ein so sensibles Pferd habe ich noch nie gehabt. Sie mag mich richtig.«

»Alle Pferde mögen Sie«, sagte Jimson. »Sie haben eine ganz besondere Art, mit ihnen umzugehen.«

»Pferde und Frauen«, sagte Isa mit hochmütigem Blick auf ihren Mann.

»Bei Pferden stimmt es jedenfalls«, antwortete Ezra. »Hast du schon ein gutes Pferd für deine Frau?« wandte er sich an Joss.

»Ich habe bereits überlegt; muß mich wohl mal ein bißchen umschauen.«

»Ich würde ihr gern meine Wattle überlassen. Die wäre genau das Passende für sie: kräftig, eigenwillig und doch gelehrig. Wenn ich ihr die richtigen Worte ins Ohr flüstere, ist sie *das* Pferd für die Dame.«

»Das kann ich doch gar nicht annehmen«, wehrte ich ab.

Ezra winkte ab. »Ist doch alles firmenintern. Sie gehören ja jetzt schließlich zu uns. Wattle wird Ihnen gefallen. Die reinste Augenwei-

de und ein liebes Tier dazu. Wenn man sie richtig behandelt, ist sie lammfromm. Sie gehorcht mir aufs Wort.«

»Wirklich lieb von Ihnen«, sagte ich nochmals. »Vielen Dank.«

»Also, das wäre dann geregelt«, meinte Isa. »David, ich muß jetzt unbedingt Ihre Schätze sehen.«

»Vielleicht nach dem Kaffee?« warf Mrs. Laud ein.

Man konnte Isa deutlich anmerken, wie sie darauf brannte, daß wir den Kaffee hinter uns brachten. Danach ging es in den Salon.

Hier setzte sich David an den Tisch und öffnete seine Rollbehälter. Die Fensterflügel waren geöffnet worden, um den Abendsonnenschein hereinzulassen, und da es im Haus noch kein Gaslicht gab, entzündete man einige Kerzen, die den Raum mit ihrem warmen Licht erfüllten.

Wir gruppierten uns alle um den runden Tisch. Die drei Lauds blieben beieinander sitzen, und ich hatte das Gefühl, daß ihre Stellung in diesem Haus manchmal irgendwie peinlich für sie sein mußten. Sie gehörten zur Familie und doch wiederum nicht ganz, worauf sie gerade durch ihre Zurückhaltung aufmerksam zumachen schienen und deshalb die Peinlichkeit noch verstärkten.

In der Mitte des Tisches stand ein Kandelaber. Sein Licht ließ die Edelsteine in all ihren herrlichen Farben aufschimmern und -blitzen.

»Schöne Stücke haben Sie darunter«, lobte Ezra.

»Das meiste ist aus Südastralien«, antwortete David. »Schwerer Abbau dort, Sie haben es hier viel leichter. Da drunten sind die Verhältnisse ganz anders. Alles knochentrocken, und die Schürfer haben viel zu ertragen. Es ist kaum Feuerholz aufzutreiben, und Wasser ist dort unten so kostbar wie Gold.«

»Er will nur die Preise höher treiben!« sagte Ezra augenzwinkernd.

Joss wandte sich zu mir. »David meint das geröllübersäte Flachland weiter unten.« Daß er mir auch einmal Aufmerksamkeit schenkte, erfüllte mich mit einer gewissen schmerzlichen Freude.

»Aber wo ist der ›Harlekin?« fragte Isa.

»Immer der Reihe nach«, bremste David. »Wenn Sie den zuerst sehen, wollen Sie die anderen bestimmt nicht mehr anschauen.«

»Wenn ich doch vor Ungeduld sterbe!«

Er rollte wieder einen Behälter auf, und die Männer untersuchten die Opale, besprachen ihre Größe, Farbe, den Schliff und andere technische Details.

»Bitte, David«, jammerte Isa. »Ich will jetzt den ›Harlekin‹ sehen.«

Lächelnd öffnete er die letzte Rolle – und da lag der Stein in all seinem Glanz: noch schöner, als er mir das letzte Mal erschienen war. Aber vielleicht auch nur, weil ich jetzt schon wieder etwas mehr darüber wußte und seine Qualität einschätzen konnte.

David nahm den Opal und ließ das Licht im richtigen Winkel darauf fallen; er streichelte ihn geradezu. Ob er dabei an seine Schönheit oder an seinen Wert dachte? Isa griff ungeduldig danach und nahm ihn in ihre gewölbten Hände. »Ist der nicht schön!« rief sie. »Ein herrlicher Stein! Seht euch doch nur die Farben an. Wahrhaftig – der reinste ›Harlekin‹. Kein Wunder, daß Columbine ihn liebt. Und diese phantastischen hellen Farben!« Sie hob das rotglühende Gesicht. »Das ist wirklich eines der schönsten Stücke, die ich je gesehen habe.«

»Und wahrscheinlich auch ganz schön was wert«, sagte Ezra.

»Da haben Sie recht«, bestätigte David.

»Wenn ich den meiner Kollektion hinzufügen könnte«, seufzte Isa.

»Ich sehe schon, ich muß langsam darauf zu sparen anfangen«, kommentierte Ezra trocken.

Joss wandte sich wieder einmal mir zu. »Isa hat eine der schönsten Opalsammlungen. Nicht unbedingt, um sich damit zu behängen. Sie nimmt sie nur aus dem Kasten und genießt ihren Anblick.«

Isa lachte. Ihr jetzt so lebhaftes Katzengesicht trug einen Ausdruck, den ich nicht ganz deuten konnte. Triumph sah ich darin – und eine gewisse Gier.

»Das ist meine Wertanlage«, erklärte sie mir. »Sollte Ezra mich eines Tages verstoßen, so muß ich vielleicht mein Vermögen zu Geld machen.«

»Meinen Sie denn, daß er so was je täte?« fragte ich wider Willen ganz kühl. Langsam ging mir ihre hochmütige Art auf die Nerven.

»Als ob ich das überhaupt könnte!« sagte Ezra verliebt. »Isa ist die reinste Elster«, fuhr er fort, als müsse ich jetzt nicht nur über die Opa-

le und das Land alles erfahren, sondern auch über sein entzückendes Weib. »Wenn sie den schönsten Opal des Jahres glitzern sieht, muß sie ihn gleich für ihre Sammlung haben.«

»Ach, wie sehr ich mir wünschte, diesen herrlichen Stein zu besitzen«, bestätigte Isa. »Wenn er mir gehören würde, könnten diese Krämer hier das Prachtstück endlich nicht mehr nur so behandeln, als hätte es bloß einen gewissen Geldwert. Sie verstehen mich doch, Mrs. Madden?«

»Natürlich.«

»So ein Stein wird wahrscheinlich ohnehin in einer Privatsammlung landen«, sagte Joss.

»Womöglich in deiner?« zog ihn Isa auf.

Ein Blicktausch, den ich nicht verstand, und dann antwortete er ganz ruhig: »Das muß ich mir noch überlegen.«

Isa wandte sich jetzt wieder zu mir. »Es stimmt schon, ich habe mir im Laufe der Jahre eine nette Sammlung zugelegt. Ich würde sie Ihnen mit Vergnügen einmal zeigen.«

»Und ich würde sie sehr gern sehen.«

»Dann kommen Sie doch mal rüber. Sie wohnen ja nicht weit von uns.« – »Vielen Dank.«

Sehr widerwillig legte Isa den »Harlekin« zurück auf sein Samtbett, und David rollte den Behälter zusammen.

Alles Anschließende war nur noch wie ein Antiklimax. Die Bannocks verließen uns bald darauf, und Joss begleitete sie noch hinaus.

Ich begab mich auf mein Zimmer und dachte lange nach. Sah Isa vor mir, wie sie sich vorbeugte und den »Harlekin«-Opal in ihren Händen hielt. Irgend etwas Bedeutsames war in dieser Szene. Wie wir da alle um den Tisch gesessen, uns auf den Stein konzentriert und ihn intensiv angestarrt hatten; die Art, in der die Männer die Opale geprüft und über sie gesprochen hatten. Als ob sie an eine gewisse übernatürliche Kraft glaubten, die von diesen Steinen ausstrahlte. Wie in einem griechischen Spiel war es. Irgendwie kam ich nicht los von der Vorstellung, daß nicht alles so war, wie es nach außen den Anschein

hatte. Ich meinte, in der Atmosphäre meines neuen Zuhauses etwas Unheimliches zu verspüren.

Am meisten beschäftigte mich Isas Haltung Joss gegenüber und seine Reaktion darauf. Sicher, sie war von Natur aus kokett, aber in ihrem Verhalten meinem Mann gegenüber zeigte sich etwas Tiefergehendes. Alle Männer waren heute abend von ihr fasziniert worden ... sogar Jimson hatte man es trotz seiner zurückhaltenden Art angemerkt.

»Eine Femme fatale«; ich hörte noch einmal Lillas Worte. Zorn stieg in mir auf. Wie konnte Isa es wagen, in meiner Gegenwart so mit meinem Mann zu flirten!

Zum erstenmal dachte ich an Joss als an »meinen Mann«; aber ich schob den Gedanken beiseite. Frauen wie Isa irritierten mich eben, und ihre Beziehung zu Joss – wie immer sie auch geartet sein mochte – interessierte mich nicht im geringsten.

Gerade wollte ich mich schlafen legen, als ich ein Geräusch im Korridor hörte, das mich aufhorchen ließ. Ich ging zur Tür und lauschte. Langsame leise Schritte näherten sich und verhielten bei meiner Tür. Ich fing zu zittern an. Jemand stand horchend davor. Ganz vorsichtig tastete ich mit der Hand nach dem Schlüssel und drehte ihn rasch um. Das Geräusch hörte man wohl auch draußen.

Eine Weile blieb es noch still, dann vernahm ich, wie die leisen Schritte sich wieder entfernten. Dieser Vorfall ließ mich vor Aufregung lange kein Auge zutun.

Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück hinunterkam, sah ich zu meiner Überraschung Ezra Bannock mit Joss am Frühstückstisch sitzen. Ezra lachte laut, als er meine Verduzttheit bemerkte.

»Das überrascht Sie, was?« sagte er. »Ich dachte mir, Sie und Wattle müßten sich so bald wie möglich kennenlernen. Ich habe der Stute alles erzählt, und sie ist einverstanden. Erst war sie enttäuscht, mich verlassen zu müssen, aber sie weiß, daß ich es will, und darum spielt

sie mit. Sobald Sie sich gestärkt haben, wollen wir zu den Ställen gehen, und ich übergebe Sie Ihnen formell. Ich möchte gern dabei sein und sehen, wie Sie sich anfreunden.«

»Dann reiten wir nachher zusammen in die Stadt«, meinte Joss, »und ich zeige dir die Company.«

Wattle gefiel mir auf Anhieb und ich ihr offenbar auch. Es amüsierte mich, wie Ezra sie streichelte und mit ihr sprach.

»Schon gut, mein Mädchen, wir werden uns oft sehen. Ich besuche dich hier, und du kommst rüber. Paß gut auf die junge Dame auf. Für sie ist es vorläufig noch ein bißchen hart hier, aber du kümmerst dich schon um sie, nicht wahr?«

Wattle stupste ihn mit der Schnauze.

»So ist's recht. Weißt du, sie ist gerade erst herübergekommen zu uns, und wir wollen doch einen guten Eindruck auf sie machen. So ist's gut – braves Tier.« Er gab ihr ein Zuckerstück, und sie zerknabberte es genüsslich. Als ich Wattle bestieg, verhielt sie sich lammfromm, aber ich spürte ihr Temperament. Ich lehnte mich vor und flüsterte ihr in die Ohren, um mich mit ihr anzufreunden, denn sie schien mich aufmerksam zu taxieren.

Beim anschließenden Ausritt – die beiden Männer zu meinen Seiten – fühlte ich mich ganz sicher und war diesem großen, so ungeschlacht wirkenden Mann dankbar. Warum mochte Isa ihn wohl geheiratet haben, und was hielt er von ihrem Benehmen?

Bald kam Fancy Town in Sicht: Wirklich kein schöner Anblick. Mitten im trockenen Land gelegen, wirkte diese aus dem Boden gestampfte Siedlung ausgesprochen trist. Vor den Zelten standen Klapptische und Bänke und ziemlich primitive Kochgeräte.

»Einiges wird dich hier überraschen«, sagte Joss. »Du darfst aber nicht vergessen, daß die Ortschaft praktisch über Nacht entstanden ist. Die Leute in den Zelten sind noch nicht lange genug hier, um sich schon in Blockhäusern zu etablieren. Manche haben Frauen und Kinder mitgebracht, was es teilweise leichter für sie macht. Die Frauen kümmern sich um das Kochen und den Haushalt, und die Kinder können auch in manchem zur Hand gehen.«

Einige Kinder hatten sich um uns geschart und starrten uns nach. Die Straße führte jetzt zwischen den schlichten Häusern entlang. Ich sah einen Laden, in dem alle Gegenstände des täglichen Bedarfs kunterbunt nebeneinander ausgestellt waren. Die entgegenkommenden Passanten grüßten Joss ehrerbietig und betrachteten mich neugierig. Einem Schmied, der gerade ein Pferd beschlug, rief Joss einen Gruß zu. »Guten Morgen, Sir!«

»Das ist meine Frau, Joe. Die wirst du jetzt öfter zu sehen bekommen.«

Der Schmied trat vor und rieb sich die Hände an der Schürze. »Willkommen in Fancy Town, Madame!«

»Danke schön, Joe.«

»Und meinen herzlichen Glückwunsch, wenn ich so frei sein darf.«

»Aber natürlich – nochmals vielen Dank!«

»Schön, daß Mr. Madden endlich geheiratet hat.« Joss lachte laut. »So, findest du?«

»Ein Herr soll seßhaft werden, wenn er sich die Hörner abgestoßen hat.«

»Ja, Joe nimmt kein Blatt vor den Mund, wie du hörst. Kann phantastisch mit Pferden umgehen. Er hält sie für wichtiger als Menschen, stimmt's?«

»Jedenfalls wären wir ohne sie ganz schön aufgeschmissen!«

»Das stimmt auch wieder. Kümmerst du dich um unsre Tiere?«

Wir stiegen ab und übergaben die Pferde dem Schmied. Ezra verließ uns, er wollte schon vorangehen. Joss schob seinen Arm unter meinen, und wir flanierten die sogenannte Hauptstraße entlang. Mehrmals blieb er stehen und stellte mich Entgegenkommenden vor. Es war heiß, die Fliegen wurden lästig. Joss grinste nur, als ich versuchte, sie zu verscheuchen.

»Es wird noch viel schlimmer«, sagte er geradezu sadistisch. »Bei den Sandfliegen mußt du aufpassen, sie verursachen einen Ausschlag, der nicht zum Angenehmsten gehört. Und frisches englisches Blut mögen sie am liebsten – vor allem die blaue Sorte. Normalerweise müssen sie ja mit geringerer Kost vorliebnehmen.«

»Du willst mir wohl das Leben hier verleiden?«

»Ich möchte nur, daß du alles unverfälscht siehst. Ich glaube, du hättest erst recht romantische Vorstellungen, dachtest wahrscheinlich, wir würden dauernd im schönsten Sonnenschein herumspazieren und ab und zu einen wertvollen Opal aufheben.«

»So ein Unsinn! Natürlich nicht. Ben hatte mir doch schon so viel erzählt; ich weiß, welche Gefahren diese Arbeit bringt. Sein Unfall ist ja wohl der beste Beweis dafür.«

»Schau nicht so zornig, sonst glauben die Leute, daß wir streiten.«

»Tun wir ja auch.«

»Ach wo, ist doch nur ein freundliches Gekabbel. Aber wir müssen einen guten Eindruck hinterlassen. Es würde nicht gerade vorteilhaft wirken, wenn die Jungverheirateten gleich zu streiten anfangen.«

»Vorteilhaft wofür?«

»Fürs Geschäft«, antwortete er, wie ich es erwartet hatte.

»Denkst du immer nur daran?«

»Manchmal auch an anderes.«

»Du solltest mich aber lieber meine Eindrücke selber sammeln lassen.«

»Na dann sammle nur schön.«

Männer mit Palmbast-Hüten gegen die Sonne und andere mit Strohhüten, von deren Rändern beim Laufen Korken herunterbaumelten – auch eine Fliegenabwehr –, kamen und gingen über das Feld vor dem Ort. Ich betrachtete das ausgedörrte Land, all die Schächte und die daneben aufragenden Hügel: Aushub, der beim Schürfen angefallen war.

»Wir haben zweitausend Leute hier«, sagte Joss. »Also brauchen wir auch Händler, um sie zu versorgen. Die Küche der Trants hat sich offenbar schon sehr bewährt.«

»Die beiden würde ich gerne kennenlernen«, sagte ich.

»Ich bin ohnehin auf dem Weg zu ihnen, sie erwarten bestimmt meinen Besuch.«

Wir gingen weiter und kamen schließlich zu einem Holzgebäude, in dem James und Ethel Trant ihre Garküche eingerichtet hatten. James

saß auf einem dreibeinigen Schemel vor der Tür und schälte Kartoffeln. Bei unserem Anblick erhob er sich. Joss und er schüttelten einander die Hände.

»Tut mir leid für euch, das mit dem Brand!« sagte Joss. James Trant nickte. »Es geht uns aber gut hier. Macht sich fabelhaft, das Geschäft.«

»Und für Fancy Town ist es ebenfalls ein Gewinn, wie ich hörte.«

»Das hoffen wir. Wir hatten Glück, dieses Haus zu finden. Mr. Bannock hat es uns verschafft, und es läuft alles bestens.«

»Fein. Das ist meine Frau. Ich führe sie gerade ein bißchen herum.«

James Trant schüttelte mir die Hand und sagte: »Willkommen bei uns hier draußen.« Dann ging er seine Frau holen. Ethel kam in einer riesigen Schürze heraus, sie wischte sich die mehligen Hände an einem Tuch ab. Auch sie begrüßte mich herzlich; Joss schilderte den beiden unser Entsetzen, als wir die Ruine in der Savanne entdeckt hatten.

»Man darf nicht immer nur die schlechte Seite betrachten«, meinte Ethel. »Ein Holzhaus kann man im Busch nicht retten, und es war schrecklich trocken ... das Gras roch geradezu schon nach Zunder. Als ich sah, daß das Feuer übergriff, wußte ich, daß nichts mehr zu retten war. Wir hatten ja Glück im Unglück. Nachdem Mr. Bannock uns hier diesen Eckplatz anbot, machten wir uns sofort daran, die Küche aufzubauen. Und das war genau das Richtige. Es geht uns gar nicht schlecht – was, James? Ich habe doch immer schon so gern gekocht, mich gefreut, wenn's den Leuten geschmeckt hat. Wie Pferde konnten sie essen, die Viehzüchter und Schürfer. Kamen nach einem Tag im Sattel müde zu mir und sehnten sich nach einer herzhaften Mahlzeit wie zu Hause. Eintopf und Roastbeef gab's immer – da sagte keiner nein. Ein schönes Stück Lende, rot und saftig ... das war ihnen das allerliebste. Und meine gebackenen Kartoffeln, in der Schale, in den glühenden Kohlen, die waren berühmt zwischen hier und Sydney. Oder ein schönes Rindfleisch mit Zwiebeln, Klößen und Fladenbrot dazu ... und natürlich immer Tee.«

James unterbrach sie. »Solange hier genug Opale gefunden werden, wird's uns auch gutgehen.«

»Und das kann durchaus noch einige Jahre der Fall sein«, sagte Ethel überzeugt.

»Aber bestimmt«, bestätigte Joss.

»Komisch«, erinnerte sich jetzt Ethel, »grad ein paar Tage vor dem Brand kam dieser Fremde vorbei.«

»Welcher Fremde?« erkundigte sich Joss ziemlich scharf.

»Der mit Desmond Dereham in Amerika war. Er hat erzählt, daß Desmond den ›Grünen Blitz‹ gar nicht gestohlen habe und er immer hier in Australien gewesen sein muß. Vielleicht hat uns das den Brand auf den Hals geschickt?«

»So ein Blödsinn!« Joss' Stimme hatte noch an Schärfe zugenommen.

»Sag ich doch auch immer«, warf James ein.

»Mir kam's jedenfalls komisch vor. Immer wenn der ›Blitz‹ irgendwo auftaucht, gibt's ein Unglück. Denken Sie doch nur an Mr. Hennicker: Wer hätte gedacht, daß ihm so ein Unheil zustoßen würde?«

»Vor Unfällen ist keiner gefeit«, gab Joss ärgerlich zurück.

»Aber wenn der Mann recht hat, dann war der ›Blitz‹ doch die ganze Zeit in Mr. Hennickers Besitz. Und dann passierte der Unfall, und jetzt ist er tot.«

»Wenn dieses Geschwätz nicht aufhört, werden Sie bald ohne Gasthaus dastehen. All der Unsinn über den Fluch muß ein Ende haben. Dafür werde ich sorgen«, sagte Joss zornig. James und Ethel blickten ganz belämmert drein. Sie taten mir leid, und ich war zornig auf Joss.

»Das nimmt doch sicher niemand ernst«, versuchte ich ihn zu besänftigen.

»O doch!« fuhr mich Joss an. »Und es muß einfach aufhören.«

Ich lächelte James und Ethel entschuldigend zu, während Joss mich beim Arm packte. »Wir müssen weiter.«

»War es denn nötig, so grob zu werden?« fragte ich ihn, als wir uns außer Hörweite befanden.

»Jawohl, das mußte einmal sein.«

»Die Leute haben so viel mitgemacht, und du kannst dich nicht einmal anständig ihnen gegenüber benehmen.«

»Ich tue ihnen sogar indirekt einen Gefallen damit. Wenn das Gerede um sich greift, sinken die Preise für Opale, und ihre Garküche steht und fällt mit der Schürfarbeit hier. Wir müssen dagegen kämpfen.«

»Aha, Grausamkeit ist also hier Güte.«

»Genau! Hast du was dagegen?«

»Es ist eine Art von Selbstgefälligkeit, die ich absolut nicht mag.«

»Mir ist etwas aufgefallen.«

»Das wäre?«

»Daß du vieles an mir absolut nicht magst.«

Ich schwieg.

Er fuhr boshaft fort:

»Leider hast du die Brücken hinter dir abgebrochen – du hast die Bedingungen von Bens Testament akzeptiert. Denk doch mal nach ... All das hier hast du akzeptiert, genauso wie mich. Du hast dir dein Bett bereitet und mußt jetzt drin liegen ...« Wieder das spöttische Lachen. »Leider unter den gegebenen Umständen eine recht unglückliche Analogie.«

Ich erwiderte ärgerlich: »Als wir heute morgen losritten, nahm ich mir vor, mir alle Mühe zu geben. Aber du verdirbst es mir jedesmal.«

»War das nicht immer schon so? Hätte Ben dir einen höflichen jungen Herrn an meiner statt zum Partner ausgesucht, wäre vielleicht alles eitel Freude und Sonnenschein. Mir scheint, ich bin heute in Zitierlaune.«

»Wir sollten wenigstens versuchen, uns taktvoll zu benehmen – egal, welche Ressentiments wir fühlen, weil wir in eine Situation gedrängt wurden, die uns beiden unangenehm ist.«

»Eine gute alte englische Sitte.«

»Und keine schlechte.«

»Dann geh du mit gutem Beispiel voran. Tu so, als ob alles in Ordnung ist – das wird uns sehr helfen. Wer weiß: Vielleicht bist du nach ein paar Wochen ganz gern hier, zwischen Minen und Schürfern, und eines Tages wird Fancy Town eine richtige Stadt werden, mit Rathaus, Kirche und Kirchturm. Wir werden die alten Hütten einreißen und schöne Häuser bauen, und es wird keine Zelte mehr geben. Das wird dir dann besser gefallen.«

»Vielleicht.«

»Da sind unsere Geschäftsräume«, sagte er, als wir uns dem wohl stattlichsten Gebäude der Stadt näherten. »Da du ja jetzt Teilhaberin bist, wirst du wahrscheinlich wissen wollen, was sich hier abspielt. Das zu verachten, wäre wohl sinnlos. Du wirst nach und nach herausfinden, wie die Sache läuft. Heute mache ich dich nur einmal mit allen bekannt.«

»Hoffentlich haben *sie* keine Ressentiments gegen mich.« – »Ressentiments gegen meine Frau? Das würden sie nie wagen.«

Wir betraten das Gebäude. Es war angenehm, aus der heißen Sonne zu kommen und für eine Weile die Fliegen loszuwerden.

In mehreren Räumen arbeiteten Leute. Überall merkte ich sofort, welche Wirkung Joss' Erscheinen ausübte. Offenbar hegten alle große Achtung vor ihm. Ezra hatte einige Abteilungsleiter in den Besprechungsraum gebeten, wo man sie mir vorstellte.

»Mrs. Madden ist nun auch Direktorin«, eröffnete Joss. Es waren sechs Männer da, inklusive Ezra und Jimson, die ich ja schon kannte. Von den anderen gefiel mir vor allem Jeremy Dickson, ein blonder jüngerer Mensch mit frischem Gesicht, der erst vor kurzem von England gekommen war. Vielleicht hatten wir deswegen einiges gemeinsam.

Joss erklärte mir, daß der Opalabbau nur der Anfang des ganzen Arbeitsprozesses sei. Die Steine wurden von Fachleuten nach Kategorien sortiert, dann vom Gestein befreit und geschliffen. All dies war Facharbeit. Ein einziger Fehler konnte großen Schaden anrichten.

»Diese Herren sind sämtlich Spezialisten auf ihrem jeweiligen Gebiet«, fügte er hinzu.

Wir saßen um den Tisch, und er erläuterte ihnen die Bedingungen des Testaments, das Ben aufgesetzt hatte: daß Mr. Hennickers Anteile an der Firma gleichmäßig zwischen mir und ihm aufgeteilt worden waren und ich aufgrund dessen in Zukunft ein gewichtiges Wort mitzureden hätte.

Dann wandte er sich zu mir. »Du wirst sicher erfahren wollen, was hier alles vorgeht ... sofern du dich aktiv in der Company beteiligen möchtest. Aber dazu brauchst du dich nicht gleich hier und heute ent-

scheiden. Ebenso gut kannst du auch mich damit beauftragen, deinen Teil der Interessen für dich wahrzunehmen.«

»Ich würde gern hier meinen Platz unter ihnen haben«, sagte ich. Man applaudierte.

»Dann müssen wir wohl schnell alles durchgehen, was während meiner Abwesenheit passiert ist. Für dich ist das gleich ein Stück Praxis.«

Während der folgenden Besprechung saß ich stumm dabei und hörte zu. Vieles verstand ich noch gar nicht, aber ich war fest entschlossen, Joss eines Tages zu beweisen, daß ich meinen Teil der Aufgaben bewältigen konnte. Meinen Platz in der Company würde ich mir erringen und ihn behaupten, diesen Männern – die sicher der Meinung waren, es würde mir bald lästig werden – zeigen, daß ich genauso gut mit Problemen fertig werden konnte wie sie.

Nach etwa einer Stunde war ich noch nicht sehr viel klüger geworden, und Joss fragte mich, ob ich die einzelnen Abteilungen aufsuchen oder lieber heimkehren möchte. In diesem Fall würde er mir jemand zur Begleitung mitgeben.

Ich entschloß mich, die Abteilungen zu besuchen, und Jeremy Dickson wurde gebeten, mich herumzuführen. Nachher sollte er mit mir heimreiten, da Joss noch den ganzen Tag im Ort zu tun hatte.

Ich beobachtete mit Jeremy, wie in einem Raum Opale sortiert und im nächsten geschliffen wurden, sah bei der Arbeit zu, und Jeremy Dickson erklärte mir, wie man die Qualität unterschied. Ich lernte zwischen Gesteinsstücken unterscheiden, die vermutlich einen erst-, zweit- oder drittklassigen Opal enthielten, und solchen, die man »Potsch« nannte. Das war Jeremys besondere Stärke.

Die Opalschneider faszinierten mich besonders, die wertloses Gestein abtrennten und mittels sausender Schleifräder, die mit äußerster Sorgfalt gehandhabt werden mußten, die herrlichen Farben hervorholten. Eine falsche Bewegung, erklärte man mir, und ein wertvoller Opal war verdorben.

Dann sah ich noch Opale in ihrer ganzen strahlenden Schönheit ohne jeglichen Ballast, den man bereits entfernt hatte. Die Männer waren außer sich vor Ärger, wenn sich ein Gesteinsstück, an dem

sie gearbeitet hatten, als durch und durch mit Sand versetzt erwies, so daß der schöne Stein Wertlos war, der ansonsten viel Geld eingebracht hätte.

Es war ein äußerst interessanter Tag für mich; aber in einem gab ich Joss recht: Es wäre ein Fehler gewesen, allzuviel auf einmal begreifen zu wollen. Nach der brütenden Hitze und dem bisher Erfahrenen war ich durchaus bereit, heimzureiten.

Die Unterhaltung mit Jeremy Dickson genoß ich sehr. Er erzählte mir auch über sein Zuhause in Northamptonshire. Sein Vater war Pfarrer – was ihn mir sofort sympathisch machte, wohl in Erinnerung an Miriam und ihren Ernest. Vor acht Jahren war er nach Australien gekommen, um hier als Goldsucher sein Glück zu machen, wie so viele vor ihm. Leider hatte er das erträumte Glück nicht gefunden und mußte viele Enttäuschungen über sich ergehen lassen. Dann entdeckte er Opale, und die Steine faszinierten ihn. Er traf Ben Hennicker in Sydney, der spontan Gefallen an ihm fand und ihm einen Posten in der Company anbot. Jeremy Dickson arbeitete hart und entwickelte bald ganz spezielle Talente, die Ben sehr beeindruckten. Vor drei Jahren hatte man ihm ein Ressort anvertraut.

»Und das Leben hier gefällt Ihnen?« wollte ich wissen. »Ich liebe Opale«, antwortete er. »Sie üben eine ungeheure Faszination auf mich aus. Ich kann gar nicht sagen, was ich fühle, wenn ich die Farben herauskommen sehe. Ich könnte wohl keine andere Arbeit finden, die mir mehr Vergnügen brächte.«

»Fehlt Ihnen Ihre Heimat nicht?«

»Davon träumt man doch immer. Natürlich geht uns hier vieles ab, vor allem nach Feierabend. Aber Ben wußte auch um dieses Problem, und er hat eine Menge getan, um uns bei Laune zu halten. Wir wurden oft in sein Haus eingeladen, meist zum Abendessen oder zu Geschäftsbesprechungen. Manchmal kamen aber auch alle zusammen, und es gab eine richtige Party. Wir haben ihn sehr vermißt, als er nach England ging. Ihr Mann hat jedoch die Tradition aufrechterhalten, und als er dann hinüberfuhr, übernahmen die Lauds die Rolle der Gastgeber.«

Wir waren am Ziel angekommen, und ich bat ihn mit ins Haus. »Auf eine halbe Stunde gern, dann muß ich zu meiner Arbeit zurück. Ich möchte nicht wegreiten, ohne Mrs. Laud begrüßt zu haben.«

Ich ging mit ihm in den Salon und schickte ein Dienstmädchen, um Lillas und ihrer Mutter auszurichten, daß wir einen Besucher hatten.

Lillas kam, und ich war überrascht, wie verändert sie wirkte. Sie lächelte und trat mit ausgestreckten Händen auf Jeremy Dickson zu, der beide ergriff. »Ich habe Mrs. Madden heimbegleitet«, erklärte er.

»Ihnen ist sicher heiß, und Sie sind müde«, sagte Lillas. »Möchten Sie gern eine Erfrischung?«

»O ja, das wäre nett.«

Lillas zog an der Klingelschnur und bat das Mädchen, Limonade zu bringen.

Sie habe sie nach eigenem Rezept zubereitet, erklärte sie uns, und in Eisblöcke gestellt, damit sie angenehm kühl blieb.

Wir tranken und redeten, und es wurde richtig gemütlich. Jeremy Dickson war so englisch, daß ich mich in seiner Gegenwart völlig wohl fühlte, und auch Lillas schien wie verwandelt. Ob sie den jungen Mann gern hatte? Seine Wirkung auf das Mädchen war unverkennbar.

Wir sprachen von Fancy Town und allem, was ich an diesem Vormittag gesehen hatte, und Jeremy berichtete von einem Opal, der gerade hereingekommen war und – falls er sich als fehlerlos erwies – ein Musterexemplar an Güte und Reinheit sein konnte. Es sei faszinierend, erklärte er, zuzusehen, wie Schicht um Schicht des tauben Gesteins abgehoben wurde und sich das edle Stück langsam herauskristallisierte.

Dann kam auch Mrs. Laud. Sie sah von der Tür aus mit rätselhaftem Gesichtsausdruck auf unsere Runde, heftete den Blick aber nicht auf mich, sondern auf Lillas.

»Mr. Dickson beehrt uns also auch wieder einmal«, sagte sie.

»Ja, Mutter, er hat Mrs. Madden zurückbegleitet. Meine Limonade hat dankbaren Anklang gefunden.«

»Wie schön«, murmelte Mrs. Laud jetzt, die Augen zu Boden geschlagen, als wolle sie niemanden von uns wahrnehmen. Sie wirkte nervös.

»Ja, die reinste Wohltat«, bestätigte ich, nur um irgend etwas zu sagen. Wieder hatte ich den Eindruck, in ein Drama eingestiegen zu sein, dessen Handlung mir ein Rätsel war. Und ich spürte, daß ich in dieser Szene keinesfalls eine Hauptrolle spielte.

An den nächsten drei Tagen ritt ich vormittags immer mit Joss in den Ort. Nach der Ankunft fand die obligatorische Besprechung des Geschäftsablaufes statt. Joss führte den Vorsitz. War von den Schürfern am Tag zuvor etwas Interessantes abgeliefert worden, so wurden die Stücke gemeinsam betrachtet. Joss überreichte mir die Funde jeweils mit einem hochmütigen Lächeln, wie mir schien, und ich beschloß daher erneut, mir so schnell wie möglich das nötige Wissen anzueignen, nur um ihn ins Unrecht zu setzen. Aber das war nicht der einzige Grund. Die Sache faszinierte mich jeden Tag mehr.

Ich bemühte mich, all die Beschäftigten bald besser kennenzulernen, die paar Angestellten und die vielen Arbeiter in den verschiedenen Tätigkeitsbereichen. Ich unterhielt mich mit den Schürfern, die hereinkamen, und merkte, daß sie meine Anwesenheit zuerst als Witz auffaßten. Als sie dann feststellten, daß ich gar nicht so unwissend war, wie sie angenommen hatten, schienen sie ein wenig Respekt zu bekommen. Mir bedeutete das alles einen unerhörten Ansporn – nicht nur, Joss' Meinung zu widerlegen, sondern auch diesen Leuten zu beweisen, daß eine Frau nicht nur für den Haushalt und die Kinder zuständig war, wie die meisten von ihnen wohl meinten.

Das Sortieren und Reinigen und die Schleifarbeiten interessierten mich besonders. Da dies alles Jeremy Dicksons Ressort betraf, sah ich ihn öfter als die anderen Abteilungsleiter der Company. Er war in seiner Haltung Opalen gegenüber überhaupt nicht praktisch, sondern der reine Romantiker.

An meinem vierten Vormittag im Geschäft kochte er in dem winzigen Büroraum Wasser auf seinem Spirituskocher und machte uns Tee. Während wir ihn tranken, erzählte er von Opalen, über die er die wunderbarsten Geschichten wußte.

»Die alten Türken waren der Meinung, daß ein großer Feuerstein mit einem Blitz einmal aus dem Paradies geworfen wurde. Er zersplit-

terte und fiel in lauter kleinen Stückchen auf bestimmte Gebiete der Welt. Das sind heute die Opalfelder.« Seine Augen glühten. »Wissen Sie, daß Opal früher ›Feuerstein‹ hieß? Das ist doch eine treffende Bezeichnung. Dieses Glühen! Erregt es Sie nicht auch ganz unerklärlich? Müssen Sie nicht auch immer wieder hinschauen und haben das Gefühl, sich darin verlieren zu können?«

»Ich fange an, dergleichen zu spüren.«

»Das wird immer stärker werden. Ich habe mir oft schon gedacht, daß diesen Steinen eine eigenartige Kraft innewohnen muß, wenn man sieht, wie sie Menschen in ihren Bann ziehen. Offenbar ist man allgemein der Anschauung, daß sie einen geheimnisvollen Einfluß ausüben können.«

Die Tür wurde geöffnet, Joss spähte herein.

»Störe ich beim Teeklatsch?«

»Es ist ein Arbeitsklatsch«, antwortete ich. »Mr. Dickson bringt mir eine Menge bei.«

»Hoffentlich ist meine Frau eine gelehrige Schülerin.« Er betonte die Worte »meine Frau«, als müsse er Jeremy Dickson nachdrücklich darauf hinweisen, wer ich war. Völlig unnötig, dachte ich, und als er die Tür schloß, war ich ärgerlich, daß er unser Tête-à-tête gestört hatte. Ich merkte, daß Jeremy Dickson das Gefühl hatte, er müsse zu seiner Arbeit zurück.

Am nächsten Tag sagte Joss beim Frühstück: »Es wird Zeit, daß ich dir einmal die Umgebung zeige. Wir könnten heute vormittag ausreiten, dann bekommst du eine bessere Vorstellung von der Landschaft hier. Solange dir diese fehlt, solltest du nämlich lieber nicht allein durch die Gegend streifen.«

»Fürs erste würde ich sicherlich jemanden zum Mitreiten finden.«

»Das biete ich dir ja heute an. Sicherlich findest du auch andere. Der junge Dickson zum Beispiel würde sich bestimmt mit Vergnügen dazu bereit erklären.«

»Er kennt sich mit Opalen ausgezeichnet aus.«

»Wenn das nicht der Fall wäre, hätte er auch kaum diesen Posten«, antwortete Joss abweisend.

Wir dirigierten unsere Pferde diesmal nicht zur Stadt, sondern in die andere Richtung.

»Willst du gar nichts wegen des gestohlenen Opals unternehmen?« fragte ich.

»Hast du einen Vorschlag?«

»Wenn etwas so Wertvolles gestohlen wurde, sollte man sich doch bemühen, es zurückzubekommen.«

»Es ist auch ein etwas außergewöhnlicher Diebstahl. Vor allem weiß niemand, wann er stattgefunden hat.«

»Wohl einige Zeit, nachdem Ben nach England abgefahren ist. Warum er den Stein nicht lieber mitgenommen hat?«

»Mit so einem wertvollen Stück zu reisen, wäre riskant. Er hielt es wohl für sicherer aufgehoben in seinem Versteck.«

»Das irgend jemand entdeckt hat. Wir sollten uns doch wirklich bemühen ...«

»Das tue ich schon«, sagte er nur.

»Schließlich ist es ja zur Hälfte auch meiner.«

»Darauf brauchst du mich nicht extra hinzuweisen.«

Mir fiel plötzlich ein, daß Joss ja noch im Haus gelebt hatte, nachdem Ben heimgefahren war. Wenn nun *er* den Stein gefunden hatte!

Aber er würde doch niemals Ben bestohlen haben! Andererseits hatte dieser Stein eine merkwürdige Wirkung auf Menschen. Mein eigener Vater war so verhext von ihm, daß er daran dachte, um seinen willen meine Mutter zu verlassen. Wer weiß ...? Das würde auch erklären, warum er keine Anstrengungen unternahm, ihn wiederzufinden.

»Überlaß das nur mir«, sagte er. »Irgendwas wird mir schon einfallen. Wir finden ihn bestimmt. Nur Geduld! Du neigst dazu, alles zu dramatisieren. Das Leben ist nun mal so, und man kann auch nicht alles sauber verpacken und beschriften. Mir erscheint im Moment am wichtigsten, das Gerede über den ›Grünen Blitz‹ zu stoppen, weil es die Vorstellung fördert, daß Opale Unglück bringen. Ich kann dir gar nicht schildern, wie schwer Ben und ich schon früher dagegen ankämpfen mußten. Wir wollen lieber die alte Legende aufleben lassen,

daß die Steine Talismane gegen das Böse sind. Also Schluß jetzt mit der Debatte über den ›Grünen Blitz‹.«

»Klingt ja wie ein Befehl!«

»So könnte man es auch sehen; um unser aller willen, vergiß ihn also bitte.«

Er wandte sich von mir ab und ritt auf eine Reihe niederer Hügel zu. Der Boden war so trocken und sandig, daß unter den Hufen seines Pferdes Staubwolken aufstiegen, in denen ich ihm für kurze Zeit aus dem Blick verlor, als er zwischen zwei Hügeln eintauchte. Am liebsten wäre ich zurückgekehrt. Aber so viel war mir bereits klar, daß alles Buschland einander ähnelte und es wenige Anhaltspunkte gab. Ich wußte, daß ich ohne ihn nicht mehr nach Hause finden würde.

Als ich zu der Stelle kam, wo ich ihn vorhin zuletzt gesehen hatte, wartete er bereits auf mich.

»Das hier heißt ›Grovers Schlucht‹«, sagte er mir. »Hier war einmal eine sehr ergiebige Mine. Jetzt ist sie ausgepowert, wie wir sagen, also nicht mehr in Betrieb. War aber mal eine der ertragreichsten in ganz Neusüdwaless. Sie ist voller unterirdischer Kammern, und man behauptet, daß es hier spuken würde.«

»Ich hielt dich für viel zu nüchtern, solche Dinge zu glauben.«

»Das kann man aber nicht von allen Leuten in der Gegend behaupten«, antwortete er grinsend. »Einige sind sogar sehr abergläubisch. Leute, deren Arbeit Gefahren bringt, neigen meistens dazu. Fischer, Bergleute ... die abergläubischsten Leute der Welt: Sie versuchen ihr Schicksal zu oft. Es heißt, daß ein gewisser Grover hier sein Glück gemacht hat und dann nach Sydney zurückging. Er fand eine Frau, heiratete, und sie verspielten gemeinsam sein Vermögen. Dann erst entdeckte er, daß sie nur an seinem Geld interessiert war, denn sie verließ ihn, und das war bitter. Er wurde Buschräuber, und angeblich versteckte er sich öfter in seiner alten Mine, die ihn einst reich gemacht hatte. Er war immer maskiert und hieß ›Der maskierte Räuber von Grovers Schlucht‹. Natürlich wußte damals niemand, daß es sich um Grover selbst handelte. Erst als ihn der Fahrer eines Buggys erschoss, den er aufgehalten hatte, nahm man ihm seine Maske ab und entdeckte

te seine wahre Identität. Seither soll er hier herumgeistern, und manche meiden bei Nacht diesen Platz wie die Pest. Einige schwören sogar, einen Maskierten gesehen zu haben: Vermutlich waren es nur die Büsche und ihre Einbildungskraft. Das ist also die Legende von Grovers Schlucht, und am besten reitest du hier nicht nach Sonnenuntergang durch, sonst siehst du am Ende den maskierten Geist oder hörst Grover den Verlust seiner Frau und seines Vermögens bejammern.«

»Sehr verlassen und traurig wirkt dieser Ort jedenfalls.«

Wir liefen neben den Pferden bis zum Schachteingang. Eine alte Eisenleiter stand noch an ihrer ursprünglichen Stelle. Obwohl ich Joss' Blick auf mir fühlte, konnte ich mich eines Erschauerns nicht erwehren. Er kam näher heran.

»Du wirst selbst bemerken, wie unheimlich die Atmosphäre hier ist. Man meint förmlich, die Gegenwart des Toten zu spüren«, sagte er spöttisch.

»Wenn du es mir nicht erzählt hättest, würde ich nur gedacht haben, daß das eben eine der – wie nanntest du das? – ausgepowerten Minen ist.«

»Fein, du machst Fortschritte. Laß uns weiterreiten. Von der Schlucht haben wir wohl jetzt genug.«

Er stieg auf, ich tat es ihm nach, und wir brachen auf. Er war etwas schneller als ich, hielt aber dann wieder an und wartete auf mich. Seine Hand wies zum Horizont.

»Kannst du das Gebäude da drüben sehen?«

»Ja, gerade eben. Ist das ein Haus?«

»Stimmt, eine Farm.«

»Und wem gehört sie?«

»Das wirst du schon sehen«, rief er mir über die Schulter zu und ritt weiter. Kurze Zeit später lag bereits ein hübsches weißes Haus strahlend im Sonnenschein vor uns.

»Das ist die Bannock-Farm«, erklärte Joss, und mir wurde ganz blümerant: Isa Bannock hatte ich nun wirklich nicht besuchen wollen.

Als wir uns näherten, fingen die Hunde an zu bellen, und Ezra Bannock trat heraus. Er begrüßte uns herzlich: »Hallo, wer kommt denn

da?» Dann öffnete er das Tor und führte die Pferde auf eine kleine Weide. Wattle wieherte vor Freude, als er sie streichelte und sich nach ihrem Befinden erkundigte.

»Kommt rein, ihr beiden«, sagte er. »Isa wird sich freuen. Aber erst muß ich euch das neue Füllen zeigen. Deswegen bist du doch sicher gekommen, Joss?« Er sah mich fragend an, als amüsiere ihn die Sache. Offensichtlich schien er genau zu wissen, daß ich wegen meiner Abneigung gegen Isa bestimmt nicht den Ausschlag dazu gegeben hatte. Wir gingen in die Ställe, die genauso groß waren wie die drüben bei uns.

Nachdem wir das Füllen gebührend bewundert hatten, führte Ezra uns ins Haus. Auf einer reichverzierten Eichentruhe stand eine Vase mit kunstvoll arrangierten Blumen. Die Halle war gefliest, was sie angenehm kühl machte.

»Isa!« rief Ezra. »Besuch!«

Und dann sah ich sie schon. Sie trug eine Art Morgenrock aus weichem voileartigem Material mit gerüschtem Volant und weiten Ärmeln. Mädchenhaft frisch sah sie aus und strahlend schön, das mußte sogar ich zugeben. Das hellbraune Gewand unterstrich die gleichfarbigen Lichter in Haaren und Augen.

»Welche Überraschung!« sagte sie. »Mrs. Madden und Gemahl.«

Joss nahm ihre Hand und küßte sie. Ich war schockiert und gleichzeitig überrascht darüber; es schien mir überhaupt nicht zu ihm zu passen. Offenbar konnte er sich Isa gegenüber ganz anders benehmen, als es sonst der Fall war.

»Liebster Joss«, säuselte sie, »wie schön, daß Sie uns in unsrem bescheidenen Heim besuchen.«

»Hoffentlich kommen wir nicht zu unpassender Zeit«, warf ich ein, um ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß ich auch noch da war.

»Liebste Mrs. Madden ... aber sollten wir einander nicht beim Vornamen nennen? Schließlich werden wir uns häufig sehen. Und Joss war immer schon Joss für mich – also müßte ich seine Frau wohl auch beim Vornamen nennen. Einverstanden – Jessica? Paßt übrigens gut

zu Ihnen.« Die Art, wie sie meinen Namen aussprach, ließ als Trägerin eine recht steife, ernst dreinblickende Frau vermuten, die das Leben unnötig ernst nahm. Sie lachte. »Jessica, zur unrechten Zeit kann man bei uns nie kommen. Wir haben so wenige Besuche, daß jeder einzelne stets willkommen ist.«

»Aber wir haben uns doch erst kürzlich gesehen.«

»Schon wieder zu lange her«, sagte sie. »Ihr bleibt doch zum Mittagessen? Ezra arbeitet heute vormittag zu Hause, das trifft sich also gut. Da könnt ihr nach Herzenslust über das Geschäft reden – aber an meinem Tisch anstatt in den öden Räumen der Company.«

»Das klingt verlockend«, sagte Joss herzlich. »Ich hatte sogar auf die Einladung gehofft. Dann brauchen wir erst nachmittags zurückzureiten, wenn es schon kühler ist.«

Ich ärgerte mich, daß sein Tonfall so deutlich anders klang, wenn er mit ihr sprach.

»Aber erst gibt es ein paar kühle Drinks in meinem Salon«, zwitscherte Isa. »Ezra, bitte sag Emily Bescheid.«

Der Salon war wirklich *ihr* Salon. Ich überlegte, wieviel Ezra in diesem Haushalt überhaupt zu sagen haben mochte. Vorher war sie mir wie eine Luxuskatze erschienen, jetzt sah ich sie als Spinne, die ihr Männchen verzehrt – natürlich erst, wenn es seinen Zweck erfüllt hatte. Es war ein sehr weiblicher Raum mit gerafften Musselinvorhängen und den unvermeidlichen Sonnenrollos. Töpfe mit grellbunten Pflanzen vermittelten eine Atmosphäre von Fröhlichkeit, und die buntüberzogenen Sessel erhöhten den Eindruck noch. In hohen Gläsern wurden inzwischen kühle Getränke hereingebracht.

»Man ist hier draußen sehr nachbarschaftlich«, erklärte mir Isa. »Wir freuen uns immer, euch zu sehen. Wir schätzen alle Besucher ... am meisten natürlich unsere Freunde.« Dabei warf sie Joss einen koketten Blick zu, der ihr seinerseits in einer Art zulächelte, die mich langsam verrückt machte. Er könnte wenigstens aufhören, diese blödsinnige Bewunderung so deutlich in Gegenwart seiner Frau zu zeigen! Auch wenn unsere Beziehung nicht den normalen Regeln entsprach, konnte er doch zumindest die schicklichen Grenzen einhalten.

Sie unterhielten sich über Leute, von denen ich noch nie gehört hatte – offenbar absichtlich, um mich zu isolieren. Nach einer Weile erwähnten sie die alljährliche »Schatzsuche« im Pfauen-Haus.

»Haben Sie noch gar nicht davon gehört? Ach, Joss, Sie Ignorant! Erzählt Jessica nichts über die »Schatzsuche«.« Joss wandte sich zu mir. »Eine kleine Unterhaltung, die wir einmal im Jahr veranstalten. Sie ist in ein paar Wochen fällig, ich muß dir das Ganze dann genau erklären.«

»Ein Riesenspaß ist es immer«, sagte Isa. »Wir kommen alle hin. Wie viele sind es eigentlich, Joss ... Fünfzig, sechzig oder siebzig ...? Und dann kriegen wir unsere Tips, und die Suche kann losgehen. Es ist eines *der* Ereignisse des Jahres. Ben hat es sich ausgedacht, damit die Leute bei Laune bleiben. Er hat auch immer versucht, seine Arbeiter vor der Langeweile zu bewahren. Sein Lieblingszitat war: »Schwierigkeiten entstehen durch Langeweile.««

»Die Sache klingt interessant«, sagte ich und blickte Joss kalt an. »Ich wüßte gern mehr darüber.«

»Ich hatte dir doch so viel anderes zu zeigen – da vergaß ich das völlig. Es ist im Grunde ein bißchen kindisch.«

»Aber es macht Spaß«, rief Isa.

»Und den Leuten scheint es zu gefallen«, ergänzte Ezra. Isa wechselte das Thema so rasch, wie sie es angeschnitten hatte.

»Ich habe doch versprochen, Ihnen meine Sammlung zu zeigen, Jessica. Vielleicht tue ich es heute – was meinen Sie, Joss?«

Die beiden tauschten einen Blick, den ich nicht ganz begriff. Er sagte: »Aber unbedingt, Isa. Jessica interessiert sich schon sehr für Opale. Es gehört zu ihrer Ausbildung, die sie jetzt hier durchmacht.«

»Dann aber erst nach dem Essen«, meinte Isa. »Wir können nämlich schon anfangen.«

Wir gingen ins Eßzimmer und widmeten uns dem kalten Hühnchen und Salat und Obst. Isa erzählte mir, daß das überschüssige Obst eingeweckt wurde.

»Sie machen das ja sicher selber«, sagte sie. »Das können Sie bestimmt wunderbar. Leider ist der Haushalt nicht gerade meine Stärke – aber ich habe wahrscheinlich Talente anderer Art.«

Ezra lachte laut, und Joss lächelte, als hätte sie etwas überaus Witziges von sich gegeben.

Ich wurde immer gereizter und wollte weg von dieser Frau: Denn ein Talent besaß sie jedenfalls – nämlich mir das Gefühl zu vermitteln, unattraktiv zu sein. Es ärgerte mich um so mehr, als ich spürte, wie Joss zu ihr hielt. Nach dem Essen setzten wir uns wieder in den schattigen Salon, um ihre Sammlung zu bewundern. Sie nahm die mir bereits vertrauten Rollbehältnisse aus einem Safe und wickelte sie auf dem runden Tisch aus. Es befanden sich ein paar herrliche Steine darunter, und sie verstand sichtlich viel davon: Die Opale waren von unterschiedlichster Art und durch die Bank makellos.

»Ich mag nur die allerbesten«, sagte sie zu mir.

»Und die haben Sie ja auch«, bestätigte Joss.

»Danke für das Kompliment. Von einem Kenner um so schmeichelhafter«, antwortete sie lächelnd. »Und hier ...« Sie öffnete eine kleinere Rolle: Da lag auf schwarzem Samt, in all seinem Glanz, der »Harlekin«-Opal vor uns.

Ich starrte ihn an. Das konnte doch nicht wahr sein! Sicher ein ähnlicher Stein, den ich in meiner Unerfahrenheit noch nicht zu unterscheiden vermochte. Unmöglich, daß es der »Harlekin« war. Wie hätte sie ihn so schnell bekommen können? Isa lächelte verschmitzt. »Sie erkennt ihn«, meinte sie.

Ich sah auf; der Blick meines Mannes lag auf mir. Ich stammelte: »Er sieht dem »Harlekin« ähnlich.«

»Es *ist* der »Harlekin«.«

»Oh ... er ist wahrhaftig ungemein schön.«

»Nehmen Sie ihn ruhig in die Hand«, forderte mich Isa auf. »Sie werden sehen, was das für ein Gefühl ist. Sie lieben ihn genauso wie ich – das sah ich schon vorhin an Ihrem Blick. Er ist wirklich von erlesener Schönheit. Wohl einer der schönsten, die ich besitze.«

»Wie glücklich Sie sich schätzen müssen, einen solchen Stein zu haben«, sagte ich.

»Dafür muß ich meinem guten Freund hier danken ...« Sie lächelte Joss an, und ich fühlte einen solchen Zorn in mir emporsteigen, daß es mir fast die Luft abschnürte.

»Ihrem ... guten Freund?«

»Ja, dem lieben Joss. Er wußte, wie gern ich ihn haben wollte, und hat ihn mir gegeben. Stimmt's, Ezra?«

»Ein sehr großzügiges Geschenk«, brummte Ezra wohlgefällig.

»Wirklich ... interessant«, schnappte ich, legte den Stein auf sein schwarzes Samtbett zurück und hoffte nur, daß meine Finger nicht vor Zorn zitterten. Ich konnte kaum noch an mich halten: So schockiert und ärgerlich war ich noch nie zuvor.

Ezra sah ganz friedlich drein. Wie fühlte sich denn ein Mann, wenn seine Frau teure Präsente von einem anderen annahm? Genauso, wie eine Frau sich fühlte, wenn ihr Mann diese Geschenke einer anderen Frau machte? Ganz kühl hörte ich mich sagen: »So haben Sie ihn also doch bekommen; ich wußte ja, wie sehr Ihnen daran gelegen war.«

»Ich kriege immer, was ich will – stimmt's, Ezra?«

»Es scheint so, meine Liebe.«

»Ihre Sammlung ist wirklich ausgesprochen interessant. Wann haben Sie damit begonnen?«

»Oh, das ist noch gar nicht so lange her. Erst nachdem ich herübergekommen war und Ezra geheiratet habe. Etwa fünfzehn Jahre.«

»Ach, vor so kurzem erst«, sagte ich betont spitz, als hätte ich eine längere Zeit vermutet; ein schwacher Schlag, verglichen mit dem, den sie mir gerade versetzt hatte. Joss amüsierte sich sichtlich über meinen bösen Ton. Ich haßte ihn in diesem Augenblick.

Die Sammlung wurde wieder weggeräumt, und ich dachte bei mir, daß der Zweck des Besuches ja nun erfüllt sei. Wir saßen noch eine Weile zusammen, und während ich dem Gespräch der anderen lauschte und es mir ab und zu gelang, auch etwas dazu beizutragen, sah ich Isas Tigerblick und die – wie mir schien – glühende Antwort in den Augen von Joss.

Welche Erleichterung, zu den Ställen zu gehen, wo Ezra sich liebevoll von Wattle verabschiedete. Dann machten wir uns auf den Nachhauseweg.

Ich steckte tief in Gedanken und versuchte, mich von Joss fernzuhalten. Er aber ritt neben mir und bestand darauf, daß wir unsere Pferde im Schritt hielten.

»Du bist so still«, sagte er.

»Du hättest mir vorher eröffnen sollen, wohin der Ritt ging.«

»Ich dachte, es würde eine nette Überraschung werden. Isa ist eine freundliche Gastgeberin, nicht?«

»Dir gegenüber besonders.«

»Sie kennt mich ja auch schon lange.«

»Und vermutlich auch sehr gut.«

»Ja, wir sind alte Freunde.«

»Und wie dankbar sie dir sein muß, wo du ihr so großartige Geschenke machst.«

»Ein schöner Stein, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Mir fällt da etwas auf: Irre ich mich, oder rümpfst du dein Stupsnäschen?«

»Was soll das?«

»Du bist so abweisend.«

»Ich fand die Sache reichlich merkwürdig.«

»Hättest du ihn gern gehabt? Ich weiß, er gefiel dir gut, und jetzt, wo du durch Jeremy Dickson einiges über Opale lernst, kannst du ja solche Schönheit wirklich einschätzen. Warum hast du mich nicht darum gebeten? Vielleicht hätte ich mich dazu überreden lassen, ihn dir zu verehren.«

»Im Gegensatz zu dieser Frau habe ich gar nicht das Bedürfnis, teure Geschenke von dir zu bekommen.«

»Trotzdem scheinst du recht ärgerlich zu sein, weil ich ihn ihr gab.«

»Und ihr ... sogenannter Ehemann?«

»Dem ist das ziemlich egal, genauso wie meiner sogenannten Ehefrau- zumindest meinte ich das. Oder sollte ich mich geirrt haben?«

»Ich finde es ziemlich taktlos, dieses Geschenk.«

»Warum? Sie wollte den Stein, und sie versteht etwas davon. Warum soll man nicht Leuten die Dinge geben, die sie sich wünschen?«

»Mir kommt es reichlich ungewöhnlich vor, der Frau eines anderen Mannes ein Geschenk zu machen und dann noch von der eigenen Frau – die nichts davon wußte – zu erwarten, daß sie sich darüber freut.«

»Ich habe keineswegs erwartet, daß du dich darüber freust. Welche meiner Handlungen haben dich schon je gefreut?«

»Jedenfalls ist und bleibt das eine Geschmacklosigkeit.«

»Hier draußen kann man nicht immer nach der Schicklichkeit gehen.«

»Du bist ihr Geliebter.«

Er schwieg. »Stimmt's?« drängte ich.

»Ich dachte, wir wollten uns an die Konventionen halten? Und dazu gehört doch wohl auch, daß man sich nicht in die Geheimnisse anderer Leute mischt. Nur deswegen beantworte ich deine Frage nicht.«

»Womit du sie bereits beantwortet hast.«

»Und du mir deutlich gezeigt hast, daß du mit meinen Handlungen nicht einverstanden bist. Aber hast du überhaupt ein Recht darauf? Du willst mich ja nicht, du hast mich zurückgewiesen. Kannst du mich dann zur Rede stellen, wenn ich anderswo Freundschaft und Liebe suche?«

Ich wandte mich ihm zu. Sein Blick war gesenkt. Er wirkte resigniert. Verspottete er mich? Hatte er mich nicht immer schon verspottet?

Ich konnte es nicht mehr ertragen und spornte mein Tier zum Galopp an.

»Halt!« rief er. »Nicht so schnell. Im Busch verlierst du sofort die Richtung. Wir müssen zusammenbleiben.«

Also folgte ich ihm bis zum Pfauen-Haus. Hier ging ich sofort auf mein Zimmer. Ich fühlte mich elend und war zugleich entsetzlich zornig, wobei ich mich in meinen Zorn noch bewußt hineinsteigerte, weil ich nur damit das jämmerliche Gefühl übertönen konnte: Er liebt Isa Bannock. Natürlich, sie ist ja feminin und attraktiv. Hat alles, was ich nicht habe – seine Geliebte.

Ich lag auf meinem Bett und starrte zur Decke hinauf. »Ich hasse ihn«, sagte ich mir. »Er ist arrogant und überheblich, herzlos und grausam. Alles an ihm ist mir hassenswert ... Pfau«, flüsterte ich dann weiter. »Du bist wirklich nur ein Pfau, der sich in seiner Eitelkeit sonnt.« Aber das Glitzern des »Harlekin«-Opals hatte mir etwas klargemacht, was ich vorher nicht wahrhaben wollte, das heißt, ich versuchte dum-

merweise, es zu verdrängen. Warum war ich denn so zornig? Warum störte mich das alles so maßlos? Weil ... ich *mußte* mich stellen – denn ich wußte jetzt, daß es stimmte: Entweder ich liebte ihn, oder ich war dabei, mich in ihn zu verlieben. Auf dem besten Weg, mich in diesen verhängnisvollen Zustand zu begeben. Seine Neigung zu einer anderen Frau hatte mich gezwungen, das klar zu sehen, was mir langsam schon gedämmert war. Bisher hatte ich mich geweigert, die Anzeichen zu erkennen; wenn ich nach ihm Ausschau hielt, wenn ich eine Freude in seiner Gesellschaft empfand, die ich ansonsten nicht kannte. Warum war ich so dumm gewesen, den wahren Grund dieses Gefühls nicht zu begreifen?

Jetzt stand ich endlich der Wahrheit gegenüber. Ich liebte Joss Madden, meinen eigenen Ehemann – und es war mir jetzt egal, was ich noch alles entdecken mochte. Obwohl er der Mann war, an dem mir fast alles hätte mißfallen müssen, mußte ich mich ausgerechnet in ihn verlieben. Du bist ja verrückt! beschimpfte ich mich zornig.

Ja, das war ich. Wenn man liebt, soll das wohl gelegentlich vorkommen.

Über eine Stunde lang lag ich schon auf meinem Bett und überdachte die merkwürdige Situation, in der ich mich plötzlich befand, als es an die Tür klopfte. Ich öffnete, und Mrs. Laud trat ein. »Ach, Sie ruhen sich aus?«

»Nein, ich habe mich nur noch nicht umgezogen. Es war heute so heiß draußen, und wir sind ziemlich weit geritten.«

»Mr. Madden sagte bereits, daß Sie bei den Bannocks gegessen haben.«

»Ja.«

»Ich wollte mit Ihnen über die ›Schatzsuche‹ reden.«

»Von der habe ich gerade heute erst gehört.«

»Ich dachte mir schon, daß Mr. Madden Sie darüber ins Bild setzen würde. Wir führen sie jedes Jahr durch.«

»Erzählen Sie mir doch bitte etwas darüber, Mrs. Laud.«

»Ja, da werden verschlüsselte Hinweise aufgeschrieben, und wir tun so, als wäre das Haus eine einsame Insel. Der Schatz sind zwei Opale von einigem Wert, die die Company stiftet. Das Hauspersonal denkt sich das Versteck aus, schreibt die Tips auf, und sie arrangieren auch alles. Es geht ganz einfach vor sich. Mr. Hennicker meinte, daß es gut sei, die Dienstboten auch daran zu beteiligen. Die Leute freuen sich schon lange zuvor darauf, das Ganze aushecken zu können – da haben sie etwas zu tun.«

»Klingt interessant.«

»Ich helfe natürlich auch mit, denn ich beteiligte mich normalerweise nicht an der Suche. Manchmal bestand Mr. Hennicker darauf, daß ich mitmachen müßte.« Sie lächelte. »Darum müssen Sie sich also nicht kümmern. Aber ich wollte die anderen Arrangements mit Ihnen besprechen. Wir richten immer ein großes kaltes Büfett, und da müssen Listen aufgestellt und die Gäste eingeladen werden. Am besten so früh wie möglich, damit die Leute sich den Tag freihalten können.«

»Das können Sie doch sicher alles ohne mich arrangieren, Mrs. Laud.«

»Aber ich finde, daß Sie wissen müssen, wie es bisher immer gehandhabt wurde, falls Sie irgend etwas verändern wollen.«

»Das will ich bestimmt nicht. Ich bin doch noch viel zu neu hier. Am liebsten sehe ich mir mal alles an, wie es läuft, und bei der nächsten ›Schatzsuche‹ kann ich dann eher mitreden.«

»Die Zutaten für das kalte Büfett bestelle ich meistens in Sydney, und außerdem bereiten wir natürlich auch hier vieles selbst vor.«

»Machen Sie es nur, wie Sie es gewohnt sind.«

»Ich dachte mir, Sie wüßten doch sicher gern Bescheid, wie man dergleichen vorbereitet. Wo Sie doch aus so einer guten Familie stammen.«

Ich sah sie überrascht an, und sie senkte den Blick. »Mr. Hennicker hat mir ja viel erzählt, und Mr. Madden erwähnte, daß Sie eine Clevering sind. Ich weiß doch, daß Mr. Hennicker von Ihren Eltern Oakland Hall gekauft hat.«

»Das stimmt – aber ich habe nie dort gelebt. Meine Familie ist ziemlich verarmt. Deswegen mußten wir ja den Besitz verkaufen.«

»Ja, ich weiß. Aber als Mitglied einer solchen Familie kennen Sie sich doch mit solchen Dingen bestimmt aus.«

»Da bin ich gar nicht so sicher«, antwortete ich. »Ich lasse die ›Schatzsuche‹ lieber in Ihren bewährten Händen.«

»Ich bin sehr froh, daß Sie nichts gegen uns haben, Mrs. Madden.«

»Weshalb sollte ich denn etwas gegen Sie haben? Sie sind doch ungeheuer tüchtig.«

»Ich meine uns alle – als Familie –, daß wir hier leben und so viele Privilegien haben.«

»Das wäre doch auch bestimmt im Sinne von Mr. Hennicker.«

»Ja, er hat uns ja auch in seinem Testament bedacht, und er mochte Jimson und Liliass immer sehr. Als wir herkamen, waren sie noch kleine Kinder, Liliass praktisch ein Baby. Ich werde ihm ewig dankbar sein. Ich wußte damals weder aus noch ein. Jim – mein Mann – stand mir sehr nahe. Ich hatte nicht nach Australien fahren wollen, aber er wünschte es sich so sehr. Und dann starb er, und ich stand da ... ohne Unterkunft und Geld, bis ich Mr. Hennicker traf.«

»Und das hat sich dann sehr bewährt?«

»Ja, all die Jahre. Als er starb, befürchtete ich schon, es würde Veränderungen geben, und als Mr. Madden gar mit einer Frau heimkam ...«

»... waren Sie alle überrascht: ich weiß. Aber keine Sorge, ich bin froh, wenn Sie bleiben. Ich wüßte gar nicht, was ich ohne Sie tun sollte ...«

Obwohl ihre Gefühle sie zu übermannen schienen, sagte sie dann ganz nüchtern: »Ich sollte Ihnen wohl den Einladungstext zeigen, ehe ich ihn in die Druckerei nach Sydney schicke. Es ist jedes Jahr der gleiche.«

»Machen Sie sich gar keine Mühe; alles soll so weitergehen wie bisher. Das ist bestimmt am besten.«

Sie sah mich immer noch unschlüssig an, und so fuhr ich fort: »Mir liegt wirklich mehr daran, alles übers Geschäft zu lernen, als im Haus perfekt zu sein.«

»Ich weiß schon: Sie sind eine ungewöhnliche junge Dame, und Sie werden auch das erreichen, was Sie wollen.«

»Das hoffe ich auch, Mrs. Laud.«

Und dann ging sie endlich und überließ mich wieder meinen Gedanken.

In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich mußte immer wieder an den Augenblick denken, als Isa die kleine Rolle öffnete und der »Harlekin-Opal« zum Vorschein kam. Er hatte gewußt, daß sie ihn mir zeigen wollte, hatte es ihr gestattet, mich offenbar sogar zu diesem Zweck mit hinübergelotst. Eine ungeheuerliche Herausforderung. Die Bedeutung war völlig klar: Du bist mir genauso gleichgültig wie ich dir.

Und doch hatte ich das Gefühl, daß er meine immer enger werdende Freundschaft mit Jeremy Dickson auch nicht gern sah. Wie konnte er etwas gegen diese unschuldige Verbindung haben, wo seine mit Isa wahrhaftig alles andere als das war? Und was hielt Ezra von dem Ganzen? Steckte er Joss gegenüber zurück, weil dieser in der Company das Sagen hatte? Was war er denn für ein Ehemann? Offensichtlich völlig vernarrt in seine Frau und bereit, ihr jeden Wunsch zu erfüllen. Wie gelang es ihr nur, einen derartigen Einfluß auf alle auszuüben? Sie war sich ihrer Macht voll bewußt. Eine richtige Sirene, die die Männer ins Verderben zog. Keiner konnte ihr widerstehen, obwohl alle wußten, daß es ihr Ende bedeutete.

Ich regte mich mehr auf, als ich es jemals für möglich gehalten hätte, aber jetzt wußte ich ja, warum. Entgegen allen Voraussetzungen hatte ich mich von ihm faszinieren lassen. Wollte, daß er – obwohl ich ihn nach wie vor haßte – mir nahe war, meine Hände nahm, mich auslachte und meinen Widerstand brach. Was war nur mit mir geschehen? Und wenn das mit Isa nicht passiert wäre ...? Aber was nützte diese Überlegung? Isa *war* da. Sie existierte, und durch die Eifersucht hatte ich über meine wahren Gefühle Klarheit gewonnen.

Ich schlief kurze Zeit ein und träumte, daß wir alle wieder um den Tisch saßen und Isa uns den Opal zeigte.

»Schauen Sie«, hörte ich sie sagen, und als ich hinsah, strahlte das Feuer über den ganzen Tisch, und ich konnte Bilder im Stein erkennen: mich selbst und Joss, und ich hörte Joss' Stimme: »Was nützt du mir denn? Du bist nicht meine Frau. Ich will dich gar nicht. Ich will Isa. Du bist im Weg. Wenn du nicht hier wärst, würde der ›Grüne Blitz‹ mir gehören. Du bist im Weg ... im Weg!« Ich fühlte seine Hände um meine Kehle und schreckte hoch.

Zitternd lag ich in der Dunkelheit. Nur ein Traum, versicherte ich mir selbst. Aber während ich dann darüber nachdachte, kam mir vor, als ob der Traum eine Warnung sein könnte. Das Pfauen-Haus war wirklich unheimlich. Mit Ben wäre es etwas anderes gewesen. Er hätte frischen Wind hereingebracht, alles Geheimnisvolle verscheucht – was immer es sein mochte. Wie ich mich doch nach Ben sehnte. Ihm hätte ich alles erzählen können. Die Lauds in ihrer Devotheit waren bloße Schatten von Menschen und schienen alle ein Doppelleben zu führen: ihr wirkliches, das mir verborgen blieb, und das Schattenleben, das ich zu sehen bekam.

Jimson und Liliass schienen ihre Mutter zu fürchten ... nein, nicht wirklich zu fürchten ... sie zu schützen, vielleicht. Aber das war ja nur natürlich ...

Und dann hörte ich abermals Schritte draußen im Gang, wie schon in den Nächten zuvor. Jemand schlich dort herum. Ich stand auf, setzte mich auf den Bettrand und beobachtete die Tür. Sie war versperrt wie immer.

Kurze Stille, dann entfernten sich die Schritte wieder. Ich lag zitternd da und überlegte, was wohl passiert wäre, wenn ich nicht abgeschlossen hätte.

Die Schatzsuche

Mehrere Tage lang drehte sich alles im Haus nur noch um die Vorbereitungen für das Fest. Die Dienstboten tuschelten dauernd und waren mit den Gedanken sonstwo.

»Vor der ›Schatzsuche‹ ist es immer so«, meinte Lilias. Sie fragte mich, wie es mir in der Firma ginge, und ich erzählte ihr, daß ich stetig Fortschritte machen würde. Die Arbeitsvorgänge faszinierten mich ungemein, und wenn beim Schleifen die Farben herauskamen, konnte ich mich von dem Anblick gar nicht mehr losreißen.

»Sie sind wohl viel mit Jeremy Dickson zusammen?« erkundigte sie sich.

»Ja, er leitet das Ressort, das mich am meisten interessiert.«

Lilias sah irgendwie traurig drein, und wie bei ihrer Mutter konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß sie Angst hatte, sich zu verraten. Ob es damit zusammenhing, daß sie in der Familie lebten und doch nicht dazugehörten, sich wie arme Verwandte vorkamen? Aber hier versuchte doch niemand, sie je so zu behandeln. Joss benahm sich ihnen gegenüber genauso wie zu mir – vielleicht sogar etwas rücksichtsvoller, dachte ich traurig.

Ich versuchte, den Gedanken an ihn zu verdrängen, aber es gelang mir nicht. Sowie ich seine Stimme hörte, wurde ich aufgeregt, war ich begierig darauf zu hören, was er wohl sagen mochte. Wenn er ausritt, überlegte ich, ob er vielleicht Isa aufsuchte und was sie zusammen taten.

Dachte an Ezra, und ob er irgendwie Angst vor Joss hatte. Alle kuschelten vor Joss. Einmal hatte ich ihm gegenüber eine diesbezügliche Bemerkung fallenlassen, worauf er barsch zur Antwort gab: »Würde ich ihnen auch raten, schließlich hängen sie von mir ab.«

»Von mir vielleicht auch.«

»Ja, du wirst auch bald ein Wörtchen mitzureden haben.«

»Spotte nicht.«

»Spotten? Ich meine es todernst.«

Jedes Wort von ihm blieb mir so genau im Gedächtnis.

Ezra war ein guter Geschäftsmann, aber er besaß nur einen unerheblichen Anteil an der Company. Wenn es Joss gefiel, konnte er ihn wegschicken. War das mit einer der Gründe, daß er selbst die Affäre zwischen ihm und seiner Frau nicht sehen wollte?

Das konnte ich nicht glauben, ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß Ezra sich derart erniedrigte. Aber woher wollte ich das wissen? Wir alle sind so vielschichtig in unserem Wesen. Und Joss war einfach übermächtig. Vielleicht benahmen sich deshalb die Leute ihm gegenüber anders. Wenn ich nur endlich nicht mehr dauernd an ihn denken mußte!

Daß er es nicht gern sah, wenn ich mit Jeremy Dickson zusammen war, hatte ich ja schon bald bemerkt. Er sagte aber nichts – obwohl ich mich danach sehnte –, ließ es nur deutlich spüren.

Manchmal ritt ich morgens mit Jimson Laud in die Stadt, wenn Joss schon vor mir gefrühstückt hatte. Ich tat, als freue mich diese Begleitung, obwohl mir Jimson – genau wie seine Mutter und Schwester – merkwürdig unbestimmt vorkam.

Manchmal erschrak ich direkt bei dem Gedanken, daß mir Ben einen so großen Anteil an der Company übertragen hatte, und ich spürte ihn neben mir, meinte, sein Drängen zu hören. Ich konnte seine Stimme oft hören, die ehrlichen Gespräche, die wir zusammen geführt hatten. Er hatte Opale geliebt und wollte, daß ich sie auch liebte, er hatte meine Mutter geliebt, und für ihn war ich wie seine eigene Tochter, was auch sein Verhalten mir gegenüber bestimmte. Er hatte Joss bewundert ... den Sohn, der genauso war, wie er es sich gewünscht hatte: ein Abenteurer, hart und ohne Rücksicht, fast skrupellos. Ein Mann dieses Landes und dieser Zeit. Und Ben hatte uns zu dieser Ehe gezwungen. Warum nur? Er war doch ein lebenserfahrener alter Mann und hatte mich so geliebt. Wollte mich wohl nur aus dem Einflußbereich meiner

Großmutter herausholen und kannte mich dabei so gut, daß er ahnte, wie rasch ich mich in Joss verlieben würde.

Hatte er von dem Verhältnis zwischen Joss und Isa gewußt? Allzu-sehr würde er sie wohl nicht gemocht haben. Vielleicht wollte er diese Verbindung zerstören, indem er Joss eine junge Frau zur Seite gab.

Ich wollte geliebt werden wie Isa und wußte jetzt, wie glücklich ich hätte sein können – wenn meine Ehe anders verlaufen wäre. Wenn wir einander langsam kennengelernt und Joss sich so in mich verliebt hätte, wie ich mich jetzt in ihn.

Es war der Abend der ›Schatzsuche‹. Unzählige Kerzen flackerten im Haus, denn die Party hatte erst bei Sonnenuntergang begonnen. Wie romantisch alles aussah! Oh, wie ich es genossen hätte, ein solches Haus mit einem Mann zu teilen, den ich liebte.

Während ich mich umzog, kam Lillas in mein Zimmer, um sich zu erkundigen, ob ich Hilfe brauchte. »Ist das aber ein schönes Kleid!« rief sie.

Es war in Pfauenblau, eine Farbnuance, die ich merkwürdigerweise seit jeher geliebt hatte. Als man meine Aussteuer zusammenstellte, hatte ich mir die Stoffe selber aussuchen dürfen, was ich damals als großes Entgegenkommen empfand. Wenn ich jedoch heute überlegte, was ich meiner Familie alles gebracht hatte, verstand ich diese Freundlichkeit. Der Mode der Zeit hatte ich mich nicht allzu sehr unterworfen, da sie mir nicht sonderlich kleidsam erschien. Gerade für Australien hatte sich diese Entscheidung als nützlich erwiesen, denn Mode bedeutete hier wenig.

Meine Garderobe war im Stil einer früheren, charmanteren Zeit gehalten, und dieses Kleid erinnerte etwas an eine Krinoline – mit eng-anliegendem, um die Schultern abfallendem Leibchen, dessen Strenge im Kontrast zu dem weitgebauchten Rock stand. Auch Lillas sah sehr hübsch aus in ihrem blaßgrauen Seidenkleid mit rosa Moosröschen darauf, die sie selbst gestickt hatte.

»Soll ich Ihnen bei der Frisur helfen?« fragte sie. Ich hatte meine dichten dunklen Haare hoch aufgetürmt – auch dies nicht der gegenwärtigen Mode entsprechend, sondern zum Stil des Kleides passend.

»Danke, ich mache sie mir immer selbst.«

»Man wird Sie bestimmt sehr bewundern. So schöne Kleider wie Ihre habe ich noch nie gesehen – außer bei Isa Bannock.«

»Natürlich«, sagte ich.

»Sie läßt sich ihre Stoffe aus England kommen. Was sie wohl heute abend anhaben wird? Wir müssen ja jeder einen Partner für die ›Schatzsuche‹ wählen, das ist Tradition. Mr. Hennicker sagte immer: ›Heute ist Damenwahl.««

Diese Aussicht erweckte fröhliche Hoffnung in mir. Ja, ich würde *ihn* wählen; vielleicht konnte das der Anfang sein. Ich mußte ehrlicherweise zugeben, daß unser unbefriedigendes Verhältnis größtenteils mir zuzuschreiben war. Also mußte ich auch hier die Initiative ergreifen. Ich erinnerte mich an die ersten Tage unserer Ehe. Nicht er, sondern ich hatte auf getrennten Schlafzimmern bestanden. Trotzdem war ich froh darüber, denn eine übereilte Aufnahme unseres Ehelebens wollte ich nicht. Wollte diese neuen starken Gefühle erforschen und wollte vor allem, daß er die gleichen empfand. Eine kompromißbereite Ehefrau würde ich nie werden. Ich wollte die eine, einzige in seinem Leben sein. Isa und sonstige Freundinnen würde er aufgeben müssen.

Lilias sagte: »Ich hatte vor, Mr. Dickson aufzufordern, außer ...«

Ich sah sie überrascht an, und sie fuhr rasch fort: »... außer es wäre schon in Ihrer Absicht gelegen.«

»Aber nein, keineswegs«, beruhigte ich sie und bemerkte deutlich ihre Erleichterung.

Es klopfte, Joss kam herein. Er sah blendend aus. Auch er trug einen Anzug in Pfauenblau, fast im gleichen Ton wie mein Kleid. Weiße Rüschchen bedeckten den Ausschnitt und die Ärmelkanten seines Samtjakketts. Er erschien noch größer als sonst, das Blau der Jacke unterstrich die Farbe seiner Augen.

Lilias stammelte eine Entschuldigung und huschte hinaus.

»Wie ein verängstigter Hase kommt sie mir vor«, sagte er.

»Du siehst beängstigt gut aus.«

Er betrachtete sich sichtlich zufrieden im Spiegel. Sein Blick traf meinen, und er lächelte.

»Ich weiß schon, was du denkst«, sagte er. »Der Pfau.«

»Es ist genau die richtige Farbe. Außer Ben hat dich übrigens nie jemand so genannt.«

»Den Namen habe ich schon als Kind bekommen. Da stolzierte ich immer mit den Pfauen über die Wiese, und außerdem war ich ähnlich eitel wie sie.«

»Eine reizende Wesensart, die du noch nicht verloren hast.« Warum mußte ich nur wieder in diesen Tonfall zurückfallen? Vermutlich aus Angst, meine wahren Gefühle zu verraten.

Er lächelte ironisch. »Du bewunderst also meinen Stolz, meine Arroganz und Eitelkeit. Schön, daß ich dich wenigstens damit glücklich machen kann.«

Es fiel mir schwer, seinem Blick zu begegnen. Die Zeit war noch nicht reif. Seine Befriedigung über meinen Gesinnungswandel wäre mir unerträglich gewesen. Und außerdem fürchtete ich, daß er sich schnurstracks zu Isa begeben und ihr erzählt hätte, daß ich endlich seinem Charme erlegen sei und in Zukunft eine gute, brave Ehefrau sein würde.

Er packte mich an den Schultern und drehte mich so, daß wir Seite an Seite in den Spiegel sahen. »Ein hübsches Paar, findest du nicht? Du bist doch mit deinem Aussehen auch nicht gerade unzufrieden, oder? Hast vielleicht auch ein bißchen vom Pfau in dir?«

»Ich hoffe aber, daß die anderen meine Meinung teilen«, gab ich zurück. »Der Unterschied zu dir ist eben der, daß dich die Meinung der andern gleichgültig läßt. Das ist Pfauenwesen.«

»Klug gefolgert. Langsam lernst du mich kennen.«

»So halb und halb.«

»Auch Halbheiten können sehr gefährlich sein, wie es heißt.«

»Ich würde der Gefahr schon ausweichen.«

»Bist du da so sicher?«

»Was für ein dubioses Gespräch.«

»Genauso dubios wie unsere Beziehung zueinander.«

»Vielleicht bleibt sie es nicht mehr lange«, sagte ich und überlegte, ob er wohl den anderen Tonfall in meiner Stimme bemerkt hatte.

»Statisch bleibt wohl nichts, soviel ich weiß.«

Da überkam mich der Impuls, ihm zu sagen, daß alles anders werden sollte, daß wir mehr Zeit miteinander verbringen sollten. Wollte, daß er mir alles über seine Verbindung mit Isa berichtete, und wie tief sie war. Wollte sagen: Gönnen wir uns doch eine Chance, etwas aus unserem Leben zu zweit zu machen. Nur ein kleines Zeichen von ihm, und ich hätte es gesagt.

Statt dessen platzte ich hervor: »Heute abend dürfen ja die Damen den Partner für die ›Schatzsuche‹ aussuchen, da werde ich wohl dich wählen müssen.«

Das klang recht barsch, als stünde mir gar nicht der Sinn danach und als betrachte ich es nur als meine Pflicht, während ich in Wirklichkeit ausdrücken wollte: Ich möchte mit dir beisammen sein, möchte mit dir Hand in Hand durchs Haus wandern, nach dem Schatz suchen, der für uns beide symbolisch wäre ... nach dem Glück, das uns zusammenführen könnte.

Einige Sekunden vergingen ... Wir schwiegen beide – beobachteten einander. Ein wichtiger Augenblick. Ich hatte den ersten Schritt getan, es konnte der neue Anfang sein. Ein Strahlen trat in seine dunkelblauen Augen, als er kurz meine nackten Schultern betrachtete, fast streichelte mit seinem Blick, und mein Herz schlug schneller.

Dann aber sagte er: »Dazu besteht keine Notwendigkeit. Im Gegenteil, es wäre sogar falsch. Mal angenommen, wir würden den Schatz finden? Man würde es für ein abgekartetes Spiel halten.«

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Natürlich hatte er Isa bereits versprochen, ihr Partner zu sein.

»Ich glaube, wir müssen unsere Gäste begrüßen«, meinte er und wandte sich zur Tür.

Und dann standen wir nebeneinander in der Halle und empfingen sie der Reihe nach. Leute, die ich noch nie gesehen hatte, schüttelten mir überschwenglich die Hand, beglückwünschten mich zu unserer Ehe und hießen mich in ihrer Gemeinschaft willkommen. Es waren laute, freundliche Menschen, die sich auf einen unterhaltsamen Abend freuten – der Höhepunkt des Jahres, die größte aller »Zirkusveranstaltungen« Ben Hennickers.

Als Preis waren wie stets zwei Opale ausgesucht worden, die man in der Region gefunden und nach dem Schleifen als einigermaßen wertvoll eingestuft hatte.

»Die Opale selbst sind gar nicht so wichtig«, meinte eine der Ehefrauen zu mir. »Wichtig ist nur das Gewinnen. Jeder wünscht sich die Ehre, bei der Suche als erster erfolgreich zu sein.«

Eine blonde junge Frau zog mich ins Gespräch. »Diese ›Schatzsuche‹ bringt Glück«, sagte sie mir. »Opale, die man dabei findet, bringen immer Glück, heißt es. Das ist ein Grund mehr, warum sich alle so bei der Suche anstrengen.«

Man machte sich mit Appetit über das Büfett her, und nach dem Essen begann die Suche.

»Damenwahl, bitte!« rief Joss.

Mir wurde ganz elend, als ich beobachtete, wie Isa ihren Arm unter den meines Mannes schob. Sie sah natürlich wieder wunderschön aus, in einem ihrer braungelben Kleider mit etwas Grün darin – jede Menge Seide, Bänder und Spitze. Im Haar trug sie ein Topasband, das wie eine Tiara wirkte und ihre eigenartige Augenfarbe unterstrich. Lauernd, wie eine Dschungelkatze, erschien sie wieder an diesem Abend.

»Ich habe Ihren Mann genommen«, rief sie mit boshafem Unterton. »Es macht Ihnen doch nichts?«

»Ihm bestimmt nicht«, antwortete ich.

Joss beobachtete mich genau, seinen Blick konnte ich aber nicht deuten. Ezra stand dümmlich daneben.

»Er hat jedenfalls nichts dagegen gehabt«, stichelte Isa. »Dann muß ich mich wohl an den Ihren halten.«

Ezra strahlte mich an. »Das finde ich aber riesig nett«, sagte er. »Unheimlich nett. Ich habe gerade schon überlegt, wer mich wohl nehmen wird, und da kommt unsere schöne Gastgeberin selbst daher.«

»Sie sind doch bestimmt ein versierter Schatzsucher?« meinte ich.

»Ich werde mich bemühen, daß wir zwei gewinnen.«

»Wir helfen zusammen«, sagte ich.

Ich hörte Isas Lachen und sah ihre weißen Hände mit den langen klauenartigen Fingern auf den blauen Jackenärmeln von Joss, dann wandte ich mich mit Ezra ab.

Mrs. Laud gab die ersten Anweisungen aus. Wie ihre Tochter trug sie ein graues Kleid, allerdings nicht mit Moosröschen, sondern weiß drapiert. Lillas wirkte an Jeremy Dicksons Arm richtig fröhlich.

Das alte englische Spiel kannten die meisten schon lange, nur ich hatte es noch nie mitgemacht. Den Spielern wurde zu Anfang ein Hinweis gegeben, der sie wieder zum nächsten führte; diese Hinweise standen auf kleinen Papierstreifen, die man aufheben mußte. Denn diejenigen, die zuerst alle gefunden hatten, waren die Gewinner.

Der erste Hinweis war traditionsgemäß sehr leicht, so daß alle weiterfanden und Interesse an dem Spiel bekamen.

Wir fanden den zweiten Zettel im Salon, die Angaben darauf führten uns nach oben, und mir fiel plötzlich ein, daß bei solch einer Gelegenheit mit so vielen Leuten im Haus irgendjemand den verborgenen ›Grünen Blitz‹ gefunden haben mochte. Welche Ironie, wenn er anläßlich einer ›Schatzsuche‹ abhanden gekommen war! Ich dachte an die Bemerkung, daß Opale, die bei diesem Spiel gefunden wurden, dem Finder Glück brachten.

Ezra hatte sich wieder einmal nach Wattle erkundigt und sein übliches Loblied angestimmt. »Pferde sind treue Tiere – treuer als manche Menschen, nicht wahr?«

Ich sah ihn scharf an. Dachte er an Isa? »Sie können wunderbar mit Tieren umgehen, das merkt man sofort.«

Er lachte. »Diese Gabe hatte ich schon immer, bin damit geboren. Komisch, ich habe eigentlich nie gut ausgesehen. Kann mir auch nicht vorstellen, was Isa an mir fand. Als ich hier rüberkam, hatte

ich natürlich große Träume, wie wir alle. Ich wollte *den* Goldfund machen.«

»Nun, Sie haben doch gar nicht schlecht abgeschnitten.«

»Ich kenne mich auf meinem Gebiet aus, und Opale machen mir einfach am meisten Spaß.«

»Da sind Sie aber glücklich zu preisen. Wenige Leute finden wirkliche Befriedigung in ihrer Arbeit. Wohin geht's jetzt?«

»In die Galerie. Dort ist bestimmt ein Hinweis.«

»Vermutlich. Aber andere werden auch schon auf den Gedanken gekommen sein.« Wir öffneten die Tür; es war niemand drinnen, nur sechs Kerzen flackerten einsam auf ihren Haltern. Meine Augen gingen natürlich sofort zu dem Spinett.

»Sieht richtig verwünscht aus«, meinte Ezra. »Aber dafür ist es ja nicht alt genug. Wozu hängen die Vorhänge an den Wänden?«

»So ist es auch auf Oakland. Dort sind die Wände aber noch teilweise getäfelt, die Vorhänge überdecken in diesen Fällen die blanken Wandstreifen. Es sieht recht wirkungsvoll aus.«

»Können Sie auf dem Spinett spielen?«

»Ein bißchen. Als Kind hatte ich mal Unterricht bei meiner Tante Miriam. Ich war aber nicht sehr gut.«

»Spielen Sie mir was vor?«

Ich setzte mich hin und intonierte einen Chopin-Walzer, so gut ich mich noch daran erinnerte.

»Hallo! Spukt es in der Galerie also doch?« Das war die Stimme meines Mannes.

Ich wandte mich blitzschnell um und sah ihn mit Isa zur Tür hereinkommen. »Ach, Jessica ist der Geist.«

»Wieso hast du mich für einen Geist gehalten?« wollte ich wissen.

»Ich nicht – ich glaube nicht an solche Sachen. Aber Ben sagte in sentimental Augenblicken oft, daß er sich einbildete, das Spinett zu hören, und er wünschte, jemand, der es auf Oakland gespielt habe, würde zurückkehren und hier für ihn Musik machen. Für den Realisten, der er war, hatte er oft eigenartige Phantasien.«

»Wie kommen Sie denn mit meinem Mann zurecht?« fragte Isa boshaft.

»Ganz gut«, sagte ich. »Drei Lösungen haben wir schon. Und wie läuft's bei Ihnen beiden?«

»Überaus gut«, antwortete sie. »Kommen Sie, Joss, ich will den Opal finden.«

»Er paßt aber kaum in Ihre Sammlung«, warnte er sie. »Dann werde ich Sie bitten, ihn gegen einen einzutauschen, der hineinpaßt.«

»Wir sollten jetzt weitermachen«, sagte ich zu Ezra. »Hier scheinen wir auf der falschen Spur zu sein.«

Wir verließen die Galerie, und auch Joss und Isa setzten die Suche anderswo fort. Kurze Zeit danach befanden wir uns im Dachgeschoß des Hauses, ein Stockwerk, das ich zum erstenmal betrat. Die Räume waren kleiner, einer war wie ein Wohnzimmer möbliert. Auf dem Tisch stand eine brennende Petroleumlampe, daneben befanden sich ein Glas mit getrockneten Blättern, ein offenes Nähkästchen sowie eine halbfertige Handarbeit. Die Tür auf der anderen Seite stand einen Spalt offen. Ich blickte auf eine schmale, von einer niedrigen Balustrade begrenzte Terrasse hinaus.

»Das sind wohl die Zimmer der Lauds«, meinte ich. »Hier haben wir nichts verloren.«

»Könnte es nicht sein, daß man gerade hier den wichtigsten Hinweis findet?«

»Das glaube ich keinesfalls. Die Lauds sind so bescheiden – Mrs. Laud würde kaum gestattet haben, daß man Hinweise in ihrem Zimmer hinterlegt.«

»Wir können uns trotzdem umsehen.«

»Die kleine Terrasse fasziniert mich«, sagte ich. »Ich kannte sie gar nicht.«

Ich trat hinaus und blickte zum Kreuz des Südens hinauf, das mich stets daran erinnerte, wie weit ich von meiner Heimat entfernt war: Wo wohl niemand sonderlich meiner bedurfte – genausowenig wie hier, dachte ich bitter. Plötzlich hörte ich Stimmen. Mrs. Laud kam die Treppe herauf, ich trat ins Zimmer zurück. Ezra stand noch am Tisch, als Mrs. Laud hereineilte.

»Hier oben ist nichts«, sagte sie. »Ich würde doch in meinem Zimmer keine Zettel hinterlegen lassen. Ach, Mrs. Madden ist auch da.«

»Entschuldigen Sie bitte unser Eindringen.«

»Bitte, bitte – keine Ursache. Aber Sie finden hier wirklich nichts.«

»Dann gehen wir lieber wieder hinunter. Offenbar haben wir unsere Zeit vertrödelt.«

»Es macht wirklich nichts«, sagte Mrs. Laud und lachte entschuldigend. »Ich war nur erschrocken, als ich einen Mann in meinem Zimmer stehen sah.«

Auch Ezra drückte herzlich sein Bedauern aus, und wir stiegen die Treppe wieder hinab.

»Die Frau ist eine wahre Perle«, sagte er. »Ich erinnere mich noch an Bens Lobeshymnen. Für ihre Kinder hat er ja viel getan ... sie praktisch mit aufgezogen. Und sie ist ihm auch sehr dankbar dafür, das hat sie immer betont.«

»Ich wüßte nicht, was wir ohne sie täten.«

»Und Jimson ist fabelhaft. Wie er mit den Zahlen rumjongliert – da bleibt einem der Atem stehen. Hier draußen gibt es wenige, die das können. Die meisten wollen nur Aufregendes tun, aber jemanden zu finden, der mit Zahlen wirklich umgehen kann, ist das reinste Geschenk des Himmels. Wir dachten schon, mit Pailing das Große Los gezogen zu haben – aber Jimson übertrifft ihn bei weitem; das hat sich erst nach Pailings Unfall herausgestellt.«

»Kennen Sie die Tochter näher?«

»Lilias? O ja, ganz verrückt auf Jeremy Dickson, glaube ich. Könnte ein nettes Paar abgeben – aber ich weiß nicht recht: Lilias ist mal kalt und mal heiß.«

»Wirklich? Mir schien, daß sie ihn sehr gern hat.«

»Vielleicht ist sie nur scheu. Wäre nett, wenn die beiden heiraten würden. Außerdem sind Verheiratete hier vorteilhafter. Sie werden gesetzter und ruhiger.«

»Ich höre Lärm von unten«, unterbrach ich ihn. »Vielleicht hat schon jemand die Steine gefunden.«

Ich sollte recht behalten – es war die kleine blonde Frau von vorhin mit ihrem Partner.

Joss holte mich zu sich zur Preisverteilung. »Vergiß nicht, daß dir jetzt die Hälfte von allem gehört«, flüsterte er mir zu, »und daß das sämtlichen Anwesenden klarwerden muß.«

Das Siegespaar kam herbei. Wir überreichten die Opale, und alle scharten sich um die beiden, um die Steine zu bewundern.

»Wie taktvoll von dir, nicht gesiegt zu haben«, sagte Joss zu mir.

»Dasselbe Kompliment kann ich auch dir machen«, gab ich zurück. »Aber deiner steinbesessenen Freundin wird das wohl kaum recht gewesen sein.«

»Meine besessene Freundin mußte sich in das Unvermeidliche fügen.«

»Ob sie zum Ersatz *noch* einen ›Harlekin‹ haben will?« Sein Blick war zornig, spöttisch und undurchsichtig zugleich.

»Wer weiß?« murmelte er fast unhörbar.

Samstagabend

Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück hinunterkam, saß Joss allein im Eßzimmer. Nachdem wir uns gegenseitig nach unserem Befinden erkundigt hatten, nahm ich ihm gegenüber Platz.

»Jetzt kennst du schon eine unserer Traditionen. Es war Bens Idee. Von den Unterhaltungen der Großstadt sind wir zu weit weg – also müssen wir unsere eigenen erfinden.« Er lächelte mich an.

»Und wann findet die nächste statt?« fragte ich.

»Jede Woche einmal. Immer am Samstagabend. Diesmal mußt du auch mitmachen. Es gehört sich, daß ich dich den Leuten vorstelle.«

Meine Freude auf den gemeinsamen Abend zeigte ich diesmal wohl sehr deutlich. Wieder keine Reaktion bei ihm! Nur ein lakonisches: »Also abgemacht, am nächsten Samstag sind wir dabei.«

An diesem Tag ereignete sich etwas im Geschäft, dessen Bedeutsamkeit mir erst viel später bewußt wurde. Ich hörte laute Stimmen aus dem Büro meines Mannes und sah ihn und Ezra kurz danach herauskommen. Ezra hatte ich noch nie zornig erlebt. Sein friedliches Gesicht hatte alle Güte verloren, er wirkte völlig verändert, und auch Joss blickte trotzig und ernst drein. Beide begrüßten mich nur sehr kurz, als seien sie nicht in der Lage, jetzt mit mir zu reden. Als ich später mit Joss Heimritt, fragte ich ihn: »Was habt ihr denn heute vormittag gehabt, Ezra und du?«

»Das passiert eben ab und zu«, antwortete er obenhin.

»Wir sind nicht immer einer Meinung. Ezra ist ein guter Geschäftsmann, aber er denkt nicht immer praktisch. Wir haben Schwierigkeiten mit den Häusern im Ort. Die Leute aus den Zelten warten natürlich darauf, daß eines frei wird, und Ezra hatte so ein Haus einem Mann versprochen, den er mag, während ich es einem gab, der viel besser arbeitet und schon länger bei uns ist. Ezra mußte jetzt seinem Schützling klarmachen, daß er noch zu warten hat.«

»Ach so.«

Joss warf mir einen raschen Blick zu, sagte aber nichts, und ich dachte: Ezra kann sich also durchaus zur Wehr setzen. Ging es wirklich um die Unterkunft, oder hatte er vielleicht Joss klargemacht, daß er die Verbindung mit seiner Frau nicht länger dulden würde?

Als ich Ezra das nächste Mal traf, strahlte er wie stets, und ich vergaß daher diesen Vorfall fürs erste.

Der Samstag kam heran, und als es dunkel wurde, ritt ich mit nach Fancy Town.

»Samstag abend im Camp, das ist ein richtiges Fest. Natürlich kein Maskenball mit livrierten Dienern«, sagte Joss.

»Das kann ich mir selber vorstellen, und damit habe ich weder gerechnet, noch bin ich daran gewöhnt.«

»Gott sei Dank!« Er sah mich ironisch an. »Dann ist es wenigstens keine Enttäuschung für dich. So einen Samstagabend muß man erlebt haben. Die Arbeitswoche ist vorbei, Samstag ruht man sich aus – bis auf die Schürfer natürlich, die dann ihre Siebensachen in Ordnung bringen. Aber bevor es wieder an die Arbeit geht, wird gefeiert.«

»Und wie spielt sich das ab?«

»Das wirst du bald sehen.«

Wir näherten uns dem Ort. An seinem Rand sah ich ein riesiges Lagerfeuer. »Wir hätten es natürlich lieber im Zentrum, aber das ist bei so vielen Holzhäusern zu gefährlich. Ein kurzer Windstoß in der falschen Richtung, und alles fängt zu brennen an. Die Pferde lassen wir am besten bei Joe und gehen dann zu Fuß zum Lagerfeuer hinaus. Jetzt beginnt gleich die Braterei: Es ist ein Fest für alle, und kein Fremder wird abgewiesen.«

Ich spürte schon die allgemeine Erregung, als wir die Tiere abgegeben und uns auf den Marsch gemacht hatten.

Joss nahm mich beim Arm. Vor den Zelten und Hütten tanzten Kinder. Sie lachten und schrien, und ihre Eltern sahen ihnen zufrieden zu.

»Das große Zelt dort drüben ist das Esszelt«, erklärte mir Joss. »Es wird nur für die Feste benützt. Heute gibt es, glaube ich, Spanferkel und Rindfleisch und Hammelfleisch.«

»Wer stellt denn das Fleisch?«

»Die Company. Es gehört mit zum Lohn der Leute. Die ganze Woche freuen sie sich schon auf den Samstagabend. Ben war der Meinung, daß die Menschen lieber arbeiten, wenn es solche Höhepunkte gibt, und ich bin derselben Anschauung.«

»Also keine reine Wohltätigkeit?«

»Überhaupt nicht. Typische Madden-Politik – das wirst du schon bald entdecken.«

»Du bist ziemlich berechnend, was?«

»Wir sind Geschäftsleute und müssen Erfolg haben. Sonst stünden die Leute ja ohne Arbeit da. Ich wüßte nicht, was die meisten von ihnen dann anfangen würden.«

»Und du siehst es gern, wenn sie ihren Spaß haben.«

»Natürlich, weil es zeigt, daß sie zufrieden sind. Zufriedene Leute arbeiten besser als mürrische.«

»Warum stellst du dich eigentlich immer als den harten Geschäftsmann hin?«

Er wandte sich um, so daß ich ihm ins Gesicht schauen mußte.

Es glühte im Schein des Feuers. »Weil ich einer bin«, sagte er.

»In dem Licht siehst du aus wie ein Dämon.«

»Ich habe mir oft schon gedacht, daß die vielleicht interessanter sind als Engel. Da du auch nicht gerade engelhaft bist, wirst du mir vielleicht zustimmen.«

»So, findest du?«

»Aber sicher. Es ist ein gewisses Feuer in dir. Man hat dich zu recht ›Opak‹ genannt: Opal Jessica. Über diese Steine weiß wohl niemand mehr als ich.«

»Natürlich«, spottete ich.

»Ich kenne alle Arten davon«, betonte er.

»Vielleicht überschätzt du deine Fähigkeiten in gewisser Hinsicht.«

»Keineswegs. Alle Opale sind mir bekannt. Jedenfalls die meiner Sammlung.«

»Und wie steht es mit Isa Bannock?«

»Wieso?«

»Ist sie für dich auch ein Opal?«

»Eine interessante Vorstellung.«

»Mit ihrem Glanz kann ich mich natürlich nicht messen.«

Er drückte meinen Arm gegen seinen. »Unterschätz dich nicht. Oder tu nicht so, als ob es der Fall wäre.«

Die Zelte vor uns sahen im Feuerschein richtig unheimlich aus. Jemand spielte auf der Fiedel ein altes englisches Volkslied, und ich mußte plötzlich an daheim denken – an die Felder und Landstraßen, das Haus mit dem Garten drumherum, an Miriam und ihren Vikar und daran, ob Xavier seine Lady Klara wohl endlich geheiratet hatte. Zwei Kinder in bunten Kleidchen schlugen Purzelbäume, stellten sich dann vor uns auf und knicksten. Die Fiedel wurde jetzt von einer

Mundharmonika begleitet, und es duftete verlockend nach Schweinebraten.

Joss und ich setzten uns auf ein grasbewachsenes Hügelchen, von dem aus wir alles überblicken konnten. Aus dem großen Zelt roch es immer verführerischer.

»Es ist sicherer, wenn sie drinnen brutzeln«, erklärte mir Joss. »Wegen der Brandgefahr – du weißt schon ...! Nach dem Essen beginnt erst der richtige Spaß. Es gibt Plumpudding zur Nachspeise – von dem solltest du kosten, damit man dich nicht für stolz hält.« Er grinste.

»Schließlich gehörst du ja jetzt zur Familie und mußt dich an unsere Sitten halten.«

»Macht dir diese Sitte Spaß?«

»An jedem Samstag soll möglichst einer von den Chefs teilnehmen. Wir wechseln uns darin ab. Ben ist oft gegangen, dann habe ich ihn abgelöst oder Ezra. Wir müssen immer demonstrieren, daß wir zu ihnen gehören, das ist sehr wichtig. Bei uns ist schließlich jeder Arbeiter genauso viel wert wie der Boß, das darf man nie vergessen.«

»Trotzdem kommt mir vor, daß einige der Bosse sich für was Besseres halten.«

»Dann sind sie es aber auch. Hier draußen wird jeder für das gehalten, was er kann.«

»Ist das nicht überall so?«

»Ich meine, er ist nicht deswegen besser, weil er eine bessere Ausbildung erhalten hat oder Geld besitzt. Er muß sich als Mann beweisen, und dann wird er auch als solcher akzeptiert.«

»Und wenn die einen in ihrem Lebensunterhalt von den andern abhängig sind, erweisen sie diesen vielleicht aus Klugheit auch Respekt.«

»Sie wären dumm, wenn sie es nicht täten.«

»Deine Lebensphilosophie gibt dir alle Vorteile.«

»Ist das vielleicht nicht die richtige Einstellung?«

»Du paßt alles deinen persönlichen Anschauungen an.«

»Das ist bei dir der Fall. *Du* hast diese Analyse gestellt.« Ich zuckte mit den Schultern.

»So ist's recht«, sagte er befriedigt. »Eine Frau sollte immer rechtzeitig zugeben, wenn sie sich geschlagen fühlt.«

»Geschlagen? Ich?«

»Nur in der Diskussion natürlich, obwohl ich zugeben muß, daß du dich gut schlägst.«

»Solange du mich nicht wirklich schlägst. Ich finde überhaupt, Männer, die gegen Frauen gewalttätig werden, tun es nur, weil sie ihnen in der Diskussion nicht gewachsen sind.«

»Die Gefahr wäre bei dir gegeben. Hoffentlich müssen wir da keinen Test durchstehen. Meine Kraft gegen dein Gehirn. Du meine Güte!«

»Müssen wir eigentlich dauernd derart absurde Themen haben?«

»Das kommt nur, weil du so wortgewandt bist.«

»Jetzt verspottest du mich wieder.«

»Und wir vergessen beide dabei, daß wir eigentlich hergekommen sind, um das Fest zu genießen.«

Ich wandte meine Aufmerksamkeit der Szenerie vor uns zu. Die Leute drängten sich ins Zelt, einige kamen schon mit Fleischstücken auf Brotfladen heraus, die sie mit großem Appetit verzehrten. Alle setzten sich und redeten miteinander, zwischen den einzelnen Gruppen flogen Rufe hin und her. Von uns hier oben nahm man wenig Notiz. Kinder kamen dann mit Tablettts heraus, auf denen Puddingscheiben lagen, dazu gab es ein selbstgebrautes Bier.

Uns wurde auch Pudding serviert, der sich wie heißer Kuchen anfühlte. Joss und ich nahmen unsere Stücke mit den Fingern und aßen sie. Mir schmeckte meines ausgezeichnet.

Nach dem allgemeinen Essen begann der Spaß. Kinder übten sich in Bodenakrobatik, ein Mann zauberte, zwei Geiger und einige Mundharmonikaspieler musizierten nach Leibeskräften. Sie spielten Lieder, die die Leute kannten und mitsingen konnten. Wie hübsch das doch aussah! Die im Feuerschein glänzenden Gesichter der Männer, Frauen und Kinder, während alle die altbekannten Weisen sangen.

Nach einem besonders melancholischen Lied aus der englischen Heimat herrschte eine Weile tiefes Schweigen. Niemand hatte Lust, weiterzusingen – alle dachten wohl an ihre Angehörigen daheim.

Die Stille wurde von Hufgetrappel durchbrochen, und dann sahen wir schon den Reiter daherkommen. Die Spannung löste sich. Der Mann rief: »Ist Mr. Madden hier? Ich muß sofort Mr. Madden sprechen!«

Joss erhob sich und ging zu dem Reiter, der bereits von Leuten umringt war.

»Mrs. Bannock schickt mich«, hörte ich ihn sagen. »Ihr Mann ist die letzte Nacht nicht heimgekommen und auch den heutigen Tag nicht. Jetzt ist sein Pferd ohne ihn aufgetaucht. Sie macht sich Sorgen und bittet Sie hinüber.«

Ich hörte Joss antworten: »Reit sofort zurück, Tim, ich komme gleich nach. Wahrscheinlich bin ich noch vor dir dort.«

Damit verschwand er und ließ mich stehen. Ich war wütend. Sie mußte nur nach ihm schicken, und er vergaß mich auf der Stelle. Dann dachte ich an Ezra und schämte mich. Was mochte ihm passiert sein? Ich machte mich auf den Weg zum Schmied, wo Wattle geduldig auf mich wartete – und noch jemand: Jimson.

»Ich soll Sie heimbringen«, sagte er.

»Danke, Jimson. Dann lassen Sie uns aufbrechen.«

Und so ritt ich mit ihm nach Hause; die ganze Freude des Abends war mir vergangen, und meine Angst um Ezra wurde zusehends größer.

In meinem Zimmer zog ich das Reitkleid aus, schlüpfte in einen Morgenrock und löste meine Haare. Ich blieb auf, bis Joss zurückkehrte. Er traf kurz nach Mitternacht ein und kam sofort herauf zu mir, wie ich es gehofft hatte. »Hat Jimson dich gut heimgebracht?«

»Ja. Was ist mit Ezra?«

Er runzelte die Stirn und sah recht besorgt drein. »Ich kann mir nicht vorstellen, was passiert ist. Die Sache gefällt mir nicht. Er muß einen Unfall gehabt haben. Morgen früh schicke ich sofort Suchtrupps aus. Isa gibt mir Bescheid, falls er inzwischen auftauchen sollte.«

»Du hast mir so oft erzählt, daß man im Busch die Orientierung verlieren kann«, sagte ich.

»Aber nicht jemand wie Ezra. Außerdem muß er sich auf dem Weg zwischen seinem Haus und Fancy Town befunden haben – da kennt er jeden Strauch und Stein.«

»Ob er einfach weg ist?«

»Wie meinst du das?«

»Vielleicht war er Isas überdrüssig?«

Joss sah mich ungläubig an. »Und sein Pferd?«

»Vielleicht wollte er, daß es wie ein Unfall aussieht.«

Er schüttelte den Kopf, dann betrachtete er mich fast zärtlich. »Ein schlimmes Ende für deinen ersten Samstagabend.«

»Hoffentlich ist ihm nichts zugestoßen. Ich mag ihn sehr gern: Er war immer so nett zu mir.«

Joss legte mir die Hände auf die Schultern und drückte mich zart. »Ich wollte dich nicht stören – aber ich dachte mir schon, daß du aufgeblieben bist, um alles zu erfahren.«

»Das ist lieb von dir.«

Er lächelte, zögerte dann, als ob er etwas auf dem Herzen hätte, schien es sich aber zu überlegen. »Gute Nacht«, sagte er nur und schloß die Tür hinter sich.

Entdeckung in Grovers Schlucht

Immmer mehr Gerüchte verbreiteten sich, je länger Ezra verschwunden blieb. Die häufigste Version war die, daß er den ›Grünen Blitz‹ gestohlen habe; trotz der Bemühungen meines Mannes, den Diebstahl geheimzuhalten, hatte sich die Nachricht darüber doch in Windeseile verbreitet: sonnenklar – hieß es allgemein –, daß Ezra ihn gefunden

und gestohlen haben mußte und daß der Fluch ihn jetzt verfolgte. Es konnte ihm also das Schlimmste widerfahren sein.

Joss war nicht so ärgerlich wie sonst über diese Horrorgeschichten; er kam mir sehr gedrückt vor. Wohl, weil er nur daran dachte, was dies alles für Isa bedeutete.

Suchtrupps waren in alle Richtungen ausgeschickt worden; aber keiner fand Spuren von Ezra.

Einige Leute meinten, er sei mit dem gestohlenen Opal auf und davon und habe seine Frau verlassen, weil sie sich ja keineswegs benommen hatte, wie es sich gehörte.

Drei Tage lang gab es kein anderes Thema mehr als Ezras Verschwinden.

Eines späten Nachmittags ritt ich allein aus; Wattle nahm von selbst Richtung auf die Hügel und zur Straße, die nach der Bannock-Farm führte. Es herrschte eine Gluthitze. Der Wind blies von Norden, wurde immer stärker und trieb den Staub hoch. Nach einer Zeit wurde das unangenehm; im Augenblick machte mir die heiße trockene Wüstenluft noch nichts aus.

Ich ritt durch die Schlucht und sah mich dabei ängstlich um. Ganz verlassen lag alles da. Kleine Sandwirbel schwebten über dem Boden, und ich dachte: Der Wind nimmt zu. Vielleicht wäre es besser, umzukehren.

»Laß uns lieber heimkehren, Wattle«, sagte ich.

Da benahm sich das Tier plötzlich völlig ungewöhnlich. Ich versuchte, es zur Schlucht zurückzudrängen, aber es wurde ganz widerspenstig und verweigerte.

»Was ist denn los, Wattle?«

Die Stute ging einfach, wohin sie wollte. Ich zog am Zügel, und da tat Wattle etwas, was ich noch nie bei ihr erlebt hatte: Sie zeigte mir, daß ich sie nur so leicht lenken konnte, weil sie es bisher so gewollt hatte. Wenn sie einmal ihren Sinn änderte, mußte ich nachgeben. Eine erschreckende Entdeckung.

»Wattle!« schrie ich verzweifelt. Sie ignorierte mich, und ich hörte im gleichen Augenblick zwei Kookaburras lachen. Die schienen immer als

Zeugen in unangenehmen Situationen aufzutauchen. Aber vielleicht achtete ich sonst auch gar nicht darauf.

Entsetzen kroch mir das Rückgrat hinauf. Ich hatte das Gefühl, einer unheimlichen Sache gegenüberzustehen, die ich nicht begreifen konnte. Resolut ging Wattle weiter in die von ihr eingeschlagene Richtung.

Ich versuchte es mit Schmeicheln, aber umsonst. Sie schien völlig vergessen zu haben, daß sie mich auf dem Rücken trug. Obwohl ich es weiterhin mal im Bösen, mal im Guten probierte, war alles zwecklos; sie gab unbeirrt die Richtung an.

Was wollte die Stute eigentlich? Noch nie war mir derart bewußt geworden, wie wenig Erfahrung ich im Grunde mit Pferden hatte. Solange alles gutging, war ich keine schlechte Reiterin, aber im anderen Falle unfähig, etwas zu tun, und in diesem Augenblick völlig von Wattle abhängig, die offenbar etwas erkannt hatte, was ich noch nicht wußte oder sah. Hieß es nicht, daß Pferde und Hunde einen siebenten Sinn hätten: die Fähigkeit, Dinge auszumachen, die außerhalb unseres Wahrnehmungsvermögens lagen.

Noch nie hatte ich solche Angst ausgestanden. Plötzlich blieb Wattle stehen, schlug mit den Vorderhufen auf den Boden und fing zu wiehern an. Dann wandte sie sich von der Mine ab und trabte in Richtung eines zerzausten Mulgabushes, wo der Wind richtige Dünen aufgetürmt hatte. Sie stellte die Ohren auf und scharrte wie wild im Sand, schnaufte dann plötzlich wild – es klang wie Verzweiflung für mich.

»Was ist denn los?«

Und dann sah ich, daß sie etwas freigelegt hatte, lehnte mich nach vorn.

»MeinGott!« flüsterte ich. Das Pferd hatte die Überreste Ezra Banocks entdeckt.

Das Entsetzen war groß, als man ihn heimbrachte. Der Hufschmied machte einen Sarg für ihn, und er wurde auf dem Friedhof am Rande

der Siedlung begraben. Die ganze Einwohnerschaft gab Ezra das letzte Geleit.

Joss ließ uns alle im Büro zusammenkommen. Wir wollten die Geschehnisse besprechen und überlegen, was zu tun war. Ezra Bannock war ermordet worden. Sein Mörder mußte gefunden werden. Gewalttaten durften nicht ungesühnt bleiben. In einer Gemeinschaft wie dieser mußten bestimmte Verhaltensregeln strikt eingehalten werden, und es war wichtig, den Mörder vor Gericht zu bringen.

Anschläge verkündeten überall, daß fünfzig Pfund dem gehören würden, der Informationen über den Mörder liefern konnte. Alle, die Ezra an seinem letzten Tag gesehen hatten, wurden befragt. Er war vormittags zu uns geritten und hatte mit Joss etwa eine Stunde verbracht. Danach wollte er angeblich heimkehren; Joss war etwas später wieder in den Ort zurückgekehrt.

Mir kam ein entsetzlicher Verdacht: Ezra und Joss hatten womöglich über Isa gestritten. Ob dies nicht auch der wahre Grund für die Auseinandersetzung im Büro einige Tage zuvor gewesen war ...? Ging es um Isa, und hatte Ezra zu erkennen gegeben, daß er es nicht weiter dulden würde? Und wenn es so war?

Nein, solchen Gedanken durfte ich nicht länger nachhängen. Wenn ich doch nur aufhören könnte, an die Beziehung zwischen Joss und Isa zu denken. Er war bestimmt ihr Liebhaber. Hatte er ihr nicht den »Harlekin« geschenkt? Wäre sie nicht bereits mit Ezra verheiratet gewesen, hätte sie bestimmt Joss genommen, und dann würde er nie jene Ehe mit mir eingegangen sein. Beiden muß es leid getan haben. Hatten sie vielleicht beschlossen, etwas dagegen zu unternehmen? Isa war jetzt frei -Joss allerdings nicht ...! Wo führten mich meine Gedanken nur hin?

Beim Begräbnis war Isa ganz in Schwarz gehüllt, das ihr sehr gut stand. Überhaupt schien die Witwenschaft ihr noch einen besonderen Zauber zu verleihen. Sie wirkte geheimnisvoll und – wie mir schien – keineswegs völlig verzweifelt. Wie Topase glänzten ihre Augen durch den dünnen Schleier, und ihr goldbraunes Haar leuchtete stärker denn je.

Einige von uns ritten mit zur Bannock-Farm, wo Schinkensandwiches und Bier vorbereitet waren.

Ich saß plötzlich neben ihr.

»Er hatte keine Feinde, alle mochten ihn.«

»Meinen Sie nicht, daß er mit jemandem gestritten haben könnte?«

Ihre Augen glänzten eigenartig. »Doch, das wäre möglich«, gab sie zu.

»Wahrscheinlich hat ihn ein Buschräuber überfallen und erschossen.«

»Seine Geldbörse fehlte«, sagte Isa. »Die war immer voller Goldmünzen. Er hat gern ziemlich viel Geld bei sich getragen. Es gäbe ihm so ein angenehmes Gefühl, meinte er immer und hat sich jeden Morgen die Börse neu gefüllt. Sie war aus rotem Leder. Mit einem Ring oben drüber ...«

»Und die fehlt? Dann muß es doch Raub gewesen sein.«

»Also ist er für ein paar Pfund gestorben. Armer Ezra! Aber vielleicht war es doch anders. Vielleicht wollte ihn jemand aus dem Weg haben.«

»Aber wer?«

»Das könnte ja immerhin möglich sein ...« Ich vermochte den Ausdruck ihrer Augen nicht zu deuten. »Kommen Sie bald einmal wieder vorbei? Ich möchte Ihnen meine Sammlung zeigen.«

»Das haben Sie doch bereits – erinnern Sie sich nicht?«

»Da habe ich Ihnen aber nicht alles gezeigt.«

Joss trat heran, und sie wandte sich sofort ihm zu. Ich hörte noch, wie er ihr sagte, daß sie immer auf seine Hilfe rechnen und jederzeit über ihn verfügen könne.

Nein, Isa hatte als Witwe keineswegs an Attraktivität verloren ...

Joss und ich ritten zusammen heim. Völlig geistesabwesend gingen wir an den Pfauen vorbei über den Rasen, setzten uns auf die Terrasse und genossen noch ein wenig die kühle Abendluft. »Was hältst du davon?« fragte ich vorsichtig.

»Ein offensichtlicher Raubmord. Was sonst?«

»Die Dinge sind oft anders, als man sie sieht. Ein sehr glückliches Leben hat der arme Ezra wohl nicht gehabt.«

»Im Gegenteil. Ich habe selten jemand gekannt, der mit seinem Los mehr zufrieden gewesen wäre.«

»Meinst du etwa, er war zufrieden, daß seine Frau ihn betrog?«

»Er war sehr stolz auf ihre Schönheit.«

»Damit willst du doch wohl nicht ausdrücken, daß er ihre Untreue genoß?«

»Es gibt solche Männer.«

»Gehörst du auch zu dieser Sorte?«

Wieder sein kurzes hartes Lachen. »Keinen Augenblick lang würde ich es ertragen.«

»Aber bei anderen erscheint es dir in Ordnung?«

»Jeder kann so handeln, wie es ihm gefällt. Wenn jemandem etwas nicht paßt, muß er eben einen Weg finden, es zu ändern.«

»Glaubst du, daß er das versucht hat?«

»Ich glaube, daß er versucht hat, sich seine Börse nicht nehmen zu lassen.«

»Oder seine Frau.«

»Was soll das jetzt wieder heißen?«

»Genau das, was ich gesagt habe.«

»Aber seine Börse fehlt doch.«

»Die kann ja jemand deswegen an sich genommen haben, um vom wahren Motiv abzulenken.«

»Was du für Überlegungen anstellst!«

»Ich möchte nur wissen, wer Ezra Bannock getötet hat.«

»Das möchten wir alle.«

»Wir reden dauernd im Kreis!« rief ich leidenschaftlich. »Ich will die Wahrheit wissen. Hast *du* Ezra Bannock getötet?«

»Ich? Aber wieso sollte ich so etwas tun?«

»Du hättest ein plausibles Motiv. Seine Frau ist deine Geliebte.«

»Und was würde mir sein Tod nützen? Ich habe ja eine Frau. Ich bin nicht frei für Isa, selbst wenn *sie* jetzt frei ist.«

Ich gab keine Antwort. Daß er nicht leugnete, ihr Geliebter zu sein, schockierte mich zutiefst. Langsam erhob ich mich. »Ich gehe jetzt hinein. Unser Gespräch finde ich einfach grauenhaft.«

Er stand ebenfalls auf. »Ich auch«, sagte er ganz gelassen.

In meinem Zimmer setzte ich mich vor den Frisierspiegel, und starrte blicklos hinein. Wenn er frei wäre, würde er also Isa heiraten, ging es mir durch den Kopf. Aber er ist nicht frei, weil er mit mir verheiratet ist. Das Zimmer schien von warnenden Schatten erfüllt zu sein.

Es wurde mir plötzlich ganz deutlich, daß ich im Weg stand.

Einige Wochen vergingen; meine Nächte verliefen unruhig. Oft packte mich die Angst, aber dann verschwanden die nächtlichen Alp-träume mit Tagesanbruch wieder, und wenn ich in den Ort ritt, konnte ich sie ganz verdrängen. Ich versuchte, meiner Angst Herr zu werden, indem ich mich mehr und mehr auf die Company konzentrierte. Dabei gewann ich zusehends an Boden. Sogar einige meiner Verbesserungsvorschläge waren bereits angenommen worden. Mein Prestige wuchs sichtlich, und man achtete mich nicht mehr nur als Frau und Teilhaberin von Joss Madden.

Bald genug stellten sich die Ängste jedoch wieder ein. Ich brauchte nur einen der Anschläge zu sehen: Fünfzig Pfund Belohnung für jeden, der Informationen über den Mörder Ezra Bannocks geben konnte. Und dann dachte ich an das verschwörerische Lächeln zwischen Isa und Joss und an den Streit, den ich mitbekommen hatte, sowie daran, daß Ezra vom Pfauen-Haus in den Tod geritten war.

Ich mußte unbedingt herausfinden, was man im Ort selbst sagte und dachte und ob Joss irgendwie in Verdacht war. Vormittags ging ich regelmäßig zu den Trants auf eine Tasse Kaffee. Ethel ließ dann ihre Arbeit immer stehen und kam zu mir auf einen kleinen Plausch. Sie hatte mich sichtlich lieb gewonnen; außerdem war sie eine geborene Klatschtante und hatte ihre Ohren sozusagen überall. Sie wußte, was man sagte und was die Leute so alles dachten. Als mich Joss wegen meiner regelmäßigen Besuche dort aufzog, gab ich zurück, daß es wohl nicht schlecht sei, über die öffentliche Meinung informiert zu sein und daß ich durch meine Gespräche mit Ethel diese Informationen am leichtesten bekommen konnte.

»Du bringst eine ganz neue Linie in die Firma«, sagte er.

»Hältst du das für ungünstig?«

»Mal abwarten«, parierte er, und ich meinte, einen Schatten über sein Gesicht huschen zu sehen. Hatte Joss Angst, daß ich etwas über ihn erfuhr?

So saß ich wieder einmal bei den Trants, und bald kam das Gespräch auf den Mord.

»Ich glaube doch, daß Ezra den grünen Opal hatte«, sagte Ethel. »Und ich bin nicht die einzige, die das meint. Vermutlich hat er ihn für seine Frau gestohlen.«

»Wollen Sie damit etwa ausdrücken, *sie* hätte ihn?«

»Überraschen würde es mich nicht.«

»Als sie damals hier eintraf, gab's ein ziemliches Theater. Sie kam ja aus England und war Schauspielerin. Er hatte sie drüben bei irgendeiner Aufführung gesehen und sich wahnsinnig in sie verliebt.«

»Und warum ist sie hierher gekommen?«

»Um Ezra zu heiraten. Sie meinte, er würde hier reich werden. Sie war damals noch jung. Kein Mann in der Gegend, der nicht in sie verschossen gewesen wäre. So etwas wie Isa Bannock hatte man hier im Busch noch nicht gesehen. Sogar die Augen meines James glitzerten bei ihrem Anblick. Das paßte ihr natürlich. Ezra machte sich gut, er wurde unter Ben Hennicker einer der Leiter der Company. Aber so hoch, wie sie es wollte, kam er nie. Und jetzt dieser ›Grüne Blitz‹. Mr. Hennicker hatte ihn die ganze Zeit versteckt, Ezra ging im Haus aus und ein – na ja ...«

»Ich kann es mir nicht vorstellen: Ezra ein Dieb?«

»Wer diesen Stein nimmt, ist kein gewöhnlicher Dieb. Auf dem Opal liegt ein Fluch. Die Leute können gar nicht anders – ein böser Geist überfällt sie. Sie sind wie besessen.«

Ich dachte an meinen Vater, der meine Mutter geliebt hatte und sie heiraten wollte. Und dann hatte er den ›Grünen Blitz‹ gesehen und um seinetwillen alles vergessen. Besessen! Ja, das war das Wort.

»Vermutlich nahm er ihn für Isa, und dann überraschte ihn eben das Unglück, das der Stein jedem bringt. Der Buschräuber wartete auf den ersten besten, der durch die Schlucht kam – und wie es die böse Vorsehung wollte, war es Ezra. Die Leute sagen, daß man den Opal

bestimmt wiederfinden wird.« Sie sah mich forschend an, und ich spürte, daß sie mehr wußte, als sie mir je verraten würde. »Bei so einer geheimnisvollen Sache reden die Leute natürlich«, fügte sie noch hinzu.

»Da haben Sie sicher recht.«

Ich stand auf und ging zurück zur Firma. Bei der Tür traf ich Joss.

»Na, wieder den Puls der Öffentlichkeit gefühlt?«

»Ja. Es wird viel getratscht.«

»Natürlich! Wie sollte es auch anders sein?«

»In diesem Falle betrifft es aber Ezra und den grünen Opal.«

»Ich sehe da keine Verbindung.«

»Die Leute denken da offenbar anders.«

»Und was hast du herausgefunden?«

»Man tuschelt, daß Ezra den ›Grünen Blitz‹ gestohlen hat, weil Isa ihn haben wollte. Eine Weile hätte er ihn wohl schon gehabt und der Fluch, der auf dem Stein liegt, habe ihn genau in jenem Augenblick in die Schlucht reiten lassen, als dort ein Buschräuber lauerte.«

Ich sah, wie er die Lippen zusammenpreßte und den stahlharten Blick bekam, den ich so fürchtete.

»Unsinn!« sagte er. »Absoluter Unsinn.«

Ich blickte ihm gerade in die Augen. »Das ist jedenfalls die eine Theorie.«

Er zuckte ungeduldig mit den Schultern, und ich dachte: Wie weit ist er verstrickt? Hat er vielleicht selbst den ›Grünen Blitz‹ aus dem Versteck genommen, um ihn seiner Geliebten zu geben? Wie weit hat ihn seine Leidenschaft geführt?

Mir war schlecht, und ich hatte Angst.

Gedankenschwer hatte ich den Heimweg hinter mich gebracht und saß nun auf der Terrasse. Mrs. Laud kam heraus und fragte, ob ich einen Wunsch hätte.

»Sie sehen so verstört aus«, sagte sie. »War etwas los?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber ich wünschte, wir könnten das Geheimnis von Ezra Bannocks Tod lösen. Er war so ein liebenswerter Mensch.«

»Ist es denn ein Geheimnis? War es nicht ein Buschräuber? Schließlich ist doch seine Börse verschwunden.«

»Ja, ich weiß.«

»Aber Sie halten das nicht für wahrscheinlich?«

»Aussehen tut es ja so.«

»Lassen Sie sich doch nicht so beunruhigen, Mrs. Madden, ich mache mir langsam Sorgen um Sie.«

»Sie sind immer so lieb und hilfreich, Mrs. Laud. Vom ersten Tag an schon.«

»Ja, und warum nicht? Sie sind doch die Herrin. Es wäre jedoch wirklich das beste, diesen schrecklichen Vorfall zu vergessen!«

»Ich kann aber nicht. Wußten Sie, daß manche Leute meinen, der Mord hätte etwas mit dem ›Grünen Blitz‹ zu tun?«

»Wer denn?«

»Es wird so geredet im Ort.«

»Aber was könnte Mr. Bannocks Tod mit dem ›Grünen Blitz‹ zu tun haben? Der ist doch verschwunden! Mr. Hennicker hat ihn irgendwo versteckt, und er wurde gestohlen.«

»Genau. Und vielleicht sollten wir trotzdem versuchen, ihn zu finden.«

»Aber wie denn?«

»Der ›Grüne Blitz‹ wurde aus diesem Haus gestohlen. Wir müssen herausfinden, wie und wann. Mr. Madden ist dagegen, er möchte keine Nachforschungen anstellen, weil dann wieder die alten Legenden aufkommen. Er will nicht, daß die Leute Opale für Unglückssteine halten, und das tun sie immer wieder, wenn vom ›Grünen Blitz‹ geredet wird.«

»Er hat leider recht. Jimson sagt auch, solches Gerede ist schlecht fürs Geschäft.«

»Es geht ja hier nicht darum, ob er Glück oder Unglück bringt. Ich will nur die Wahrheit rausfinden. Ich *muß* wissen, was damit passiert ist.«

»Und wie wollen Sie das anfangen?«

»Ich weiß es noch nicht, aber jedenfalls werde ich etwas unternehmen.«

»Ganz allein?«

»Wenn mir jemand dabei hilft, um so besser. Vielleicht könnten Sie das tun?«

»Ich werde mich jedenfalls bemühen.«

»Sie wissen doch, wer alles hier aus und ein ging.«

»Natürlich, aber Sie haben es ja selbst gesehen bei der ›Schatzsuche‹. Unmengen Leute waren hier. Und so ist es immer: Im Pfauen-Haus gibt man sich die Klinke gegenseitig in die Hand.«

»Es muß aber jemand den Opal gefunden und an sich genommen haben.«

»Meinen Sie, daß es Mr. Bannock gewesen sein könnte?«

»Ich kann es mir einfach nicht vorstellen. Zwar kannte ich ihn erst kurz, aber ich mochte ihn sehr gern. Er schien so ein positiver Mensch zu sein. Mir will es einfach nicht in den Kopf, daß er irgend etwas auf dem Gewissen haben könnte.«

»Wenn ich es mir recht überlege, muß ich Ihnen da zustimmen. Sie wollen also herumfragen?«

»Ja ... diskret. Mr. Madden will die Sache nicht offen betreiben.«

»Nein, das kann ich mir vorstellen ...« Sie unterbrach sich plötzlich, als hätte sie beinahe mehr gesagt, als gut war.

»Wieso?« fragte ich scharf.

»Er ... äh ... würde solche Nachfragen nicht ...« Sie sah mich verzweifelt an.

»Wegen des Geschwätzes, daß die Steine Unglück bringen?«

»Ja, ja, das meinte ich. Natürlich nur deswegen – genau.«

Ich glaubte bereits zu wissen, was sie in Wirklichkeit meinte. Sie wußte von der Verbindung zwischen Joss und Isa – dieser Märchenprinzessin. »Um mich zu gewinnen, mußt du mir das und das bringen ...«, hieß es in meinen Kindermärchen. Und dann kam immer eine scheinbar unlösbare Aufgabe, die der Prinz letzten Endes bewältigte.

Die Sache wurde zunehmend einleuchtender. Sie liebte Opale. »Meine Sammlung soll die schönste überhaupt sein ...« Wie könnte sie das, wenn die Krönung von allem fehlte. »Such ihn mir, bring ihn mir, und dann ... meine Hand ...« Spielte es sich nicht immer so ab in diesen Geschichten?

Aber sie waren beide nicht frei gewesen. Isa war es jetzt. Joss noch nicht.

»Sie zittern ja«, sagte Mrs. Laud. »Ist Ihnen kalt?«

»Ach, nichts weiter ... mir ging nur gerade etwas durch den Kopf!«

Sie lächelte mich merkwürdig an, rätselhaft geradezu. Und ich fragte mich, ob wir beide das gleiche dachten?

Die Spinett-Spielerin

Einige Tage später machte ich eine alarmierende Entdeckung. Während der letzten Wochen hatte mich das Haus geradezu bedrückt; ich wurde das unheimliche Gefühl nicht los, daß etwas dort sei, dem ich entfliehen mußte. Häufig wanderten meine Gedanken zu Ben, dessen Persönlichkeit sich dem Haus eingeprägt hatte. Gerade in letzter Zeit meinte ich oft – wohl aus Nervosität – seine Gegenwart zu spüren. Eine enge Bindung zwischen Menschen endete meinem Gefühl nach nicht mit dem Tod. Schließlich war er der einzige gewesen, der mich wirklich geliebt hatte. Eine Zeitlang hatte mich diese Liebe glücklich gemacht, und als er starb, wußte ich erst, wie allein ich war.

Hatte er nicht auf dem Sterbebett versprochen, weiterhin bei uns zu sein? Vielleicht bildete ich mir deshalb ein, daß sein Geist mich vor so einer Gefahr warnte. Es hatte sich nicht alles so entwickelt, wie er es sich gewünscht hatte. Joss und mich hatte er zusammengetan, aber solche Einmischung in fremdes Leben konnte gefährlich sein. Hatte

er gewußt, wie weit Joss gehen würde, um das zu bekommen, was er wollte? Hatte er je daran gedacht, daß ich ihm im Weg sein könnte und dadurch in Gefahr geraten würde.

Wer schlich sich immer nachts an meine Zimmertür und wäre das letzte Mal hereingekommen, hätte ich nicht zugesperrt? Warum? Wozu? War es Joss? Ich glaubte es schon. War er gekommen, mich um ein neues, gemeinsames Leben zu bitten? Nein, dazu war er zu stolz. Er hatte immer gesagt, daß er sich mir nicht aufdrängen würde. Warum dann dieses Verhalten? Und was bedeutete es?

Lag ich richtig mit meiner Vermutung, daß irgend etwas im Haus mich zu warnen versuchte?

Wenn ich heimkam und überall Stille herrschte, packte mich oft der Wunsch, wieder wegzugehen, das Haus zu verlassen. Manchmal saß ich dann beim Teich; meist zog ich aber den friedlichen Obstgarten vor. Dort unter den Zitronen- und Orangenbäumen konnte ich mich entspannen, über den Alltag und mein Leben nachdenken. Ich schalt mich wegen meiner Hirngespinnste und hatte immer das Gefühl, hier unter den Bäumen wieder zur Vernunft zu kommen.

Aus dem Büro hatte ich mir einige Fachbücher besorgt: Ich lernte daraus viel über Opale. Gern nahm ich eines davon mit in den Garten, suchte mir ein schattiges Plätzchen und büffelte, um die Leute mit meinen Kenntnissen zu verblüffen, vor allem Joss. Ich sah, daß es ihn beeindruckte, auch wenn er es nie erwähnte; an einem gewissen Hochziehen der Mundwinkel und an seinem Augenzwinkern erkannte ich es stets. Diese widerwillige Bewunderung befriedigte mich sehr.

Und ausgerechnet im Obstgarten sollte ich dann jene Entdeckung machen!

Das Gras wuchs hier wild. Wo die Erde hervorlugte, war sie braun und aufgerissen. Darum konnte ich wohl den kürzlich umgegrabenen Fleck so deutlich erkennen.

Ich sah gerade vom Buch auf, als mein Blick zufällig auf jene Grasnarbe fiel. Irgend jemand hatte da umgegraben, und es stak etwas heraus. Ich betrachtete es eine Weile, dann fiel ein Sonnenstrahl darauf und es glänzte wie Gold.

Zögernd stand ich auf und ging hin. Es war Gold. Neugierig zog ich das Ding heraus – und erstarrte. Ich hielt die rote Lederbörse mit dem Goldverschluß in der Hand: Ezras Börse – die er bei sich getragen hatte, als er erschossen wurde.

Wer hatte sie im Obstgarten vergraben?

Es hielt mich keinen Moment länger an diesem Platz. Entsetzt und unentschlossen lief ich in mein Zimmer hinauf. Was sollte ich tun? Die Annahme, daß Ezra von einem Buschräuber erschossen wurde, stimmte also nicht. Es gab nur eine Antwort. Jemand aus dem Haus hatte Ezra Bannock getötet, die Börse an sich genommen, um es nach einem Raub aussehen zu lassen, und sie dann im Obstgarten vergraben.

Ich kannte nur einen Menschen, der ein Motiv dazu hatte. Durch Ezras Tod wurde Isa frei. *Er* war es aber noch nicht, war mit mir verheiratet – und solange ich lebte, war er nicht frei. *Solange ich lebte ...*

Immer wieder ging mir dieser Gedanke durch den Kopf. Es war der reinste Alptraum. Ich betrachtete den Fund genauer. Eine rote Lederbörse voller Goldstücke. Nach Isas Worten hatte Ezra sie jeden Morgen gefüllt.

Was war nur mit mir los? Liebte ich Joss? Ich wollte ihn schützen – ganz gleich, was er getan haben mochte. Wollte zu ihm gehen und sagen: »Ich habe Ezras Börse gefunden. Du hast sie im Obstgarten versteckt, leider nicht besonders gut. Wir müssen sie loswerden ...«

Aber warum sollte er sie gerade an dieser Stelle vergraben? Er hätte sie doch irgendwo in der Wildnis wegwerfen können? Das sah ganz nach Panik aus. Eigenartigerweise konnte ich mir Joss durchaus als Mörder denken, aber niemals in Panik.

»So, das glaubst du also von mir?« würde er nur sagen. »Warum gibst du mich dann nicht preis? Willst du mit hineinverwickelt werden?«

»Weil ich dumm bin«, würde ich antworten. »Ich empfinde nämlich das gleiche für dich wie du für Isa. Vielleicht verstehst du es jetzt.« Natürlich würde ich dergleichen niemals sagen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Legte die Börse in eine Schublade und hatte gleich darauf Angst, irgend jemand könne sie dort entdecken. Es war der kürzeste Weg zur Aufdeckung des Mordes.

Ich mußte es ihm sagen. Er würde natürlich lügen, würde behaupten, er habe sie nicht im Garten vergraben. Aber wer sonst? Wer sonst?

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht; zweimal erhob ich mich und sah nach der Börse, um mich zu vergewissern, daß sie da war und ich das Ganze nicht nur geträumt hatte.

Als ich am nächsten Tag hinunterkam, war Joss schon aufgebrochen; ich folgte ihm später mit Jimson. Wir unterhielten uns unterwegs, aber ich erinnere mich nicht, worüber. Ich konnte an nichts anderes denken als an die von der Gartenerde verschmutzte rote Börse.

Kaum war ich abends wieder zu Hause, ging ich sofort in mein Zimmer. Bereits beim Eintreten merkte ich, daß sich etwas verändert hatte. Eine Schublade war nicht richtig zu, und instinktiv wußte ich, daß jemand etwas gesucht hatte. Ich öffnete die Lade, in die ich die Börse gelegt hatte – sie war leer. Ich setzte mich hin und überlegte, was dies bedeuten mochte. Wer immer Ezras Mörder sein mochte – er wußte jetzt, daß ich die Börse entdeckt hatte.

Es fiel mir schwer, mich ganz normal zu geben; das schien mir nämlich die beste Art, um weiterzukommen. Ich sagte mir, sowie ich Joss sähe, würde ich wissen, was los war, da ihn der Vorfall bestimmt mitgenommen hatte.

Ich ging zum Fenster und blickte aufs Buschland hinaus. Plötzlich sah ich Mrs. Laud mit dem Pferdebuggy hereinkutschieren; sie fuhr oft damit einkaufen. Als sie aufblickte, bemerkte sie mich am Fenster und winkte.

Ich ging in die Halle hinunter. Irgendwie mußte ich mich wieder fangen.

»Heiß heute, was?« sagte ich.

»Weiß Gott ja.«

»Warum haben Sie Lillas nicht mitgenommen?«

»Sie glückt mir ein wenig zu oft mit Jeremy Dickson zusammen.«

»Er ist doch ein sehr angenehmer junger Mann. Warum mögen Sie ihn denn nicht?«

Mrs. Laud schwieg und preßte nur die Lippen aufeinander.

»Sie sind sicher übermüdet«, fuhr ich fort. »Wie wär's mit einem Tee?«

»Ja, ich wollte mir gerade einen machen. Trinken Sie eine Tasse mit, Mrs. Madden?« – »Gern.«

Wir stiegen ins oberste Stockwerk hinauf, und sie setzte den Kessel auf. Das Zimmer gefiel mir sehr – es war so heimelig, mit dem trockenen Blätterstrauß neben dem Kamin und dem roten Plüschläufer auf dem polierten Tisch. Die Gobelinbezüge der Stühle hatte sie sichtlich selbst gemacht. In einer Ecke war eine Vitrine mit Nippsachen, an der Wand hing eine Kuckucksuhr.

Mrs. Laud bemerkte meinen Blick. »Das habe ich von England mitgebracht. Als Mr. Hennicker mir hier dann meine eigenen Räume gab, war ich froh drum.«

»Dadurch war es für Sie sicher gleich gemütlich.«

Sie bereitete den Tee zu. Allem Anschein nach regte sie irgend etwas auf, und ich mußte herausfinden, was. Dadurch wurde ich vielleicht auch von meinen Sorgen abgelenkt.

»Hoffentlich schmeckt er Ihnen so. Ganz bin ich mit dem Tee hier nie zufrieden. Es liegt wohl am Wasser.«

»Sie wollten mir von Mr. Dickson erzählen«, meinte ich aufs Geratewohl.

»Wollte ich das?«

»Äh ... diese Freundschaft zwischen ihm und Lillas paßt Ihnen nicht?«

»Das will ich nicht gerade sagen.«

»Was denn sonst?«

»Es ist wahrscheinlich dumm von mir. Ich will nur nicht, daß sie einen Fehler macht. Vermutlich wollen das alle Mütter bei ihren Töchtern vermeiden.«

»Hat er Sie irgendwie geärgert?«

»O nein, keineswegs.«

»Oder jemand anders?«

Sie sah mich ganz verstört an, wie ein Tier in einer Falle. »Ich kann's einfach nicht ertragen, wenn hier im Haus was nicht stimmt. Dieses Gerede paßt mir nicht«, stieß sie plötzlich hervor.

»Was für ein Gerede denn?« fragte ich scharf.

Sie sah mich ganz unschuldig an, und dann sagte sie: »Im Grunde kann man es gar nicht genau definieren. Es ist nur so eine Art ... eine Art Andeutung.«

»Ich verstehe nicht: Welche Art Andeutung meinen Sie denn?«

Sie blickte über die Schulter, als suche sie einen Fluchtweg. »Gerade Ihnen würde ich das auf keinen Fall erzählen.«

»Und warum nicht? Betrifft es denn mich?«

»Es sind Lügen, nichts als Lügen ...«

»Also jetzt haben Sie schon zuviel verraten, Mrs. Laud. Jetzt müssen Sie weiterreden. Irgend jemand verbreitet also Lügen über mich?«

»O nein – nicht über Sie, Mrs. Madden. Sie tun allen leid.«

»Und warum tue ich allen leid?«

»Weil Mr. Hennicker dieses Testament gemacht und damit alles erzwungen hat. Mrs. Bannock mag man hier allgemein nicht. Überhaupt nicht. Ach Gott, Mr. Madden wird mich schelten, wenn er das hört. Er wird mich rauswerfen, wenn er davon erfährt. Vielleicht verdiene ich es auch dafür.«

»Ich möchte gern wissen, was man redet.«

»Wenn ich es Ihnen wirklich sage – versprechen Sie mir, es ihm nicht wiederzuerzählen?«

»Meinem Mann, meinen Sie?«

»Ja, bitte sagen Sie ihm nichts davon. Er würde schrecklich zornig werden ... Weiß der Himmel, wie das enden könnte. Es ist ja nur das Gerede, aber es regt mich auf. Ich habe denen schon Bescheid gestossen, daß es nur Lügen sind ... aber sie hören nicht auf damit. Zu Ihnen sagt natürlich keiner was. Sie wären die Letzte, der man damit kommen würde.«

»Mrs. Laud, ich will jetzt endlich wissen, worum es überhaupt geht.«

»Es sind gar nicht so sehr die Worte: die Blicke, das Nicken ... und ...«

»Die Andeutungen also. Und was deutet man an?«

Jetzt überhastete sie sich fast. »Es heißt, man hätte immer gewußt, was da gespielt würde. Ezra hat es sich wegen seiner Stellung in der

Company lange gefallen lassen. Und dann wollte er es nicht mehr dulden ... und deswegen mußte er sterben.«

»Nein!« schrie ich entsetzt und vergaß ganz, daß ich genau denselben Gedanken gehabt hatte. »Das ist doch unmöglich.«

»Es heißt, daß sie den ›Grünen Blitz‹ besitzt; daß er ihn aus dem Versteck geholt und ihr gegeben hat.«

»So ein Unsinn!« rief ich.

»Genau! Das sage ich auch. Aber es macht mich kaputt, und Sie haben mich gerade in einem schlechten Augenblick erwischt.«

»Ich bin froh, daß Sie es mir gesagt haben. Und jetzt vergessen wir es beide, ja?«

Sie zögerte noch. »Natürlich glaube ich es nicht, aber ich meine ... Tja, ich meine, Sie sollten doch ein wenig aufpassen.«

Ich starrte sie an, und sie biß sich entsetzt in die Lippen und stotterte hervor: »... aufpassen, daß dieser Tratsch nicht weitergeht.«

Von nun an meinte ich immer, in Fancy Town von den Leuten heimlich beobachtet zu werden. Ich tat ihnen leid; sie fragen sich wohl, wieviel ich wüßte. In einem kleinen Nest wie diesem wußte jeder über jeden Bescheid, und überall hingen ja noch die Plakate, die nach Ezras Ermordung angebracht worden waren.

Ein unangenehmer Ort. Zu der bequemen Theorie, daß ein Buschräuber, der inzwischen meilenweit weg war, Ezra ermordet hatte, gab es nur eine Alternative – nämlich die, daß der Mörder in unserer Mitte weilte. Mörder mußten aber Motive haben. Ich wußte, daß der Mörder jemand war, der zumindest so häufig ins Pfauen-Haus kam, daß niemand Verdacht schöpfte, wenn er allein in den Obstgarten ging, um dort eine Börse zu vergraben.

Im Büro wartete Jeremy schon auf mich. Er bereitete uns Tee zu, und am liebsten hätte ich ihm von meiner Entdeckung und meinen Ängsten erzählt, denn er war wohl einer der wenigen, mit dem ich überhaupt reden konnte. Trotzdem leuchtete mir ein, daß es unklug gewesen wäre.

Immerhin brachte ich das Gespräch auf den ›Grünen Blitz‹.

»Haben Sie auch schon das Gerücht gehört, daß Ezra ihn gestohlen haben soll und deswegen sterben mußte?«

»Solches Geschwätz beachte ich gar nicht.«

»Es wäre immerhin möglich, daß es stimmt.«

»Ezra war kein Dieb; er hätte nie dergleichen getan.«

»Seine Frau hat eine schöne Kollektion. Vielleicht wollte er ihr zu dem Glanzstück verhelfen.«

Jeremy schüttelte entschieden den Kopf. »Wenn man den Stein finden könnte, wäre es natürlich nützlich.«

»Ja, gewiß. Aber wo ist er? Wenn ich nur wüßte, wo man mit der Suche anfangen könnte. Joss will nämlich nicht, daß wir in dieser Sache etwas unternehmen – darum ist es sehr schwierig für mich.«

Jeremy runzelte die Stirn. »Eigenartig ist es schon«, sagte er. »Vielleicht stellt er eigene geheime Nachforschungen an.«

»Da ich Teilhaberin bin, würde er mich in einem solchen Fall wohl informieren. Haben Sie einen Vorschlag, was ich tun könnte?«

»Ich nehme an, daß der Stein noch da war, als Mr. Hennicker wegfuhr. Einbruch gab es bestimmt keinen – also muß ihn jemand genommen haben, der im Haus bekannt war. Jeder von uns käme da in Betracht ... Sie könnten mit einer Befragung des Personals beginnen. Ich werde jedenfalls Augen und Ohren offenhalten und meinerseits tun, was ich nur vermag.«

»Ich danke Ihnen.«

Plötzlich öffnete sich die Tür, Joss blickte herein.

»Ach«, sagte er, »das übliche Teekränzchen.« Er war bereits im Begriff, sich wieder zurückzuziehen, da fragte Jeremy: »Wollten Sie etwas von mir?«

»Später dann«, antwortete Joss nur und verschwand.

Bald darauf kehrte ich heim und legte mich in meinem Zimmer aufs Bett. Die Fensterläden hatte ich wegen der Hitze geschlossen. Ich konn-

te mich nicht auf ein Buch konzentrieren und mußte mir dauernd vorstellen, wie Joss die Börse vergraben hatte. Je mehr ich daran dachte, desto absurder erschien es mir.

Es klopfte leise an meiner Tür, ich hörte es zuerst kaum. Als ich dann »Herein!« rief, öffnete niemand, und ich ging zur Tür und sah in den Korridor hinaus. »Ist da jemand?«

Keine Antwort. Plötzlich vernahm ich von oben Spinettklänge: ein Chopin-Walzer. Wer mochte hier das Spinett spielen? Neugier ließ mich zur Galerie hinaufgehen. Als ich schon fast oben war, endete die Musik abrupt. Ich öffnete die Tür und trat ein – es war aber niemand da. Entsetzt blickte ich mich um. Wenn jemand hier gespielt hat, hätte ich ihn doch herauskommen sehen müssen! Hatte ich mir das Ganze nur eingebildet? Nein, ich war mir meiner Sache völlig sicher. Als ich wieder hinunterging, hörte ich jemanden in der Halle. Es war Mrs. Laud; sie kam offenbar gerade vom Einkauf zurück.

»Mein Gott, diese Hitze kann einen lähmen«, sagte sie.

»Haben Sie schon wieder eingekauft? Das sollten Sie doch lieber vormittags machen.«

»Ich hatte ein paar Sachen vergessen. Sie sehen so entsetzt aus!«

»Ich meinte, jemanden auf dem Spinett in der Galerie spielen zu hören.«

»Unmöglich, das kann ich mir nicht vorstellen. Seit Jahren hat niemand mehr das Instrument berührt. Mr. Hennicker spielte früher manchmal darauf. Für einen so nüchternen Menschen wie ihn hatte er oft komische Ideen. Oft hat er zu mir gesagt: »Emmeline«, – er nannte mich immer bei meinem vollen Vornamen – »Emmeline, wenn ich spiele, dann meine ich immer, damit jemanden aus dem Jenseits zu rufen ...« So eigenartige Gedanken hatte er. Sie starb ... an gebrochenem Herzen, sagte er, und wäre er in England geblieben, hätte er sie retten können. Merkwürdig, daß Sie sich jetzt einbilden, es gehört zu haben.«

»Das kam mir aber nicht wie eine Einbildung vor.«

»Was sollte es sonst sein, Mrs. Madden? Ich kann mir nichts anderes denken.«

»Na schön.« Ich zuckte mit den Achseln. »So wichtig ist es ja auch nicht.«

Es *war* aber wichtig. Denn ich hatte die Melodie bestimmt gehört und konnte mir nicht erklären, wie das zugegangen sein konnte. Nach Sonnenuntergang ging ich noch einmal in die Galerie hinauf. Im Kerzenlicht wirkte sie gespenstisch; es brannten nur einige Lichter in größerem Abstand. Irgendwie hatte ich das Gefühl, etwas befinde sich im Raum. Kamen Verstorbene wirklich zurück – Menschen, die sich das Leben genommen hatten und keine Ruhe finden konnten? Was war nur los mit mir?

Als ich am nächsten Tag nach Haus zurückkehrte, ritt Jeremy Dickson mit. »Ich werde auf eine Weile verreisen«, berichtete er.

»Ja, wohin denn?«

»Mr. Madden hat gestern noch mit mir gesprochen. Jemand soll in unser Büro in Sydney, und er meinte, ich wäre dafür der Geeignteste.«

Ein Gemisch von Enttäuschung und Freude erfüllte mich. Sicher würde Jeremy mir fehlen – aber warum schickte ihn Joss wohl weg? Weil er wußte, daß wir uns mochten. Also war ihm das doch nicht gleichgültig, wie ich ja bereits aus einigen Vorzeichen hatte entnehmen können.

»Freuen Sie sich darauf?« fragte ich ihn.

»Ich will jetzt unbedingt den ›Grünen Blitz‹ finden. Vielleicht habe ich in Sydney dabei mehr Erfolg.«

»Das kann ich mir kaum vorstellen.«

»Warum nicht? Wenn ihn jemand genommen hat, würde er wohl kaum in dieser Gegend bleiben.«

»Aber wir waren uns doch einig, daß es jemand sein mußte, der hier lebt ... Der unbemerkt aus und ein gehen kann.«

»Mag schon sein. Jedenfalls werde ich in Sydney mal meine Fühler ausstrecken. Es ist erstaunlich, was man oft im Gespräch herausfindet.«

Es hatte mir immer gutgetan, mich mit Jeremy zu unterhalten, und sein Abschied zwei Tage später bedrückte mich.

Joss spottete auf unserem Morgenritt ins Geschäft. »Tut mir leid, daß ich dir deinen Busenfreund nehmen mußte.«

»Wieso Busenfreund?« gab ich ärgerlich zurück. »Du meinst wohl Kollegen.«

»Ihr schient jedenfalls sehr gern zusammen zu sein.«

»Weil er mich wie ein intelligentes Wesen behandelt hat.«

»Ach geh, es gibt niemand in der Company, der deine Intelligenz nicht zu würdigen wüßte. Aber jetzt kannst du dir vielleicht einmal andere Teile des Betriebes zu Gemüte führen. Bei der Schleiferei bist du schon viel zu lange geblieben.«

»Du mußt doch zugeben, daß ich mich recht gut gemacht habe.«

»Das habe ich nie bestritten. Du kannst aber nicht dein Leben lang von diesem Ruhm zehren. Vielleicht läßt du dich jetzt mal von Jimson Laud in die Bücher einführen. Die Buchhaltung ist in unserer Branche sehr wichtig.«

»Und was gedenkst du wegen Ezra zu unternehmen?«

Sein Ausdruck änderte sich. »Was meinst du damit?«

»Hast du schon eine Spur?«

»Völlig hoffnungslos. Wie soll man einen Buschräuber in diesem weiten Land aufspüren?«

»Und wäre die gestohlene Börse keine Spur?«

Er sah mich überrascht an. »Seine Börse? Die hätte der Mörder ja wohl auf keinen Fall behalten, sondern bestimmt gleich weggeworfen – so schnell wie möglich sogar. Er würde doch nicht etwas bei sich tragen, das ihn an den Galgen bringt!«

»Eine rote Börse mit goldenem Verschußring.«

»Ja, das wissen wir.«

»Und die wurde nie gefunden?«

»Hast du das etwa erwartet? Solche Börsen muß es hier zu Hunderten geben.«

Ich wollte es ihm so gern sagen, aber ich konnte nicht. Es wäre genauso, als hätte ich ihn des Mordes angeklagt. Das würde er mir nie

vergeben ... vor allem, wenn er schuldig war. Es stimmte schon, sicher gab es eine Unzahl solcher Börsen; vielleicht hatte die im Garten auch schon lang dort gelegen. Aber warum war sie dann kurz darauf aus meiner Schublade verschwunden?

Wir kamen ins Büro, und ich ging gleich zu Jimson hinein, konnte mich aber überhaupt nicht konzentrieren. Dauernd mußte ich an Isa und Joss denken. Unauslöschlich hatte sich mir jener Augenblick eingeprägt, als sie mir den »Harlekin«-Opal zeigte und zugab, daß Joss ihn ihr geschenkt hatte.

Beim Verlassen des Büros am Nachmittag beschloß ich, nicht heimzureiten, sondern Isa aufzusuchen.

Ich überließ Wattle vor dem Haus einem Pferdeknecht und betrat die Halle, in der ich einen riesigen Schrankkoffer entdeckte, der offenbar zum Transport bereitstand. Ein Diener brachte mich in den kühlen Salon. Gleich darauf kam Isa herein. Sie sah in ihrem schwarzen Chiffonkleid wunderschön aus, geheimnisvoll und raubtierhaft wie stets.

»Jessica – wie nett von Ihnen, daß Sie mich besuchen.«

»Ja, es fiel mir gerade so ein. Sie hatten mich doch damals eingeladen.«

»Aber natürlich. Ich liebe Besuch, das sagte ich Ihnen ja bereits.«

»Es muß jetzt sehr einsam für Sie sein.«

»Aber alle sind so gut zu mir, sie besuchen mich oft.«

Sie lächelte. Joss, dachte ich.

»Ich lasse gleich Tee auftragen«, sagte sie.

Während wir darauf warteten, fragte sie mich, wie es mir in der Company gehe. »Sie sollen ja immense Fortschritte machen!«

»Wer hat Ihnen denn das erzählt?«

»Das hört man eben so. Ich finde es phantastisch, daß Sie das alles begreifen. Ich kann mich nur am fertigen Produkt erfreuen.«

»Sie wollten mir doch mal Ihre übrige Kollektion zeigen.«

»Habe ich die Ihnen nicht schon einmal gezeigt?«

»Ja, als Sie den ›Harlekin‹ bekommen hatten.«

»Ein Prachtstück, nicht? Unheimlich großzügig von Joss!«

»Es hat ihm sicher Freude bereitet, Ihnen den Stein zu schenken.«

»Er wußte ihn bei mir in guten Händen.«

»Der schönste Ihrer Sammlung ist er aber nicht, oder?«

Sie sah mich von der Seite an und schüttelte den Kopf. »Und welches ist Ihr schönster?«

»Ezra sagte immer: ›Sprich nicht soviel über deine Sammlung. Sonst stiehlt sie dir mal jemand.««

»Sie haben sich aber nicht an seinen Rat gehalten.«

»Ich finde, Ratschläge sollte man sich immer anhören, aber nur dann annehmen, wenn man es will.«

»Da ich jetzt soviel mehr über Opale weiß, würde ich Ihre Sammlung bestimmt noch viel besser genießen.«

»Ach ja, damals waren Sie ja noch ganz neu. Aber immerhin nicht mehr so sehr, daß Sie nicht die Qualitäten des ›Harlekin‹ erkannt hätten.«

»Die waren allzu offensichtlich, und bei anderen Steinen Ihrer Sammlung wird es ähnlich sein.«

»Ja, natürlich. Wie geht es Wattle? Es muß ein Schock für Sie gewesen sein, Ezra zu entdecken. Ist es nicht merkwürdig, daß ohne das Pferd sein Tod ewig ein Geheimnis geblieben wäre? Irgendwie erschreckend. Wenn man sich denkt, was hier alles passieren kann! Wer weiß, wie viele Leichen schon im Sand verscharrt liegen, die kein treues Pferd ausgegraben hat ... Haben Sie übrigens Joss gesagt, daß Sie zu mir kommen?«

»Nein. Vielleicht tue ich es noch – oder Sie.«

»Meinen Sie denn, daß ich ihn noch sehen werde? Kommt er etwa herüber?« Sie sah mich mit großen Augen an.

»Ich weiß nicht, was er vorhat«, antwortete ich. »Zeigen Sie mir jetzt die restliche Kollektion?«

»Nein«, sagte sie.

»Und warum nicht?«

»Raten Sie mal.«

»Birgt sie etwas so Wertvolles, daß Sie es lieber nicht zeigen?«

»Wertvolle Steine befinden sich jedenfalls darunter.« Sie lachte plötzlich. »Ach – ich weiß jetzt, was Sie denken. Der unauffindbare ›Grüne Blitz‹. Wissen Sie, was man in der Stadt erzählt? Daß Ezra ihn gestohlen und mir gegeben habe und daß er sterben mußte, weil der Stein ihm Unglück brachte. Meinen Sie denn, ich wünschte mir Unglück?«

»Sie glauben ja bestimmt nicht daran.«

»Ich bin sogar sehr abergläubisch. Und der Grund, warum ich Ihnen meine Sammlung nicht zeigen werde, hat nichts mit dem ›Grünen Blitz‹ zu tun.«

»Und was ist dann der Grund?«

»Sie ist schon verpackt.«

»Schicken Sie sie weg?«

Sie nickte. »Ich nehme sie mit. Ich reise in ein paar Wochen nach England.«

»Nach England?«

»Auf Ferien. Vielleicht komme ich zurück. Ich muß einfach hier mal raus – jetzt vor allem, nach Ezras Tod.«

»Fahren Sie allein?«

Die Tigeraugen glühten. »Sie stellen zu viele Fragen«, fauchte sie.

Was meinte sie wohl damit?

Bald darauf brach ich auf, denn ich wollte noch bei Tageslicht heimkehren.

Im Pfauen-Haus war alles ruhig; Joss war noch nicht zurückgekehrt. Ich fühlte Unruhe über Isas Abreise – irgend etwas irritierte mich daran. Was würde Joss dabei empfinden? Falls er sie wirklich sehr liebte, dürfte es ihn ziemlich aus der Fassung bringen. Ich wartete ungeduldig auf seine Heimkunft.

Auf dem Weg in mein Zimmer hörte ich erneut Spinettklänge. Ich hastete zur Galerie – aber als ich oben angekommen war, hatte das Spiel bereits wieder geendet. Vorsichtig öffnete ich die Tür. Niemand

war drinnen. Ich sah mich um. Es gab nur eine Erklärung: Falls kein zweiter Ausgang existierte, muß das Spinett von jemandem gespielt worden sein, der durch Wände gehen konnte.

Ich setzte mich in einen Sessel und sah mich um. Die Töne hatten mich zutiefst angerührt. Vielleicht *wollte* ich einfach an etwas Überirdisches glauben. Daß meine Mutter aus Sorge um mich aus dem Totenreich zurückgekehrt war. Wenn meine Theorie stimmte, befand ich mich jetzt in echter Gefahr. Warum sonst versuchte meine Mutter, mich zu warnen und zu schützen?

Ja, ich spürte es. Es lag etwas Böses in der Luft. Hier in der Galerie war es. Ich meinte geradezu eine warnende Stimme zu hören: Paß auf, du bist in Gefahr!

Ganz still saß ich da, ganz angespannt. Und warum spielte sie das Spinett? Warum redete sie nicht, erklärte mir, was mich bedrohte? Übernatürliche Manifestationen gingen wohl nie diesen geraden Weg. Sie gaben sich immer nur in unirdischer, eigenartiger Weise zu erkennen.

Und dann hörte ich plötzlich hysterisches Weinen. Ich ging rasch zur Tür und horchte. Es mußte im oberen Stockwerk sein; ich eilte hinauf.

Die Tür zu Mrs. Lauds Zimmer stand offen, das Weinen kam von dort.

»Was ist denn los?« rief ich. Drinnen waren alle drei Lauds, und Lili-as schluchzte hysterisch. Jimson hatte den Arm um sie gelegt.

»Was ist denn?« fragte ich erneut.

Mrs. Laud sah mich erschrocken an. »Jetzt hast du Mrs. Madden gestört. Es tut mir so leid. Lili-as ist ein wenig außer Fassung. Ihr Bruder und ich haben sie zu trösten versucht.«

»Und was ist passiert?«

Mrs. Laud schüttelte den Kopf und blickte mich flehentlich an, als wollte sie alle Fragen abwehren.

Lili-as riß sich zusammen und sagte: »Es ist schon wieder gut, Mrs. Madden. Ich weiß nicht, was mich gerade überkam.« Ich sah, wie sehr sie sich mühte, wieder Gewalt über sich zu gewinnen.

»Nur eine private Angelegenheit«, sagte Jimson.

»Ich war gerade in der Galerie und hörte das Weinen«, erklärte ich.

»In der Galerie?« sagte Liliass mit unverkennbar zitternder Stimme.

»Ich meinte, wieder das Spinett zu hören.«

Nach kurzem Schweigen sagte Jimson: »Das werden Sie sich bestimmt nur eingebildet haben.«

»Tja, anders kann es wohl nicht sein. Ist nun wieder alles in Ordnung?«

»O ja, Mrs. Madden«, versicherte mir Mrs. Laud. »Wir kümmern uns schon um Liliass.«

»Tut uns leid, daß Sie gestört wurden«, sagte Jimson. »Ja«, echote Liliass. »Es tut mir sehr, sehr leid.«

Ich ging hinaus. Diese Familie wurde mir immer rätselhafter.

Als ich mich zum Abendessen umzog, kam Mrs. Laud in mein Zimmer. »Ich wollte Ihnen nur noch einmal sagen, wie fatal mir der Vorfall von heute nachmittag ist. Es ist mir entsetzlich, daß wir Sie gestört haben.«

»Ach was, Mrs. Laud, das macht doch nichts. Mich dauert nur die arme Liliass.« – »Ja, sie hat sich so aufgeregt. Sie werden sich wohl denken, warum.«

Ich sah sie verständnislos an.

»Es ist wegen Mr. Dickson – weil er nach Sydney geschickt wird.«

»Ach so, ich verstehe.«

»Sie mag ihn sehr. Ich war bisher gegen die Heirat, aber vielleicht bin ich im Unrecht.«

»Haben sie denn von Heirat gesprochen?«

»Offiziell nicht, aber Liliass war völlig aufgelöst, als sie es hörte.«

»Er bleibt doch nicht lange.«

»Sie meint aber, daß Mr. Madden ihn vielleicht für dauernd unten behalten will.«

»Das kam mir nicht so vor«, meinte ich.

»Sie wissen das natürlich besser. Ich vergesse immer, daß Sie ja auch Mitinhaberin der Company sind. Für eine Dame eigentlich merkwürdig.«

»Das war Mr. Hennickers Idee.«

»Ach ja, der und seine Ideen! Jedenfalls wollte ich Ihnen das mit Liliass erklären.«

»Ist schon gut, Mrs. Laud.«

Beim Abendessen wirkte Liliass bereits wieder ganz ruhig. Das Gespräch drehte sich wie gewöhnlich um Geschäftsdinge. Ich konnte mich jetzt schon gelegentlich daran beteiligen und tat es auch mit Freude. Plötzlich wurde mir aber diese Freude verdorben. Joss sagte: »Ich glaube, demnächst wird eine Reise nach England nötig sein.«

Ich starrte ihn erschrocken an. »Wir sind doch gerade erst angekommen«, sagte ich.

»So ist es eben im Geschäft«, meinte er leichthin. »Man weiß nie, was sich in nächster Zeit ergibt.«

»Und was ist in diesem Fall der Anlaß?«

»Ein neuer Markt öffnet sich für uns in London. Die Nachfrage nach schwarzen Opalen steigt. Da wollen wir natürlich nicht den Anschluß verlieren.«

»Du willst also nach England fahren?«

»Es ist noch nicht sicher – aber es kann sich durchaus als notwendig erweisen.«

Ich war ganz niedergeschlagen, denn ich meinte genau zu verstehen, was dahintersteckte. Isa reiste nach England – also würde er auch fahren. Sicher geschickt eingefädelt, das Ganze. Erst fuhr sie, und dann entdeckte er, daß er ebenfalls hinüber mußte, und bereitete inzwischen das Terrain vor. Mir war der Appetit vergangen, und nach dem Essen zog ich mich unter einem Vorwand sofort in mein Zimmer zurück. Ich hatte den Blick meines Mannes gesehen, als er die Angelegenheit mit England verkündete. Er schien geradezu auf einen Protest zu warten. Diese Genugtuung würde ich ihm nicht geben, dachte ich. Aber ihn wissen lassen, daß ich den Grund für seinen plötzlichen Reisewunsch kannte – nicht das Geschäft, sondern Isa!

Sobald Jeremy Dickson zurückkam, wollte ich ihm nun doch von der roten Börse erzählen. Mit ihm konnte ich mich frei besprechen. Und dann sagte ich mir, daß es unmöglich war, da ich meinen Mann damit ja indirekt beschuldigte.

Noch nie hatte ich mich derart allein gefühlt.

Eines Nachmittags kam ich wieder in das stille Haus zurück und ging in mein Zimmer. Während ich noch die Hand auf der Türklinke hatte, hörte ich die geisterhaften Töne von oben.

Wieder rannte ich, so schnell ich konnte, hinauf. Die Musik hörte aber zwischendurch auf – und wie immer saß niemand am Spinett.

Irgend jemand trieb da sein Spiel mit mir. Ich sah mich um und bemerkte plötzlich eine Veränderung in der Galerie. Einer der Vorhänge an der Wand war nicht an seinem Platz. Ich ging hin, zog ihn ganz zurück und entdeckte dahinter eine Tür, von deren Existenz ich nichts geahnt hatte. Jetzt dämmerte mir etwas. Wer immer das Spinett gespielt hatte, schlüpfte einfach hinter den Vorhang und verließ den Raum, ehe ich die Galerie betrat. Ja, das mußte es sein, denn diese Geheimtür war jetzt nicht ganz geschlossen. Diesmal war wohl zu wenig Zeit gewesen, um den Fluchtweg zu kaschieren.

Ich stieß die Tür auf und blickte ins Dunkle hinein, fühlte dann mit dem Fuß voraus und spürte eine Treppe. Ganz vorsichtig stieg ich zwei Stufen hinunter. Plötzlich gab etwas unter mir nach. Es klapperte, und ich hatte das Gefühl, durch die Luft zu segeln. Suchend griff ich nach irgendeinem Halt und erwischte ein Geländer, das ich nicht sehen konnte. Die Füße rutschten mir weg, ich saß plötzlich auf etwas Feuchtem, Kaltem.

Ich war so schockiert, daß ich mich einige Augenblicke lang nicht rühren konnte. Bemerkte nur, wie schwere Dinge hinunterfielen, offenbar über Treppenstufen.

Ich schrie um Hilfe und versuchte aufzustehen. Meine Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit, und ich konnte die Treppe einigermaßen erkennen.

Dann hörte ich oben eine Stimme: »Was ist denn los?« Es war Mrs. Laud. Ich rief zurück: »Ich bin es, Mrs. Laud. Ich bin gestürzt.«

»Sind Sie aus der Galerie gekommen? Warten Sie!«

Ich blieb sitzen und wartete. Mir war jetzt klar, was passiert war. Die Treppe war blockiert gewesen, und wenn ich das Geländer nicht rechtzeitig erwischt hätte, wäre ich sehr tief gefallen und hätte mir möglicherweise sogar den Hals gebrochen.

Mrs. Laud kam herabgeeilt. »Was ist denn passiert? Warten Sie, ich helfe Ihnen auf. Einen Moment noch, ich hole eine Kerze. Diese dumme alte Treppe!«

Taumelnd und mit Unterstützung von Mrs. Laud kehrte ich in die Galerie zurück.

»Die Tür stand offen – ich hatte von ihrer Existenz gar nichts geahnt.«

»Ja, sie ist normalerweise hinter dem Vorhang verborgen. Diese Treppe führt zum nächsten Stockwerk hinunter. Sie ist seit Jahren nicht in Benutzung. Offenbar hat jemand wohl irgendwelche Schachteln dort gestapelt.«

»Ganz schön gefährlich«, sagte ich.

»Das hätte schlimm ausgehen können. Ich helfe Ihnen besser in Ihr Zimmer hinunter. Dort kriegen Sie erst mal eine Tasse Tee zur Stärkung.«

»Lassen Sie mich noch eine Weile hier sitzen und nachdenken. Ich hörte heute nachmittag wieder Musik.«

Sie sah mich beunruhigt an. »Tatsächlich?«

»Sie meinen, ich bilde es mir nur ein?«

»Ja, wenn man beunruhigt ist, bildet man sich alles mögliche ein.«

»Beunruhigt? Worüber denn?«

Sie machte eine vage Handbewegung. »Da gäbe es viele Gründe.«

»Ich verstehe nicht?«

»Nun, daß Mr. Madden verreisen will, und die ganze Situation überhaupt.«

Leuten im eigenen Haushalt blieb eben nichts verborgen. Sicher redete man viel über das seltsame Verhältnis zwischen Joss und mir.

»Ich möchte nur wissen, warum die Tür offen war. Sie sagen, daß die Treppe seit Jahren nicht benützt wurde. Irgendwer muß sie aber in der letzten Zeit doch benützt haben. Jemand, der am Spinett spielte und dann dort verschwand. Und heute vergaß der- oder diejenige keineswegs, die Tür zu schließen, sondern ließ sie absichtlich offen.«

»Wer hätte die Treppe mit all dem Gerumpel drauf wohl benützen sollen?«

»Jemand, der wußte, daß das Zeug dort stand. Der es vielleicht selbst dorthin gebracht hatte, weil er wollte, daß ich die Tür entdecken und dort nachschauen würde.«

»O nein, Mrs. Madden, so weit würde er nicht gehen.«

»Wer – er?«

»Wer immer da am Spinett spielt ... Ihnen einen Streich spielen will, wie Sie sagten.«

»Ich muß dieser Sache auf den Grund kommen, Mrs. Laud. Nehmen Sie bitte nichts von der Treppe weg. Ich will selbst sehen, was dort alles steht.«

»Auf dem Flur darunter ist eine Tür, die man kaum sieht. Ich habe einen Vorhang drübergetan, da die Treppe ja nie benützt wird. Sie haben ja selbst erlebt, wie dunkel und gefährlich es da ist. Es scheint mir, daß irgend jemand den Raum einfach als Lagerplatz verwendet hat.«

»Wer unten die Tür öffnet, sieht doch bestimmt, daß eine Treppe dahinter ist und kein Vorratsraum.«

»Ich kann es mir selbst nicht erklären«, sagte Mrs. Laud achselzuckend.

Ich nahm eine Kerze, zündete sie an und spähte nach unten. Auf den letzten Stufen sah ich Schachteln übereinander getürmt. »Das holen wir lieber raus«, sagte ich. »Solche Geheimplätze mag ich gar nicht.«

Während ich noch so redete, wußte ich bereits, daß mich jemand auf die Treppe gelockt haben mußte, die Schachteln absichtlich dort abgestellt hatte – in der Hoffnung, ich würde einen Unfall erleiden oder gar zu Tode stürzen. Und das war jemand, der mich aus dem Weg haben wollte.

Am nächsten Morgen ritt ich wie stets hinüber nach Fancy Town. Das Abenteuer des Vortages hatte mir körperlich kaum geschadet.

»Wußtest du, daß eine Treppe von der Galerie zum Korridor im Stockwerk darunter führt?« fragte ich Joss und beobachtete ihn aufmerksam dabei.

Ohne die Miene zu verziehen, antwortete er: »O ja, ich erinnere mich daran. Als Kind spielte ich dort oft Verstecken.«

»In letzter Zeit hast du sie nicht benützt?«

»Nein. Ich hatte sie sogar vergessen. Warum fragst du?«

»Ich entdeckte sie erst gestern.«

»Wir sollten sie wieder aufmachen und benützen.«

»Das meine ich auch. Hast du schon mal am Spinett gespielt?«

»Wie kommst du darauf?«

»Reine Neugier.«

»Ja.«

Ich lachte.

»Was ist daran so lustig?«

»Der Gedanke, dich auf dem Stühlchen eine Chopin-Nocturne klimpern zu sehen.«

»Ich war gar nicht so schlecht. Werd' dir's mal vorführen.«

»Hast du in letzter Zeit gespielt?«

»Seit Jahren nicht mehr. Wahrscheinlich ist das Ding völlig verstimmt. Weiß der Himmel, warum Ben es überhaupt hierhergebracht hat.«

Wie konnte er so ruhig, so vernünftig sein? Er wollte mich nicht – das war mir klar. Aber ob er das Spinett spielen und versuchen würde, mir eine Falle zu stellen, in der ich mir den Hals brechen würde? Warum eigentlich nicht? Vor allem mußte mein Tod natürlich wirken. Das andere würde sich dann schon finden – und am Schluß des Weges wartete ja Isa als Belohnung.

Joss hatte Rang und Ansehen in Fancy Town; die Leute fürchteten ihn. Aber auch er mußte aufpassen, *wie* er einen Mord beging.

In der Geistermine

Das Mädchen, das mir am nächsten Morgen das heiße Wasser brachte, hatte zu meiner Überraschung auch einen Brief für mich. Eine Überraschung war es deshalb, weil wir unsere Post immer mittwochs im Ort erhielten, wenn sie von Sydney kam. Im Pfauen-Haus selbst wurde noch nie ein Brief abgeliefert.

»Wie ist denn der hierher gekommen?« fragte ich und drehte ihn in meiner Hand.

»Er lag in der Halle. Ein Diener hat ihn dort gesehen, und da er Ihre Adresse trägt, habe ich ihn mit heraufgenommen.«

Das Schreiben war offensichtlich persönlich überbracht worden, die Handschrift auf dem Umschlag kam mir irgendwie bekannt vor. Ich öffnete ihn und las:

»Liebe Mrs. Madden!

Wie ich hoffte, habe ich hier eine Entdeckung gemacht. Den Brief gebe ich noch heute abend in Ihrem Haus ab. Ich muß Sie allein und heimlich sprechen. Meine Nachforschungen haben sehr viel ergeben, und es wäre in diesem Stadium unklug, wollten wir uns öffentlich treffen. Sie sind in Gefahr und ich auch. Ich muß Ihnen etwas zeigen, von dem man weiß, daß ich es besitze. Hoffentlich kommt Ihnen das alles nicht zu dramatisch vor, aber ich versichere Ihnen, die ganze Sache *ist* dramatisch, und unser beider Leben könnten gefährdet sein ... Darum bitte ich Sie, mich morgen zu treffen – also heute, wenn Sie diesen Brief bekommen. Da höchste Geheimhaltung angeraten erscheint, ist Grovers Schlucht wohl der beste Treffpunkt. Könnten Sie

um drei Uhr dort sein? Um diese Zeit dürfte zwar niemand in der Gegend sein, aber wir müssen trotzdem aufpassen, darum schlage ich vor, daß wir in den unterirdischen Kammern der alten Mine zusammenkommen. Sie brauchen keine Angst zu haben, man kann auf der alten Leiter ganz leicht hinuntersteigen.

Zeigen Sie den Brief bitte keinem Menschen; wenn wir uns treffen, werden Sie den Grund dafür begreifen.

Aufrichtigst Ihr Jeremy Dickson«

Die Worte tanzten mir vor den Augen. Dramatisch klang das Ganze tatsächlich, aber beim ›Grünen Blitz‹ ging wohl alles nur dramatisch ab, und ich war sicher, daß es sich um diesen Stein handelte.

Natürlich würde ich hingehen. Ich verspürte keine Angst vor Grovers Geist, und Jeremy Dickson hatte ich immer schon gemocht und ihm vertraut.

Ich konnte den Nachmittag kaum erwarten.

Damit niemandem etwas auffiel, ritt ich mit Joss vormittags nach Fancy Town. Ich mag schweigsamer als sonst gewesen sein, aber er war es auch. Wir trennten uns bei der Eingangstür, ich ging gleich zu Jimson Laud hinein.

An diesem Morgen konnte ich mich auf nichts konzentrieren. Da ich solche unterirdischen Minen schon kannte, wußte ich, daß ich eine Kerze mitnehmen mußte, um den Weg zu finden.

Gegen Mittag kehrte ich nach Hause zurück und holte mir aus meinem Zimmer die nötigen Utensilien. Mein Aufbruch geschah so vorsichtig, daß es niemand bemerkte.

Der Himmel war glasklar. Es herrschte Windstille, kein Wölkchen stand am Himmel.

Glühend heiß brannte die Mittagssonne herab. Ich ritt trotzdem schnell, denn ich war begierig, Dickson bald zu treffen.

Der Staub stieg hinter mir auf, Zikadenzirpen erfüllte die Luft, aber ich achtete gar nicht darauf. Am Horizont hüpfte ein Känguruh zwischen Mulgabüschchen herum, oben in den Bäumen lachten die unvermeidlichen Kookaburras. Nie war mir die Einsamkeit des Buschlandes so bewußt geworden.

Ich ritt durch die Schlucht und erreichte die Mine. Doch da waren weit und breit keinerlei Anzeichen von Jeremy zu sehen. Es war fünf vor drei. Mit der Hand über der Stirn durchforschte ich die Umgebung – nichts. Dickson war vielleicht doch schon unten. Ich überlegte nur, wo er sein Pferd versteckt haben mochte. Wattle war ganz ruhig, es schien sie nicht zu stören, daß ich absaß und sie an einen Busch band. Ehe ich hinunterstieg, sah ich mich noch einmal um. Absolute Einsamkeit. Hatte Jeremy wirklich den ›Grünen Blitz‹ gefunden und wollte ihn mir zeigen? Wo aber war sein Pferd? Vielleicht war er doch noch nicht gekommen. Aber er hatte so auf der genauen Zeit bestanden, und es war schon fast drei.

Ich kletterte die Eisensprossen hinab. Sie waren sehr rostig und offenbar schon lange nicht mehr benützt worden. Unten kam ich in eine Kammer, die in eine weitere führte, von der mehrere Stollen in den Felsen gingen.

Ich spähte hinein, konnte aber nur wenig sehen. Ganz leise rief ich: »Hallo – ich bin hier!«

Keine Antwort.

Dann zündete ich meine Kerze an und begann, den ersten Stollen zu erforschen. Aber die Flamme fing zu flackern an, kaum daß ich die ersten Schritte getan hatte. Ich ging weiter, das Licht verlöschte. Ich zündete es wieder an, aber es flackerte nur schwach und ging sofort abermals aus.

Ich begriff nicht, was los war. Der Gang machte eine Biegung: Völlige Dunkelheit umfing mich. Noch einmal versuchte ich, die Kerze zu entzünden, aber diesmal ohne jeglichen Erfolg.

Kalte Angst überfiel mich: Alle meine Sinne schrillten. Ich wußte zwar nicht, was los war – nur, daß ich mich in akuter Gefahr befand. Wie ein Blitz durchfuhr es mich plötzlich. Vielleicht hatte Jeremy den

Brief gar nicht geschrieben ...? Aber es war doch seine Handschrift! Kannte ich sie wirklich so gut? Ich hatte sie nur ein paarmal flüchtig betrachtet. Andere Leute kannten sie bestimmt besser. War es da so schwierig, einen Brief zu fälschen, mit dem ich hinters Licht geführt werden konnte?

»Jeremy!« rief ich. Keine Antwort.

Jemand hatte mich hierher gelockt, und dieser Jemand war nicht Jeremy. Wer es war, würde ich bald wissen ... Zu guter Letzt würde ich es erfahren. Ich Dummkopf, einfach so in die Falle zu tappen.

»Joss!« rief ich laut. »Joss ...!«

Noch nie hatte ich derartige Angst ausgestanden. Es war das Eigenartige hier ... die Stille, die Dunkelheit, die mich umgaben. Vor allem aber die Stille, diese entsetzliche Stille!

Raus hier! befahl ich mir selbst. Worauf wartest du noch? So schnell wie möglich weg von hier. Noch kannst du vielleicht entkommen.

Eine merkwürdige Lethargie hatte jedoch von mir Besitz ergriffen ... etwas, das ich gar nicht an mir kannte. Es war, als würde ich Stück für Stück gelähmt.

Ich stolperte durch den Stollen auf das schwache Licht in der ersten Kammer zu, aber ich konnte kaum noch meine Glieder bewegen. Ganz langsam, als hätte die Zeit plötzlich zu existieren aufgehört, sank ich zu Boden.

»Joss?«

Ja, Joss war gekommen. Er hielt mich in den Armen. »Also doch du ... Kommst du, mich zu töten?« flüsterte ich. »Dann warst es doch du, Joss. Du willst Isa haben. Aber natürlich ... Ich dachte es mir schon ...«

Joss gab keine Antwort, ich hörte undeutliches Stimmengewirr und begriff plötzlich, daß ich mich nicht mehr in der Mine befand.

Ich lag auf dem Boden, Joss beugte sich über mich, und ich hörte ihn gerade sagen: »Das Gift ist sie, glaube ich, los. Was sie jetzt am meisten braucht, ist Luft ... Luft ...«

Ich öffnete die Augen und hörte ihn meinen Namen sagen – auf eine Art wie noch nie zuvor –, halb vorwurfsvoll, aber zart. Der Tonfall, in

dem er mich rief, machte mich sehr glücklich. Und dann hörte ich ihn fragen: »Habt ihr den Buggy?«

Er hob mich hoch. »Ich bring sie heim«, sagte er, legte mich in den Buggy und fuhr los. Daheim hob er mich wieder heraus. Ich war wohl nur halb bei Bewußtsein, alle Stimmen klangen unendlich fern.

»Sie hatte einen Unfall in der alten Mine. Heiße Ziegel, Mrs. Laud, und Milch, bitte.«

»Oh, Mr. Madden, wie entsetzlich!«

»Ist schon gut, sie ist gerettet. Ich habe sie rechtzeitig herausholen können.«

Er legte mich auf mein Bett: Meine Augen blieben geschlossen, aber ich war mir seiner Anwesenheit sehr bewußt. Dann beugte er sich zu mir herunter und küßte mich auf die Stirn.

Als ich schließlich die Augen öffnete, saß er neben meinem Bett und lächelte mir zu.

»Alles in Ordnung«, sagte er. »Ich habe dich rechtzeitig gefunden.«

Ich schloß die Augen wieder; mehr wollte ich im ersten Augenblick nicht wissen. Wollte mich nur zutiefst darüber freuen, daß *er* mich gerettet hatte – daß *er* besorgt war um das, was mir geschah.

Als ich aufwachte, war es schon dunkel draußen, im Zimmer brannten Kerzen; Joss saß nach wie vor an meinem Bett.

»Noch immer hier?« sagte ich.

»Ja, ich wollte dabei sein, wenn du aufwachst.«

»Was ist eigentlich passiert?«

»Du hast etwas ausgesprochen Dummes gemacht.« Das war wieder sein alter Tonfall.

»Ich sollte dort Jeremy Dickson treffen.«

»Den werden wir uns schon schnappen. Und herausfinden, was er eigentlich vorhatte.«

»Ich glaube aber gar nicht, daß er etwas mit der Sache zu tun hat.«

»Ich habe seinen Brief gesehen. Lillas hat ihn mir gebracht.«

»Lilias? Wo hatte sie ihn denn her?«

»In deinem Zimmer gefunden. Sie glaubt auch nicht, daß er von ihm stammt. Gott sei Dank war sie vernünftig genug, ihn mir so rasch wie möglich zu bringen. Ich bin gleich aufgebrochen, weil ich mir schon dachte, daß er etwas Böses vorhatte.« – »Er war nicht dort. Mir wurde nur plötzlich so komisch zumute.« – »Ja, von den giftigen Gasen. Jeremy Dickson hat dich da hinuntergelockt, weil er wußte, was passieren würde. Jetzt müssen wir herausfinden, *warum* er dich töten wollte. Hierzulande weiß jeder, daß man in lange unbenutzte Stollen nicht hineindarf, ohne zuerst die Giftgase beseitigt zu haben. Das kann man auf verschiedene Weise tun. Du hättest doch merken müssen, daß deine Kerze nicht weiterbrannte ...«

»Habe ich ja.«

»Das war schon die erste Warnung. Sie hieß: Schnell raus. Wir haben die Stollen inzwischen durchsuchen lassen, aber nirgends eine Spur von Dickson gefunden. Er war nie dort. Niemand außer dir.«

»Dann sind also noch Leute hinunter, nachdem du mich raufgebracht hast?«

»Ja, wir haben erst die Luft gereinigt: durch Verbrennen von trockenem Farnkraut, das wir hinunterwarfen. Das verändert die Temperatur unten und bringt dadurch frische Luftströmung hinein, die das Gas vertreibt. Dann machen wir den Kerzentest. Und erst wenn die Flamme stetig bleibt, ist es ungefährlich, hineinzugehen. Dickson hat dich aus irgendeinem Grund hingelockt. Ich werde schon rausfinden, warum.«

»Es hatte irgendwas mit dem ›Grünen Blitz‹ zu tun. Ich habe mit ihm darüber gesprochen.«

»Und warum nicht mit mir?«

»Du warst ja anderweitig interessiert.«

»Unsinn.«

Wir schwiegen beide, dann meinte er: »Als ich dich raufbrachte, hast du gesagt: ›Kommst du, um mich zu töten? Dann warst es doch du, Joss ...‹«

»Da habe ich meine Gedanken laut ausgesprochen.«

»Das hast du von mir geglaubt? Mein Gott, jetzt ist diese Farce aber lange genug gegangen!«

»Warum hätte ich es nicht glauben sollen? Es paßte doch alles wunderbar zusammen: Zuerst war Ezra dran, und danach kam ich an die Reihe.«

Er starrte mich ungläubig an und sagte dann: »Begreifst du denn überhaupt nichts?« In seiner Stimme lag der alte Ton der Verachtung.

»Ich begreife nur, daß du mich haßt, mir ausgewichen bist ... mich gedemütigt hast, wo immer du nur konntest.«

»Was hätte ich denn anderes tun sollen? Hast du mich nicht gemieden ... mich erniedrigt durch die dauernde Versicherung, ich wolle dich aus dem Weg haben?«

»Weil ich deiner Männlichkeit nicht gleich erlegen bin ...«

»Du mußt noch eine Menge lernen – und nicht nur über Opale. Sieh zu, daß du schnell gesund wirst, damit wir so bald wie möglich damit beginnen können.«

Ich richtete mich halb auf. Er nahm mich bei den Schultern und küßte mich.

»Joss«, fing ich an, »ich muß dir soviel ...«

Aber wir wollten eigentlich im Moment beide keine Erklärungen.

Schließlich flüsterte er: »Ben hatte recht, das merkte ich ziemlich bald. Ich wartete nur darauf, daß du es mir selber sagen würdest.«

»Aber warum hast du es dann nicht gesagt?«

»Mein Stolz«, antwortete er. »Du solltest den Anfang machen. Wie oft bin ich nachts an deine Zimmertür geschlichen. Einmal wäre ich fast hineingestürzt.«

»Ich weiß, ich habe dich gehört. Nur dachte ich, du wolltest mich ermorden.«

»Ach, du bist ja verrückt. Dir werde ich schon noch den Kopf zurechtsetzen. Aber erst mußt du deinen Schock überwinden. Das wäre wohl noch endlos so weitergegangen mit uns beiden. Aber als du mich fragtest, ob ich dich töten wollte – das war wirklich der Gipfel. Ich – meine eigene Frau töten! Die einzige Frau, die ich je haben wollte!«

»Sag das bitte noch mal.«

Er tat es, und dann rief ich: »Warum hast du es mir nicht früher gesagt? Wußtest du denn nicht, daß ich nichts lieber hören wollte als das?«

»Das hast du aber ganz schön vertuscht. Ich hatte immer nur das Gefühl, daß du von mir weg wolltest. Im Moment darfst du dich jedoch nicht aufregen, du bist gerade noch einmal knapp davongekommen, und das hat bestimmt seine Auswirkung. Wer weiß, vielleicht wachst du morgen früh auf und haßt mich noch immer ...«

»Sprich nicht von Haß, sprich nur von Liebe«, bat ich.

»Das werde ich auch tun, unaufhörlich ... sobald du dich erholt hast. Und vergiß nicht, daß ich das Kommando führe ... Du hast einen Schock erlitten und mußt dich jetzt erst einmal in aller Ruhe erholen.«

»Bleibst du bei mir?«

»Ja, aber du mußt still liegen und dich ausruhen. Nur liegen und an diese zwei dummen Menschen denken, die endlich ihre Narretei hinter sich haben und aufwachen und leben.«

Ich fühlte mich wieder so leicht im Kopf wie unten in der Mine; aber diesmal auf andere Weise. Dies war kein Delirium der Angst, sondern der Freude.

Ich muß lange geschlafen haben, denn als ich aufwachte, war der halbe Vormittag bereits um. Joss saß wieder neben meinem Bett und betrachtete mich.

»Dir geht's schon besser«, meinte er, »du hast gut durchgeschlafen. Die Wirkung des Giftes ist ziemlich überstanden, aber ein bis zwei Tage mußt du dich noch schonen.«

»Wir müssen uns aber so viel erzählen.«

»Dazu haben wir ja jede Menge Zeit.«

»Dann sag mir wenigstens eins: Liebst du mich wirklich?«

»Ja, mehr, als es sich beschreiben läßt.«

»Aber du wolltest doch mit Isa Bannock nach England.«

»Wenn ich nach England fahre, kommst du mit mir.«

»Warum hast du dann so getan ...«

»Weil ich dich herausfordern wollte – dich provozieren, deine Gefühle für mich zu offenbaren.«

»Du schienst so an Isa interessiert.«

»Seit ich verheiratet bin, hat mich nur *eine* Frau interessiert. Alles andere war Täuschung, um deine Gleichgültigkeit zu durchbrechen.«

»Du hast ihr aber den herrlichen Opal geschenkt.«

»Und warum wohl?«

»Ich dachte natürlich, weil sie sich ihn so gewünscht hatte und du in deiner Verliebtheit ihr um jeden Preis eine Freude machen und ihr zeigen wolltest, was für ein bedeutender Mann du bist. Sie brauchte nur einen Wunsch zu äußern, und schon hast du ihn erfüllt.«

»Wieder falsch. Ich gab ihn ihr, weil ich wußte, daß es dich ärgern würde. Dachte mir, es würde dir zeigen, wie dumm du handelst, und dich dazu zwingen, deine wahren Gefühle zu offenbaren. Meinte, es könnte ein erster Schritt zur Vernunft sein ...«

»Ein ziemlich teurer Schritt.«

»Für das, was ich wollte, war mir nichts zu teuer.« Er nahm mich in seine Arme und küßte mich stürmisch. »Das meine ich mit Vernunft.«

»Du hast dich ja ganz verändert ... über Nacht verändert. Nur weil ich in eine Mine hinunterkletterte ...«

»Weil ich dich dabei beinahe verloren hätte. Da habe ich mir gesagt: Ich muß alles tun, um dich zu behalten und dir klarzumachen ...«

»Warum haben wir nicht schon vorher miteinander geredet?«

»Wir haben nichts als geredet. Unsere Gespräche haben uns geradezu fasziniert, die reinsten Feuerwerke. Aber immer wieder war ich drauf und dran, alles beiseite zu schieben und einfach den primitiven Mann zu markieren.« – »Bist du ja auch.« – »Wart's nur ab«, antwortete er. »Jetzt mußt du dich aber in erster Linie schonen und erholen. Heute bleibst du zu Hause.«

»Und wo willst du hin?«

»Jeremy Dickson suchen. Er steckt hinter dem Ganzen, und ich will wissen, was der Brief bedeutet.«

»Lilias hat dir doch gesagt; daß es nicht ganz seine Handschrift war.«

»Sie will ihn nur schützen. Er ist bestimmt irgendwo in der Gegend. Ich habe schon Leute ausgesickt, ihn zu suchen. Ich wollte nur warten, bis du aufwachst, damit ich dir das sagen kann und du weißt, wo ich bin.«

»Ich kann es mir von ihm einfach nicht vorstellen.«

»Man glaubt nie, wozu manche Menschen fähig sind. Und dadurch gelingt ihnen ja auch, was sie vorhaben ... In gewissem Maß.«

»Du meinst wirklich, daß der Brief von ihm stammt? Warum sollte er mich töten wollen? Ich sehe keinen Sinn darin.«

»Das gilt es eben herauszufinden. Meine Männer werden ihn schon aufstöbern. Jimson reitet jetzt mit mir.«

»Meinst du, daß er etwas mit der Börse zu tun hatte?«

»Mit welcher Börse?«

»Ezras ... Ich habe sie im Obstgarten gefunden – vergraben.«

»Das gibt's doch nicht!«

»Es stimmt aber! Und nachher hat sie jemand aus meinem Zimmer geholt.«

Er sah mich ungläubig an. Vielleicht dachte er, daß ich noch phantasierte, daß dies noch Nachwirkungen des Giftgases waren.

»Darüber unterhalten wir uns dann später. Jetzt wollte ich nur sichergehen, daß du dich wieder wohl fühlst, ehe ich aufbreche.« Seine Augen schimmerten zärtlich. »Ich kann gar nicht darüber hinwegkommen, daß du fast da unten gestorben wärst. Noch dazu in dem Glauben, daß ich dich töten wollte.«

»Jetzt ist es ja überstanden«, beruhigte ich ihn. »Ich erinnere mich nur, daß du dein Leben für meines riskiert hast.«

Er grinste, war wieder der alte Joss. »Mußte ich ja, aus reiner Selbstsucht. Was wäre denn mein Leben wert gewesen ohne das deine?«

Konnte sich ein Mensch glücklicher fühlen als ich in diesem Moment?

»Ruh dich aber wirklich aus! Mrs. Laud wird auf dich aufpassen. Ich bin vor Sonnenuntergang zurück.« Und dann nahm er mich in seine Arme und hielt mich fest, als wolle er mich nie wieder loslassen, und ich ließ es gern geschehen.

»Wenn Ben herunterschauen könnte ... oder hinauf, wo immer er sein mag ... würde er sich freuen und sich ins Fäustchen lachen. Ich höre ihn direkt: »Habe ich es euch nicht gesagt?« Und er küßte mich wieder und wieder. »Bis später!«

Der grüne Blitz

Ich stand ganz gemächlich auf, wusch mich und zog mich an. Ein bißchen schwindlig war mir noch. Mrs. Laud kam nach mir sehen.

»Geht schon wieder ganz gut«, informierte ich sie. »Nur müde bin ich noch.«

»Das läßt sich denken – nach dem Abenteuer. Hätten Sie gern was zu essen?«

»Ich warte lieber bis Mittag.«

»Wie wäre es, wenn Sie zu mir auf eine Tasse Tee raufkommen würden?«

»Das ist nett von Ihnen.«

»Kommen Sie einfach, wenn Sie soweit sind. Ich setz schon den Kessel auf.«

Fünf Minuten später klopfte ich an ihre Zimmertür.

»Immer herein. Jetzt sehen Sie schon besser aus. Der Tee ist inzwischen fertig, ich habe eben eingegossen.«

»Wie gemütlich es hier ist!«

»Ja, das finde ich auch. Mr. Hennicker hat es früher auch immer bei mir hier oben gefallen.«

Ich setzte mich in den Sessel, den sie an den Tisch gezogen hatte. Ihre Nähkiste stand offen, eine Handarbeit lag daneben.

»Was Sie doch in letzter Zeit für Pech hatten, Mrs. Madden. Erst der Sturz auf der Treppe und jetzt das mit der Mine. Sieht doch richtig

nach einer Unglückssträhne aus. Die Leute werden zum Schluß sagen, daß *Sie* den ›Grünen Blitz‹ hätten.«

Ich nippte an meinem Tee.

»Die Leute reden viel.«

»Ja, das stimmt. Aber ein Unglück war es schon, nicht? Erst der eine Unfall und dann der zweite. Was mag Jeremy Dickson bloß beabsichtigt haben? Wie schmeckt der Tee?«

»Danke, sehr gut.«

»Darf ich Ihnen noch nachschenken?«

»Ja, bitte.«

»Mir scheint, Sie fühlen sich etwas schläfrig?«

»Ein bißchen ... komisch fühle ich mich schon.«

»Das dachte ich mir doch. Das Haus ist jetzt ganz still, nicht wahr? Wir sind auch die einzigen Menschen darin. Alle helfen bei der Suche nach diesem Jeremy Dickson. Nur zwei Dienstmädchen waren zurückgeblieben, und die habe ich hinüber nach Fancy Town zum Einkaufen geschickt. Sie haben Freunde dort.« Mrs. Laud kicherte. »Die werden sich bestimmt nicht beeilen mit der Rückkehr.«

Jetzt erst fiel mir auf, wie intensiv sie mich beobachtete und wie ihre Augen glänzten. »Ich möchte Ihnen gern etwas zeigen, solange noch Zeit ist.«

»Was meinen Sie damit: solange noch Zeit ist? Was wollen Sie mir zeigen?«

»Es liegt in meiner Nähkiste. Sie hat ein Geheimfach. Erinnern Sie sich an den Abend der ›Schatzsuche‹? Ezra Bannock – der wußte Bescheid. Ich sah an seinem Blick, daß ihn etwas hierher zu meiner Nähkiste geführt hatte.«

Ich versuchte aufzustehen, aber es gelang mir nicht. Die Beine schienen nicht mehr zu meinem Körper zu gehören.

»Versuchen Sie noch nicht davonzulaufen – Sie werden das sicher sehen wollen. Ich habe ihn, seit er – Mr. Hennicker – damals weggefahren ist. Kann noch gar nicht weit auf See gewesen sein, als ich ihn fand. Beim Frühjahrsputz bin ich immer sehr genau. Den Dienstboten kann man doch nicht trauen, und vieles tat ich selber. Das Bild liebte

ich über alles, wie ja Mr. Hennicker auch. Oft sah er es so eigenartig an und lachte, und ich dachte mir, daß da etwas Besonderes dransein müßte. Darum untersuchte ich es auch eines Tages, stieß auf die Feder und wußte, was los war. Sie wissen schon, was ich meine!« Mrs. Laud lehnte sich vor, die Arme auf dem Tisch umklammerten die Nähkiste. »Da ist etwas drinnen – etwas Lebendiges. Ein lebendiger Gott. Erinnern Sie sich an Aladins Wunderlampe? Genauso wie bei der ist das. Der Geist ist da drinnen und tut, was man ihm sagt.«

»Sie sprechen von dem ›Grünen Blitz‹ bei Sonnenuntergang, Mrs. Laud?«

»Ja, von dem spreche ich.«

»Soll das heißen, daß *Sie* ihn die ganze Zeit hatten?«

Sie fing zu lachen an, und wieder sah sie ganz anders aus. Es war, als hätte sie vorher nur jemanden dargestellt und demaskiere sich jetzt. Ich hatte die Frau nie richtig gekannt. Sie war nicht mehr die milde, brave Haushälterin, dankbar, daß sie Geliebte ihres Herrn sein durfte und für sich und ihre Familie über die ganzen Jahre Unterkunft gefunden hatte. Sie hatte sich in einen anderen Menschen verwandelt. Oder war die brave Haushälterin der wirkliche Mensch, und die andere blitzte mich jetzt mit wildem Blick an? Sie war besessen!

»Ehe Ihre Zeit gekommen ist, werden Sie ihn sehen«, wiederholte sie. »Ich will, daß Sie ihn sehen. Diesen Augenblick werde ich nie vergessen, als ich ihn hinter dem Rahmen fand und sein Glanz mir entgegenstrahlte ... Dieser Glanz, diese Kraft! ›Ich gehöre dir‹, sagte er zu mir. ›Nimm mich, dann arbeite ich für dich. Alles, was du willst, wird dein sein.‹ Erst wollte ich ihn gar nicht behalten, nur in meinem Zimmer haben und anschauen. Oft wachte ich nachts auf und erinnerte mich, daß ich ihn jetzt besaß, dann hielt es mich nicht: Ich mußte ihn mir ansehen. Bis ich eines Tages merkte, daß ich Gewalt über alles hatte, weil der ›Grüne Blitz‹ sie mir geben würde.«

»Zeigen Sie ihn mir doch, Mrs. Laud«, sagte ich ganz ruhig.

Sie zog die Kiste zu sich und wühlte darin herum. Ich habe noch nie einen Geizhals sein Geld zählen sehen, aber bei ihrem Anblick konnte ich es mir lebhaft vorstellen. Ihr Gesicht veränderte sich abermals; der

Mund begann zu zucken, die Augen blitzten. Ich dachte: Sie ist wahnsinnig! Der ›Grüne Blitz‹ hat sie wahnsinnig gemacht.

Sie holte einen Bausch Watte heraus; ihre Finger zitterten, als sie ihn zerpflückte. Dann nahm sie etwas in die Hand, deckte die zweite darüber und verharrte verzückt einen Moment lang.

Schließlich lehnte sie sich wieder vor, öffnete die Hände – und da lag er in all seinem legendären Glanz, der schönste Opal aller Zeiten, der Stein, der mein Schicksal gestaltet hatte, der Unglücksstein, das schönste Juwel, das ich je gesehen hatte.

Den Stein zu beschreiben ist schier unmöglich. Er war groß ... größer, als ich es erwartet hatte. Auch mit meinen geringen Kenntnissen wußte ich, daß er in jeder Weise vollkommen war. Ich sah das tiefe Blau tropischer See in ihm und das hellere Blau eines wolkenlosen Himmels und das rote Glühen der sich brechenden Sonnenstrahlen. Aber die Faszination, die Aura, das Lebendige des Opals läßt sich nicht beschreiben. Er lebte, und dieses Leben wandelte sich, je nachdem, wie man ihn betrachtete. Mir wurde zunehmend schwindliger, es kam mir vor, daß ich mich in diesen schillernden Farben verlieren könnte, ertrinken in der tiefblauen See. Unheimliche Gewalt hatte dieser Stein auf den Betrachter – etwas Unbeschreibliches ging von ihm aus! Er war magnetisch, und ich *mußte* einfach danach greifen.

»O nein!« sagte sie. »Sie glauben doch nicht, daß Sie ihn mir wegnehmen können? Ich sag Ihnen was, Mrs. Madden: Ich zeige Ihnen den Stein nur, sonst nichts. Weil ich meinte, Sie sollten ihn sehen, ehe Sie sterben.«

»Ehe ich ... sterbe?«

»Sie fühlen sich doch schläfrig? Es tut nicht weh – Sie werden gar nichts merken. Ich habe etwas in Ihren Tee gegeben. Ein friedlicher Schlaf wird es sein, weiter nichts. Sehen Sie mal meine Hände an. Die sind kräftig. Und Sie haben einen schmalen Hals – ich habe ihn oft betrachtet. Es wird ganz leicht sein, weil ich weiß, wo man drücken muß. Aber ich warte, bis Sie fest schlafen. Ich tue nicht gern weh ... darum mache ich es so. Sie werden gar nichts spüren davon.«

Ich spürte, wie mir die Haare zu Berge stiegen. Und so nüchtern sagte sie das alles, daß es doppelt grauenhaft klang. Erst als sie den ›Grünen Blitz‹ erwähnte, wurde ihre Hysterie erkennbar. Ich war mit einer Verrückten allein im Haus. Bis zum Anblick des Steins hatte ich sie gar nicht ernstgenommen, aber jetzt wußte ich, daß sie verrückt war. Ein Schlafmittel hatte sie mir in den Tee geschüttet, es würde mich immer müder und müder machen. Ich überlegte, ob ich noch mit einem Sprung zur Tür hinaus käme, aber meine Glieder waren schon zu bleiern. Ich dachte nur immerzu: Allein im Haus – alle weg. Allein mit einer Verrückten ... Sie blickte auf ihre Hände ... die Hände, die schon darauf warteten, mich zu erwürgen ... aber erst, wenn ich schlief. Also durfte ich nicht einschlafen. Mußte mich wach halten, mußte sie irgendwie überlisten.

»Sie spielen aber gut Spinett, Mrs. Laud«, sagte ich.

Unheimlich, wie sie sich von der wahnsinnigen Mörderin wieder in die biedere Haushälterin zurückverwandelte.

»O ja, ich habe öfter für Mr. Hennicker gespielt. Er hat mir von dieser Jessica erzählt, von Ihrer Mutter. Allzulieb war mir das nicht, weil ich ihn selber gern hatte.«

»Und dann spielten Sie für mich?«

»Weil ich merkte, daß Sie überall herumschnüffelten, seit Sie gekommen waren. Hielten immer die Augen offen und suchten nach dem ›Grünen Blitz‹, das wußte ich. Seine Kraft und Macht hat mir wunderbare Ideen eingegeben. Ich beobachtete Sie durchs Fenster, als Sie mit Mr. Madden den Stein suchten. Und ich sah Sie auch mit Jeremy Dickson. Ich wollte nicht, daß Lillas Dickson heiratet. Ich wollte Mr. Madden für sie. Ich nahm ja an, daß Mr. Hennicker ihm den ›Grünen Blitz‹ vererben würde, und dann gehörte er zum Teil auch ihr. Nein, er war ja schon meiner. Ist auch egal ... Plötzlich tauchten Sie auf als seine Frau, und ich mußte Sie irgendwie aus dem Weg schaffen. Nicht einmal Lillas gönnte ich den Stein mehr. Er gehörte mir, und ich wollte ihn behalten.«

»Sie haben den Stein also für sich arbeiten lassen?«

Sie nickte. »Das erste Mal merkte ich es, als Tom Pailing herkam und ich an seinem Wagen das Rad lockerte. Er hatte dann den Unfall, und

Jimson bekam so seinen Posten. Der ›Grüne Blitz‹ bringt einem solche Eingebungen und zeigt auch, wie man sie ausführen soll.«

»Dann haben mich also *Sie* in die Galerie gelockt! Und was bezweckten Sie damit?«

»Der Stein ist klug, er tut nichts ohne Grund. Sie sollten herumerzählen, daß Sie Angst hätten, denn Sie dachten doch, Ihr Mann wolle Sie aus dem Weg haben, oder? Wenn eine Frau auf geheimnisvolle Weise stirbt, gerät immer zuerst der Mann in Verdacht. Ich wußte genau, was los war ... getrennte Schlafzimmer und die Sache mit Isa Bannock. Ich war sicher, daß Sie irgend jemandem davon erzählen würden. Er hat vor langer Zeit auch das Spinett gespielt, Ben hörte ihn gern. Und er wußte auch von der Treppe, stimmt's?«

»Also Sie spielten das Spinett und entkamen über die Treppe, und dann arrangierten Sie alles für den Unfall. Wenn ich dabei umgekommen wäre, hätten Sie dafür gesorgt, daß man meinen Mann verdächtigt.«

»Das war aber nicht die Idee des Steins, sondern meine eigene, und sie war nicht sehr gut. Daß Sie sich auf der Treppe zu Tode stürzen würden, war kaum anzunehmen. Und dann war es doch sehr umständlich, Sie hinaufzulocken. Man hätte mich leicht einmal erwischen können. Aber durch einen bösen Unfall hätten Sie wenigstens eine Weile nicht mehr herumspionieren können, und es wäre so eine Art Vorwarnung gewesen. Liliass hat mir einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie wurde ganz hysterisch wegen meiner Spielerei, und sie und Jimson versuchten, mich daran zu hindern. Sie haben mich immer beobachtet. Daß ich den Stein besaß, wußten sie aber nicht. Sie meinten nur, ich sei so verändert.«

Ich mußte wach bleiben und sie dazu bringen, weiterzusprechen. »Da hatten Sie aber die Idee, Liliass mit meinem Mann zu verheiraten, bereits aufgegeben.«

»Es war vielleicht keine so schlechte Idee. Das Wichtigste war jedoch, den Stein zu behalten. Als ich neulich abends ins Zimmer kam und Ezra Bannock über meiner Nähkiste sah, wußte ich, was er vermutete. Ich erkannte es an seinem Gesicht.«

»Dann haben *Sie* ihn also getötet?«

»Ja. Ich wartete bei der Schlucht, erschoss ihn und vergrub die Leiche. Man hätte ihn vielleicht nie gefunden, wenn das Pferd nicht gewesen wäre. Und *Sie* mußten noch dorthin reiten! Da kam es mir ... *Sie* waren die eigentliche Gefahr!«

»Und der Brief von Jeremy Dickson?«

»Ich habe stundenlang seine Handschrift vom Dankschreiben auf die Einladung zur ›Schatzsuche‹ kopiert. Ich glaube, es ist ganz gut gelungen. Das war auch wieder der Stein. Und damit hätte ich eigentlich alles erreichen müssen. Aber Liliass – meine eigene Tochter – verhinderte es, als sie den Brief fand. Was suchte sie in Ihrem Zimmer? Sie war eifersüchtig auf Sie und Jeremy. Jedenfalls entdeckte sie den Brief und schwor, daß es nicht seine Handschrift sei. Ritt in die Stadt damit, und alles war verdorben. Jetzt mußte ich natürlich etwas Endgültiges unternehmen.«

Ihr Gesicht verzog sich. Es sah plötzlich aus, als wolle sie weinen.

»Ich habe es Mr. Madden angesehen, er wird keine Ruhe mehr geben. Jemand hat Sie bedroht, und er wird bei der Suche zuviel entdecken. Er ist in dieser Hinsicht genau wie Mr. Hennicker, läßt nicht locker, bis er auf den Grund der Dinge kommt. Das muß ich verhindern.«

»Das wird Ihnen nie gelingen.«

Sie sah mich spöttisch an. »Der Stein weiß eine Lösung. Er hat immer eine Lösung, gegen ihn kommt man nicht an. Nur wenn ich ihm nicht gehorche, geht es schief ... wie mit der Börse. Das war dumm. Ich nahm sie, damit es nach Raubüberfall aussehen sollte, hätte sie aber gleich irgendwo im Busch wegwerfen sollen, dann hätte es nichts ausgemacht, wenn sie jemand fand. Und dann mußte ich sie mir natürlich wiederholen, und das war falsch ... Ohne den Stein werde ich nichts mehr tun, er ist allmächtig.«

»Sie wollten mich töten, und es ist Ihnen mißlungen: zweimal schon.«

»Weil ich nicht verstand, was der Stein mir sagte.«

»Und jetzt meinen Sie, es zu verstehen?«

»O ja, jetzt ist mir alles klar.«

Mein Gott, betete ich innerlich, hilf mir gegen den Wunsch anzukämpfen, meine Augen zu schließen und allem zu entfliehen. Hilf mir, wach zu bleiben! Solange ich wach bin, kann mir nichts passieren. Ich muß sie weiter zum Reden bringen.

»Es wird wieder mißlingen«, sagte ich.

Sie sah mich überrascht an.

»Sie haben mir ein Schlafmittel in den Tee geschüttet und meinen, daß Sie mich jetzt bald umbringen können.«

Sie nickte lächelnd, blickte auf ihre Hände nieder, streckte die Finger und bewegte sie.

»Wenn Sie mich töten, werde ich hier im Zimmer liegen. Wie wollen Sie das erklären? Man wird Sie des Mordes überführen, und auf Mörderinnen wartet hierzulande der Strick. Was hilft es Ihnen also?«

»Sie werden aber nicht hier liegenbleiben«, sagte sie. »Sie werden verschwinden.«

Ihr dämonisches Lachen ließ mich erschauern. Es brachte mir zu Bewußtsein, daß ich mit einer Frau um mein Leben kämpfte, die wahn-sinnig war und deren Kräfte genügten, um mich zu töten. *Ein Fehler*, und es war aus mit mir. Ich sah keinen Fluchtweg mehr, fühlte mich in die Enge getrieben.

Sie hielt noch immer den Opal in der Hand. Fast schien es, als könne sie ihn nicht weglegen, als hätte sie Angst, die übermächtige Kraft würde sie dann verlassen.

In all den Monaten, die ich schon im Haus lebte, war sie also schon verrückt gewesen!

Ich sprach jetzt nicht weiter, denn solange sie meine Gegenwart vergaß – was im Augenblick der Fall zu sein schien –, gewann ich kostbare Zeit. Solange ich noch bei Bewußtsein war, würde sie mich nicht anrühren. Sie war an sich keine gewalttätige Person, nur die Besessenheit in ihr befähigte sie dazu.

Ich dachte an Joss ... ununterbrochen. Alle möglichen Erinnerungen stiegen mir auf. Beide waren wir dumm gewesen, hatten uns geweigert, die Wahrheit zu erkennen. Ben hatte bereits damals die Zeichen richtig gedeutet. Und jetzt, wo ich alles so klar sah, lief ich Gefahr, all dies

zu verlieren. Unser Stolz hatte zwischen uns einen Graben errichtet – meiner genauso wie seiner –, und jetzt ließ er mich, ohne es zu wissen, mit der Mörderin allein.

Joss, wo bist du? Ich möchte mein Leben mit dir beginnen – jetzt, hier ...

Wie würde dies alles enden? Er jagte einer falschen Spur nach, suchte Jeremy Dickson – der vermutlich in seinem Büro in Sydney saß und über Steine verhandelte.

Mrs. Laud unterbrach meine Gedanken.

»Es ist alles vorbereitet – im Garten. Ich werde Sie dort vergraben, und niemand wird gerade da suchen. Ihre Reisetasche werde ich verstecken, und es werden einige Kleider fehlen.«

»Das ist doch sinnlos, Mrs. Laud. Denken Sie nur an Ezras Börse. Der ›Blitz‹ hat Sie da nicht gerade gut beraten, oder?«

»Das war ja damals mein eigener Fehler. Und ich würde den ›Grünen Blitz‹ nicht verspotten, wenn ich Sie wäre, das vergibt er Ihnen nie! Er hat mich gewarnt: Vergrab sie tief. Niemand darf sie finden, wie es mit der Börse passierte ...«

»Schon recht eigenartig, daß wir hier mein Begräbnis besprechen.«

»Was soll das jetzt wieder? Sie lieben Scherze, ich weiß, aber das hier ist keiner. Ich werde erzählen, daß Sie den ›Grünen Blitz‹ haben, ihn mir zeigten und ich versuchte, Sie zur Herausgabe zu überreden. Und dann sind Sie geflohen.«

»Das können Sie gar nicht machen. Sie müßten ja Wattle auch töten. Und begraben.«

»O nein! Ich sage ja, daß Sie von jemand abgeholt wurden, der Pferde mit sich führte.«

»Wohl Jeremy Dickson?«

»Für den Anfang wohl das beste ...«

»Und wenn er zurückkehrt?«

»Dann verhilft mir der Stein zu einer Idee. Warum schlafen Sie nicht endlich ein? Es wäre viel besser für Sie, dann haben wir's bald hinter uns.«

»Ich denke aber nicht daran!«

»Sie *müssen* einschlafen – da gibt es keinen Ausweg mehr.«

Langsam wurde sie wild. Ich sah das fanatische Glitzern in ihren Augen und dachte: Das hat der Stein aus ihr gemacht! Er hat das Leben meiner Mutter zerstört, und jetzt muß ich womöglich seinetwegen sterben. Ich habe ihn gesehen und weiß inzwischen, was er einem Menschen Böses antun kann.

Mit aller Kraft hielt ich mich an der Tischkante fest. Wellen der Müdigkeit überschwemmten mich, wieder und wieder. Ich versuchte meine Gedanken krampfhaft unter Kontrolle zu bringen. Dachte an den Tod und die Rückkehr meines Mannes – der mich nicht mehr antreffen würde. Ob er wirklich glauben konnte, daß ich mit Jeremy Dickson geflohen war? Und – wenn Jeremy später zurückkehrte – ob er dann einen Unbekannten verdächtigen würde, mich mitsamt dem Stein entführt zu haben?

Schon mehrmals hatte der Stein Menschen behext – würde er glauben, daß dies auch mir passiert war?

Ich *mußte* am Leben bleiben! Um mein Leben kämpfen, wie ich noch nie um etwas gekämpft hatte! Mich daran erinnern, daß zwischen mir und meinem Leben mit Joss nur diese Wahnsinnige stand.

Immer wieder sagte ich ihr: »Das gelingt Ihnen nie!«

Ihr Gesicht schwebte wie losgelöst vor meinem Blick ... die Maske war ab, der Wahnwitz stand nackt in ihren Zügen, ein Wahnwitz, der ihr übermenschliche Kräfte verlieh.

Alles wurde zusehends verschwommener. Ich hatte das Gefühl, die Dinge wie von außen zu betrachten – sah sie meinen leblosen Körper in den Garten schleppen, an den sandigen Rand, wo sie mich vorläufig rasch und unauffällig verscharren konnte. Später bekam ich ein tieferes Grab. Sah sie meine Kleider holen und verstecken ... Sah Joss ergebnislos von seiner Jagd auf Jeremy zurückkehren – spürte seinen Zorn, seine Wut, seinen verletzten Stolz. Wie entsetzlich es ihm gewesen war, von mir zurückgestoßen zu werden! So sehr, daß er sich mit Isa dafür rächte!

Und jetzt mußte er glauben, daß ich ihn betrogen hatte. Aber wieso, wie? Mit wem hätte ich denn fliehen sollen? Nein, damit kam sie nicht durch. Es *gab* einfach keinen Verdächtigen!

Aber wer vermutete in der stillen, unauffälligen Haushälterin so teuflische Pläne? Eine vom Teufel Besessene!

Ich hörte mich flüstern: »Nein, nein, nein ...«

Die Minuten vergingen.

Unaufhörlich spürte ich, wie meine Kraft nachließ. Zwang mich immer wieder ins Bewußtsein zurück.

Sie wurde unruhig.

»Ich verstehe das nicht – Sie müßten längst bewußtlos sein.«

»Meine Willenskraft ist eben stärker als Ihre Mittelchen.«

»Man könnte geradezu glauben, daß *Sie* den ›Blitz‹ haben.«

»Er gehört ja von rechts wegen mir ... mir und meinem Mann. Vielleicht weiß er das.«

Jetzt sah ich echte Angst in ihren Augen.

»Ja«, fuhr ich fort, »er weiß es. Sehen Sie doch nur, wie er für mich strahlt! Er weiß, daß er mir gehört.«

»Nein, er war ja die ganze Zeit bei mir. Es geht nicht danach, wem er von rechts wegen gehört. Er war eben für *mich* bestimmt. Früher besaß ich kaum etwas, aber er verschafft mir alles. Sein *Besitz* zählt. Er hat mir in allem geholfen.«

»Aber nicht gegen *mich*! Tom Pailings Unfall haben Sie verursacht, Ezra Bannock getötet und mich auf die Treppe locken können – aber Sie haben ja selbst erlebt, wie ich mich rettete. Und dann versuchten Sie es mit der Mine, und es mißlang ebenfalls.«

Sie wurde aschgrau.

»Sie müssen also einsehen, daß der ›Blitz‹ mir nichts tut, weil ich seine eigentliche Besitzerin bin. Seine Eigentümerin, Mrs. Laud!«

»Ich gebe ihn nie wieder her – nie!« kreischte sie.

»Schauen Sie mal, Mrs. Laud, es ist doch nur ein Stück Opal, eine Silikatmasse aus dem Felsen. Wie können Sie dem geheime Kräfte beimessen?«

Sie blickte mich an, als verstünde sie meine Worte nicht.

»Der Stein hat Ihnen schon sehr geschadet – das müssen Sie doch selbst erkennen«, fuhr ich fort.

Sie sah mich immer noch verständnislos an.

Herrgott, ich danke dir, betete ich innerlich. Ich überwinde langsam die Schläfrigkeit. Ich werd's schaffen! Werde leben! Ich muß sie nur weiter hinhalten. Muß dauernd daran denken, daß ein Leben voll Glück mit Joss vor mir liegt.

»Sie lassen sich von einem Stein, einer Legende blenden – Sie bilden sich das alles nur ein, es existiert nur in Ihrem Gehirn!«

»Wie können Sie es wagen, den Stein zu verspotten? Sie haben doch nicht damit gelebt. Haben ihn nicht in den Händen gehalten. Sehen Sie selbst ...«

»Ja, lassen Sie mich sehen. Geben Sie ihn mir in die Hand.«

Sie schüttelte mit listiger Miene den Kopf. »O nein, Sie können ihn von dort aus gut genug betrachten. Sonnenuntergang auf dem Meer. Wenn Sie genau aufpassen, sehen Sie vielleicht den ›Grünen Blitz‹ aufstrahlen. Genau wie die Sonne auf dem Meer.«

Ich horchte angespannt ... Irgend etwas schien sich unten zu rühren – jemand kam herauf. Ich blickte rasch zu ihr hinüber, aber sie hatte nichts gemerkt, war zu sehr mit dem Wunderopal und ihren Gedanken beschäftigt. Erleichterung erfüllte mich: Hatte ich gewonnen?

Und dann wurde die Tür aufgestoßen: Joss und Jimson standen vor uns.

»Mutter!« schrie Jimson verzweifelt.

Mrs. Laud erhob sich, starrte ihren Sohn an. »Diesmal bist *du* derjenige, letztes Mal war es Lillas ... meine eigenen Kinder!«

Sie preßte den Stein an sich und rührte sich nicht vom Fleck. Auch Joss wirkte schier versteinert, er sah mich nur an, während ich aufstand und ihm schwankend entgegenging. Jetzt, wo die entsetzliche Gefahr vorbei war, überkam mich wieder der Schwindel, ich taumelte nur noch.

Joss fing mich auf. Sagte zweimal zärtlich meinen Namen. *Wie* zärtlich er doch aus seinem Mund klang! Ganz fest drückte er mich an sich, und ich war's zufrieden.

Dann hörte ich wieder Jimsons Stimme, gequält, flehend: »Mutter, ich *mußte* es doch tun! Ich wußte, daß da was nicht stimmte!«

»Geben Sie das Ding her«, befahl Joss, und da brach sie in einen Schrei aus, der mich voll in die Wirklichkeit zurückholte. Die Stille danach kam mir unendlich vor.

Als ich aus meinem Betäubungsschlaf erwachte, stand alles noch ganz lebendig vor mir – jeder Tonfall, jede Miene.

Joss berichtete mir, daß sie geschrien habe, nie und nimmer gäbe sie den ›Grünen Blitz‹ her, und – ehe es jemand verhindern konnte – auf die Terrasse hinausgestürzt sei.

Als man sie unten auf den Steinen fand, hielt ihre Rechte den Opal noch fest umklammert.

Sechs Monate später fuhren Joss und ich heim – zwei neue Menschen ins alte Haus.

Es waren Monate herrlicher Entdeckungen, größter Abenteuer gewesen: Abenteuer gegenseitiger, alles erfüllender Liebe.

Noch vor unserer Abreise hatten Lillas und Jeremy geheiratet. Sie erzählte mir viel von sich, von Jimsons und ihrer Entdeckung, daß die Mutter dem Wahnsinn nahe war, ohne daß sie geahnt hätten, *wie* sehr. Als sie sie beim Spielen am Spinett ertappten, hatte Lillas hysterisch zu weinen begonnen. Aber weder sie noch Jimson vermochten dahinterzukommen, warum ihre Mutter das tat. Nach meinem Unfall auf der Treppe waren sie mißtrauischer geworden, und das war schließlich auch der Grund, warum Jimson sich Joss anvertraute, als er erfuhr, daß man mich in geschwächtem Zustand in ihrer Obhut gelassen hatte. Nur deshalb war Joss so rasch zurückgekehrt.

Lillas war verzweifelt über ihre Fehler. Aber ich beruhigte sie – konnte ich sie doch nur zu gut verstehen. Beide hatten die Mutter, die stets alles für sie getan hatte, schützen wollen. In ihrer Liebe zu Ben war sie enttäuscht worden; er hatte keine Ehe gewollt, und sie mußte sich damit zufriedengeben, ein Heim für sich und die Kinder zu haben. Bei ihrer konventionellen Denkungsart war das sicher ein schwerer Schlag für sie gewesen. Ich konnte mir gut vorstellen, wie sie mit ihrem Ge-

wissen gerungen und sich nur damit beruhigt hatte, daß sie ja alles der Kinder zuliebe auf sich nahm. Trotzdem war sie bestimmt nie davon losgekommen, und irgendwie versuchte sie es kompensieren zu können. Hätte Joss Lillas zur Frau genommen, so wäre ihr Ziel erreicht gewesen, und deswegen hatte sie auch die Bindung mit Jeremy zu hintertreiben versucht.

Erst als sie den ›Grünen Blitz‹ entdeckte, brach der Wahn endgültig aus. Sie sorgte dafür, daß Tom Pailing verunglückte, ermordete Ezra und versuchte, auch mich umzubringen. Irgendwie muß sie geglaubt haben, Joss würde Lillas doch noch heiraten, wenn ich erst nicht mehr da war. Am meisten Angst hatte sie aber davor, daß ich den ›Grünen Blitz‹ finden könnte. Sie war auf meine tote Mutter eifersüchtig gewesen und haßte mich daher von Anfang an. Allerdings hatte sie das gut zu kaschieren gewußt: diese Devotheit und Hilfsbereitschaft!

Jimson und Lillas taten mir leid. Aber Lillas hatte ja jetzt Jeremy, und Jimson schien Trost in seiner Arbeit zu finden. Daß Joss und ich nach England fuhren, hatte auch mit dem Unglücksstein zu tun. Ich diskutierte lange mit Joss darüber, und wir konnten uns nicht einigen. Sicher waren da auch noch so manche andere Streitpunkte zwischen uns – aber irgendwie gab das unserem Leben einen besonderen Reiz.

Wenn wir's ganz arg trieben, lachte Joss oft. »Ich wußte ja, daß es bei dir immer Feuerwerk geben würde.«

»Feuerwerk ist doch was Schönes«, sagte ich dann wohl. »Du freust dich doch auch über das bunte Sprühen.«

»Ja, immer. Und außerdem sind unsere friedlichen Stunden dann um so schöner.«

Natürlich warteten alle gespannt, ob uns nun auch Unheil treffen würde.

»Die Legende um den Stein wird wohl niemals auszurotten sein«, meinte ich. »Sicher – er ist ja auch einmalig.«

Joss nahm ihn gern in die Hand und betrachtete ihn.

»Du wirst auch schon ganz besessen davon«, klagte ich.

»Unsinn. Ich bin nur von *einem* besessen.«

»Und das wäre?«

»Als ob du das nicht genau wüßtest: Von dir!«

»Ach, Joss, wie schön du das gesagt hast ...! Aber Besessenheit hält oft nicht an – gib acht!«

»Da haben wir's wieder – nie bist du zufrieden!«

»Immerhin warst du eine Zeitlang von Isa besessen.«

»Ja, ehe du kamst. Alle waren besessen von ihr. Ich habe mich schon mit sechzehn in sie verliebt ... wie alle übrigen hier.«

»Du hast aber das Verhältnis nicht abgebrochen.«

»Weil sie es so wollte.«

»Und ihr den ›Harlekin‹-Opal geschenkt.«

»Nur um dich zu ärgern – das weißt du doch!«

»Manchmal könnte ich dich hassen!«

»Darum ist ja deine Liebe dann auch um so wunderbarer.« Er wurde plötzlich ernst. »Und Isa vergiß jetzt, bitte. Das ist vorbei. Ich habe es nur getan, weil du mich nicht wolltest. Mich verhöhnt hast – mich, einen Pfau! Pfauen mögen so was nicht. Sie werden dann boshaft.«

»Dieses Geschenk war das Grausamste für mich.«

»Das mache ich schon noch gut. Du bekommst etwas viel Wertvolles – den ›Grünen Blitz‹.«

»Nein, bitte!«

»Doch, damit du den ›Harlekin‹ vergißt. Ich übertrage dir meinen Anteil. Er gehört jetzt dir, und er ist tausendmal mehr wert als der ›Harlekin‹.«

»Ich wollte ohnehin über den ›Grünen Blitz‹ mit dir sprechen. Ich fürchte mich vor ihm.«

»Du fürchtest dich vor einem Stein?«

»Ja. Er hat das Leben meiner Mutter ruiniert und meines verändert. Seinetwegen mußte Ezra sterben, Tom Pailing wurde zum Krüppel – und beinahe hätte er auch mich auf dem Gewissen gehabt.«

»Du wirst dich doch nicht von dem abergläubischen Geschwätz beunruhigen lassen?«

»Ich denke nicht an mich selbst – nur an meine Familie. Ich will kein Risiko eingehen. Es gibt Dinge, die zu kostbar sind, um aufs Spiel gesetzt zu werden.«

»Ich? Das Kind?«

Ich nickte.

Vor lauter Rührung lachte er wieder, halb spöttisch und doch zärtlich diesmal. »Was schlägst du also vor?«

»Daß wir den Stein nach London bringen und einem Naturwissenschaftsmuseum vermachen. Da können ihn alle Leute bewundern und er wird nichts Böses anrichten, weil er niemandem und allen gehört.«

»Du verzichtest also völlig auf mein Geschenk?«

»Du hast mir anderes gegeben, Joss: Größeres, Wichtigeres.«

»Mit der Zeit wirst du ganz schön sentimental«, stellte er betont lakonisch fest.

»Stört dich das?«

»Wie könnte es – mir geht's ja genauso!«

Ich wollte mein Baby auf Oakland zur Welt bringen, und Joss war bereit, meiner Laune nachzugeben. Ben hätte es bestimmt sehr gefreut, denn durch Joss, seinen Sohn, kam er nun auch in unseren Stammbaum, der ihn immer so fasziniert hatte. – Oakland Hall hatte sich in keiner Weise verändert. Warum auch? Nur, weil ich in Australien gewesen war, mich verliebt hatte und beinahe umgekommen wäre? Dafür stand das Haus schon zu viele Jahre, Jahrhunderte, hatte zu viele Tragödien und wohl auch Komödien mit angesehen.

Auch Miriam hatte bereits ein Kind. »Dieser Tag wird ihr noch leid tun«, sagte meine Großmutter dazu. Sie schien mit der Vergangenheit und der Gegenwart leidlich versöhnt, seit Oakland durch mich für die Familie sozusagen zurückerobert worden war – und wohl auch, weil Xavier seine Lady Klara geheiratet hatte und ihre Güter verwaltete.

Mir gegenüber benahm sie sich sehr zivilisiert und zeigte sich an dem neuen Stammhalter höchst interessiert. Daß ich ihn auf Oakland zur Welt brachte, war ganz in ihrem Sinn. Selbst mit Joss arrangierte sie sich nach ein paar stürmischen Wortgefechten; sie anerkannte wohl seine Macht und Kraft, deren selbst sie nicht Meister werden konnte.

»Immerhin hat er seine Erziehung größtenteils in England genossen«, sagte sie quasi entschuldigend, und daß er uns Oakland zurückgegeben hatte, machte ihn in ihren Augen fast bewundernswert.

Unser Sohn wurde an einem milden Septembertag in dem gewölbten Raum geboren, in dem all meine Vorfahren das Licht der Welt erblickt hatten.

Der Gipfelpunkt meiner Seligkeit war erreicht. Ich saß in dem großen Baldachinbett und sah über den in Jahrhunderten zu Sammetweiche gepflegten Rasen; ich fühlte, daß ich wirklich *daheim* war, und wußte gleichzeitig, daß in Zukunft für mich nur noch eines wichtig sein würde: ein reiches, erfülltes Leben mit Mann und Kind.

Joss kam das Baby ansehen; das winzige Dingelchen erschien ihm irgendwie unwirklich. »Schön, was?« sagte er verlegen zu mir.

»Was ist schön?«

»Das Leben«, sagte er. »Einfach zu leben.«

»Ja, es ist schön – und es wird noch viel schöner werden.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich weiß es eben!«